

Die Apostelbilder in Bitz

Von Fritz Scheerer

Im modernen Gemeindezentrum von Bitz hängen im Saal des 1976 umgebauten Gemeindehauses, das schon 1929 zu den modernsten des Dekanatsamtes Balingen zählte, zwölf hochovale Apostelbilder aus der alten Bitzer Pfarrkirche St. Nikolaus, die aus der einstigen Klosterkirche Margrethausen stammen. Die Herkunft der Bilder war lange Zeit im Dunkel gehüllt. Nur die Oberamtsbeschreibung Balingen (1880) brachte auf Seite 302 eine Notiz, daß die Bilder aus dem Kloster Margrethausen stammen sollen. Die Nachforschungen des Lautlinger Pfarrers und Kunstsachverständigen der Diözese Rottenburg, Albert Pfeffer, brachten Licht in das Dunkel.

In den Aufhebungsakten des Klosters Margrethausen in den Staatsarchiven Stuttgart und Ludwigsburg wurde die überraschende Notiz entdeckt, daß bei dem Verkauf des Inventars der Klosterkirche der Franziskanerinnen in Margrethausen am 12. September 1812 die Bilder der 12 Apostel aus der dortigen Klosterkirche um 5 Gulden an den Ebinger Apotheker Christian Rampold durch den Landvogteisteuerrat Zeller von Rottweil und Kameralverwalter Riegel von Ebgingen (1807-1819 ein Kameralamt Ebgingen) übergegangen seien. Wie sie dann nach Bitz kamen, ist nicht bekannt.

Auflösung des Klösterleins Margrethausen

Das Franziskanerinnenkloster Margrethausen, das 1338 als „Klaue“ zu „Sant Margrethenhusen“ neu gestiftet wurde und wohl in seinen Anfängen in das 11. oder 12. Jahrhundert zurückgehen dürfte, entfaltete zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine rührige Tätigkeit. Statt des kleinen und baulich schlecht erhalte-

nen Konventgebäudes wurde ein größeres Kloster und eine eigene Klosterkirche gebaut. Am 3. und 4. Dezember 1723 wurden Kirche, Altäre und Begräbnisplatz geweiht. 1755 waren 18, um 1800 16 Nonnen, einschließlich der Meisterin, im Kloster.

Der Reichsdeputationshauptschluß machte 1802 dem Kloster ein Ende. Margrethausen, reichsritterschaftliches Territorium der Grafen Schenk von Stauffenberg, wurde mit dem Kloster u. a. dem Herzogtum Württemberg als Entschädigung für die auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetretenen württembergischen Besitzungen zugesprochen. Da die Besitzergreifung durch Württemberg vorzeitig erfolgte, protestierte Graf Schenk von Stauffenberg, doch ohne Erfolg. Die bejahrten Klosterinsassinnen konnten zunächst im Kloster bleiben. Sie erhielten eine jährliche Pension von 125 Gulden in Geld, 1 1/4 Klafter Holz und freie Wohnung im Kloster. Die Kloster Einkünfte zog aber das Oberamt Ebgingen ein.

In einem Teil des Klosters zog ein Förster ein, der die Klosterwaldungen (jetzt Staatswaldungen) besorgte. Bis zum Jahre 1811 blieben die Klosterfrauen, die sich aber eingeengt fühlten, beisammen, baten dann aber auf Drängen der Stuttgarter Behörden um Aufhebung des Klosters. Am 26. September 1811 wurde dem Antrag stattgegeben. Die Priorin erhielt 200 Gulden, jede der 14 Frauen jährlich 160 Gulden als Pension. Am 15. November 1811 zogen die meisten Klosterfrauen nach allen Himmelsrichtungen auseinander, 1815 wohnte nur noch eine in Margrethausen.

Im Jahre 1824 gingen Klosterkirche und drei Flügel des im Quadrat um einen Kreuzgarten gebauten Klosters an die Gemeinde über zur



Errichtung einer Schule und eines Rathauses, der vierte Flügel wurde zur Wohnung des Pfarrers. Die Klosterkirche war nun entbehrlich geworden und wurde dann 1824 abgebrochen, ebenso das Beichthäuslein und der Südfügel. Die beiden Barockaltäre und das Hochaltarbild (die Heiligen drei Könige) kaufte die Gemeinde Ratshausen für ihren Kirchenneubau (1816/17). Die Klostergüter wurden stückweise verkauft, die Waldungen behielt der Staat.

Die Klosterkirche (nicht die aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammende Dorfkirche St. Margarethen) stand im Garten an der südöstlichen Ecke des Klostergebäudes. Sie bestand aus einem einschiffigen Raum, an den sich im Osten ein Chor anschloß. Sie war im 17. Jahrhundert zu eng geworden. Durch den Franziskanerbaumeister Ulrich Beer aus dem Bregenzer Wald, der auch der Erbauer von Kirchen im schwäbischen Oberland war, wurde unter Mithilfe des Baumeisters Georg Liebhart aus Vandans im Montafon unter der Meisterin Maria Franziska Müller im Jahre 1723 eine eigene Kirche erbaut. An deren Decke leuchteten farbenfrohe Fresken. Doch über die weitere Ausstattung und Ausgestaltung



Alte Kirche (1928 abgebrochen)

Veranstaltungen 1981

Exkursionen

5. 4. Stuttgart, Cannstatt, Mühlhausen, Hohenheim (Dr. Stettner)
1. 5. Oberschwaben (Roller)
24. 5. Oberes Nagoldtal (Krauß)
13. 6. Um Melchingen (Höhlen und Pflanzen) (Scheff)
5. 7. Reutlingen und Umgebung (Klek)
- 13.-20. 7. Steiermark (Wedler)
20. 9. Oberes Neckartal (Stoffler)
11. 10. Oberes Lauterthal (Munz/Markert)

Vorträge

- Sept.: Island (Hauser)
? Ausblick, Rückschau auf große Exkursion (Wedler)
14. Nov. Hauptversammlung mit Graf Adelmann



der Kirche ist wenig bekannt. Erhalten blieben die in Stuckrahmen an den Wänden eingelassenen Ovalbilder der 12 Apostel, die als hervorragende Leistungen gewertet werden müssen. Heute sind sie im Besitz von Bitz.

Die Apostelbilder

Die Bilder haben eine Höhe von 1 m und eine Breite von 75,6 cm. Dargestellt sind in Brustbildern Petrus mit Schlüsselpaar und Buch, Andreas mit Keule und Halbmond, aus dessen Mund ein Teufel entweicht, Johannes mit Kreuzstab (s. Bild), Jakobus der Ältere als Pilger mit Pilgerhut, -Stab- und Muschel am Mantel, Jakobus der Jüngere mit Buch (s. Bild), Philippus mit Buch und Keule, Thomas mit strahlendem Herzen, in dessen Wunde er seine Finger legt, Matthäus mit Buch und Hellebarde, Bartholomäus als Muskelmann, Simon der Eiferer mit einer Sonne und dem Teufel, Judas Thaddäus mit Schwert und Buch und Matthias mit Beil.

Alle Bilder charakterisieren die Apostel scharf und temperamentvoll. Dies ist vorzüglich gelungen (s. Johannes, Jakobus). Die Farben sind hauptsächlich auf zwei gegensätzliche Töne abgestellt (grau-gelb, violett-ocker-gelb, hellblau-orange usw.) und sind mit reifer Überlegung und feinem Geschmack gewählt.

Wer ist nun der Schöpfer dieser hervorragenden Bilder? Die Akten des Klosters Margrethausen geben keinen Aufschluß. Die Bilder selber weisen in ihrer künstlerischen Handschrift nach stilistischen und farbigen Merkmalen auf eine Entstehungszeit in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wegen der Sonderheit der Apostel kann aber keiner der schwäbischen Maler in Betracht kommen. Das Rätsel des Meisters löst sich erst, als anlässlich der Reinigung und sorgsamem Konservierung der Bilder auf zweien derselben eine Künstlersignatur zum Vorschein kam: auf der Darstellung des Simon „Götz fecit“ und auf dem Andreasbild „Götz fec. 1731“. „Der Maler, der hinter diesen Signaturen steckt, kann niemand anders sein als der berühmte Augsburger Rokokomalers Gottfried Bernhard Götz“ (Pfeffer).

Aus dem Leben des Künstlers wissen wir, daß er am 10. August 1708 in Welchrad in Mähren geboren ist, wo sein Vater Klosterschmied des Zisterzienserklosters war. Der hochbegabte Gottfried besuchte zuerst die Klosterschule seines Heimatortes. Sein Sinnen und Trachten war auf die Kunst gerichtet. So lernte er zuerst bei dem Freskomaler Johann Eckstein in Brünn. Als Einundzwanzigjähriger kam er zur Weiterbildung nach Augsburg, wo er sich „mit dem hochbegabten Johann Holzner an den Akademiedirektor Johann Georg Bergmüller (1720 - Frühjahr 1730), dann

(von April 1730 - Frühjahr 1735) an den Barockmaler Johann Rotplez anschloß“ (Pfeffer).

Die künstlerische Tätigkeit von Gottfried Bernhard Götz erstreckte sich auf mehr als 40 Jahre. Bekannt sind von ihm u. a. aus dieser Gegend Fresken an Decken von Barockkirchen und Altarbilder zu Salem, Meersburg, Weingarten, Habstal bei Sigmaringen, Schussenried. Götz „war ein fruchtbarer Maler, Illustrator und Kupferstecher, ein Zeichner von hoher Qualität und großer Leichtigkeit, ein ungemein phantasievoller Erfinder“ (Adolf Feulner). Als Frühwerk dieses Meisters gelten die Apostel in Bitz. Es ist erstaunlich, wie der erst Dreiundzwanzigjährige den Reichtum in Formen und Farben der verschiedenen Temperamente der Apostel darzustellen verstand. Den Auftrag für das Kloster Margrethausen verdankte er wohl dem Umstand, daß sich im 18. Jahrhundert zahlreiche Klosterfrauen aus Augsburg in Margrethausen befanden. Diese Frauen oder deren Angehörige dürften die Bilder gestiftet haben.

Das alte Bitzer Kirchlein

Die in Öl auf Leinwand gemalten Apostelbilder in hochelliptischem Rahmen sind von Margrethausen über Ebingen in die ehemalige, mehrfach umgebaute Bitzer Kirche her-

übergerettet worden, die nach einem Steinmetzzeichen am Turm über dem Chor im Jahre 1519 erbaut worden war. Die Kirche war ein einfacher Saalbau mit staffelgiebligem Turm (s. Bild), der im 1. Stockwerk ein Eselrückenfenster hatte. An den Emporebrüstungen hingen rund 100 Jahre lang die 12 Apostelbilder. Das Kirchlein steht zwar heute nicht mehr und wurde, weil zu klein geworden, 1928 abgebrochen, nachdem die von dem Architekten Oelkrug/Stuttgart, erbaute stattliche Martinskirche auf dem Lindenhühl fertiggestellt war.

Der künstlerische Wert der Apostelbilder wurde von dem damaligen Bitzer Pfarrer Alfred Gaß (1916-1950) erkannt. Sie wurden dann durch das Landesamt für Denkmalpflege in fachmännischer Weise gereinigt, neu aufgezogen und in der ursprünglichen Frische wieder hergestellt. Nun kamen sie aber nicht in die neugebaute Kirche, sondern in den großen Saal des an der Stelle der alten Kirche neugebauten Gemeindehauses, wo die kostbaren Bilder einen würdigen Schmuck bildeten. Heute schmücken sie in neuer Goldfassung und das von Kunstmaler Bauer an der Westseite des Saales über der Tribüne angebrachte Bild des alten Kirchleins den großen Saal des imposanten Gemeindehauses.

Vom alten Bitzer Kirchlein Ein kleiner Beitrag zu seiner Baugeschichte

von Dr. Walter Stettner, Ebingen

Wann die erste Kirche in Bitz gebaut wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Beim Verkauf des Ortes durch Schwenger von Lichtenstein im Jahre 1386 muß schon ein Gotteshaus vorhanden gewesen sein, denn den Ebingern wurde die Pflicht auferlegt, für die kirchliche Versorgung der Bitzer zu sorgen. Klein war die Zahl der Einwohner, noch in der Reformationszeit lebten in Bitz nur 6-10 Familien. Bald darauf ist die Bevölkerungszahl spürbar gewachsen, um die Mitte des 18. Jahrhunderts betrug sie etwa 300 Personen.

Da war das „uhralte und baufällige Kirchlein“ für die „ziemlich stark angewachsene Bürgerschaft“ zu klein. Es sollte ausgebessert und vergrößert werden. Die Bitzer wünschten eine Verlängerung und Verbreiterung des Gebäudes. Sie waren jedoch nicht imstande, die Kosten für dieses Vorhaben aufzubringen. Darum richteten sie ein Gesuch an die herzogliche Regierung, diese möge ihnen Beihilfe leisten und zwar aus zwei Quellen, aus der herzoglichen „Geistlichen Verwaltung“ in Ebingen, die den großen und kleinen Zehnt in Bitz einziehe, und aus einer Umlage bei allen Stiftungen des Landes.

Das Stuttgarter Konsistorium schickte den Baumeister Majer nach Bitz, er sollte die Angaben der Bitzer prüfen und Vorschläge zur Verbesserung machen. Majer bestätigte, daß eine Vergrößerung notwendig war. Aber er schlug vor, den Kirchenraum nur zu verbreitern und zwar auf 40 Fuß (etwa 13 Meter), später könne man dann bei Bedarf das Schiff verlängern. Der Dachstock sollte bei 20 Fuß (6,7 Meter) ansetzen und die Mauern eine Stärke von 3½ Fuß (1,05 m) erhalten. Der Kostenvoranschlag belief sich auf 1068 fl. (= Gulden). Das sogenannte Gemeinschaftliche Oberamt (der Balingen Spezialis = Dekan und der Ebingen Amtmann Geyer) bescheinigte den Bitzern, daß sie zu den Kosten nur die Beiführung der Materialien und die Handfronen leisten könnten. Nach der Meinung der beiden Herren sollte zwar die geistliche Verwaltung Ebingen einen Zuschuß geben, konnten aber auch die Vorsteher der Ebingen Stiftungen wohl dazu gebracht werden, ein Erkleckliches beizutragen. Dabei bemerkte Geyer, „das (!) Flecken Bitz, welches einen äußerst armen Heiligen (=Kirchenfonds) hat, ist ein Eigentum von der Stadt Ebingen, mithin zwischen beiden Orten sozureden einerlei Bürgerschaft“. Der Spezial merkte auf einem besonderen Blatt noch an, er habe zwar unterschrieben, sei aber „der Meinung, daß, weil die Ebinger bei allen Gelegenheiten sagen, Bitz ist einser (=unser), dieselben auch diese ihre Kirche aus ihren Mitteln bauen und bestreiten sollten, ohne andere zu beschweren“.

Dieser Einschätzung schloß sich auch das Konsistorium im großen ganzen an, es bewilligte zwar aus der Kasse der Geistlichen Verwaltung 100 fl., die Ebingen Stiftungen mußten ab 500 fl. beisteuern, die Stadt außerdem aus der Bürgermeisterkasse 200 fl., und die Bitzer brachten außer den Fuhr- und Handfronen auch noch 200 Gulden bares Geld auf. Was dann noch fehlte, wurde aus dem Erlös beim Verkauf des Altmaterials bestritten.

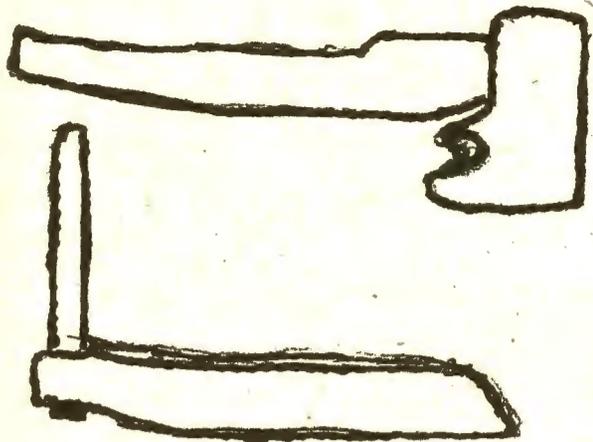
Wenn der Amtmann Geyer meinte, Ebingen und Bitz seien eine Bürgerschaft, so sahen offenbar die Ebingen das Verhältnis anders: denn sie führten ja, wie der Dekan schrieb, um jene Zeit immer wieder die Redensart im Mund „Bitz ist unser“. Etwa um die selbe Zeit konnte es ein Ebingen Bürgermeister fertig bringen zu erklären, er sei der Seigneur von Bitz. Immerhin, noblesse oblige, und die Ebingen langten schließlich doch ganz kräftig in die Kassen der Stadt und der Stiftungen zum Nutzen des Bitzer Kirchleins.

Quelle: Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 288 Bü. 1858 f.

Das alte Schindelmacher- Gewerbe

Von Fritz Scheerer

In unseren Städten ist das Handwerk schon früh bezeugt, wobei freilich die Nennung von einzelnen Berufen von starken Zufälligkeiten abhängig ist. Am frühesten (1289) wird in Balingen ein Schmied, dann 1323 ein Weber oder 1328 ein Ledergerber und ein Steinhauer erwähnt. Erst im 16. Jahrhundert und in den späteren Lagerbüchern sind die Nennungen von Handwerkern in den Städten zahlreicher, während in den Dörfern bis 1500 nur wenige Handwerker genannt werden. Betrachten wir aber die Erhebungen in den Lagerbüchern, etwa von 1732, so müssen wir feststellen, daß



Beil und Spaltlommel

eine Reihe von Berufen aufgeführt werden, die es heute nicht mehr gibt. So zählte man in Balingen 1701 nicht weniger wie 41 Rotgerbermeister, heute gibt es nur noch einen einzigen. Im 19. Jahrhundert waren die Messerschmiede in Balingen von großer Bedeutung. Es fanden sich 18 Meister mit 30 Gesellen in der Stadt. Andere Berufe wie Sattler, Seiler, Seckler, Nagel- und Kupferschmiede, Kannengießer, Zeugmacher, Küfer und noch andere sind völlig verschwunden. Auch übten viele ihr Handwerk nur dann aus, wenn die Feldarbeit getan war oder wenn Markttag guten Absatz versprachen.

Eines der abgegangenen Gewerbe ist das **Schindelmachen**, das vor allem in den Orten des oberen Eyachtales und seiner Nebentäler mit ihrem reichbewegten Relief und dem Mangel an guten Ackerlagen heimisch war. Die Ertragsfähigkeit der Ackerböden dieser Gemeinden mit ihren Braunjuraböden ist nur mäßig. Die Bewohner waren daher gezwungen, sich nach einem Nebenerwerb umzusehen, um ihr Leben fristen zu können. So leitete Oskar Fraas, der von 1850 bis 1854 Pfarrer in Laufen war, seine Gemeinde zum Sammeln von Heilpflanzen und Fossilien an. Andere sammelten Lumpen für die um 1740 erbaute Papiermühle. Wieder andere trieben Samen- und Baumpflanzenhandel. 1877 zählte man 18 Personen, die im Holz- und Samenhandel, und 24, die mit Ellenwaren, Spezereien, Honig, Korbwaren, Schwefelhölzer handelten. Noch andere, die ebenfalls nur eine kleine Landwirtschaft hatten, vertrieben ihre Erzeugnisse wie Holzrechen und -Gabeln, Weidenkörbe und Schindeln. Das Dachschindelnherstellen war an die Stelle der Anfertigung von Schwefelhölzern getreten. Um 1880 wurden von Laufen aus jährlich etwa 2½ Millionen Dachschindeln in den Handel gebracht.

Als in Streichen für die wachsende Bevölkerung die Nährfläche nicht mehr ausreichte, suchten die Bewohner einen zusätzlichen Verdienst im Gewerbe, vor allem in der Weberei und dann im Winter auch im Schindelmachen. Schon der Großvater von Walter Hetzel (früherer Bürgermeister) wie auch sein Vater und er selbst schnitzten Holzschindeln, bis die industrielle Herstellung der Schindeln dieses Handwerk überflüssig machte. Walter Hetzel stellte bis zu 15 000 Schindeln am Tag her und bündelte sie zu je 500 Stück. Als Bomben im letzten Krieg viele Dächer beschädigten, kamen von Balingen, Ebingen, Laufen, Bisingen usw. Geschädigte zu ihm, um Dachschindeln zu beziehen, damit sie ihre Dächer wieder flicken konnten. Heute besteht aber kaum noch Bedarf an Dachschindeln, die einst unter die falzlosen Ziegel gelegt wurden, damit die schmalen Zwischenräume ausgefüllt wurden und das Regenwasser in die Dachrinne ablaufen konnte.

Nicht nur Schwarzwälder Häuser erhielten früher eine Verkleidung, „Vertäferung“, mit kleinen Schindeln, sondern auch Gebäude in unserer Gegend. So ist heute noch die frühere Frauenarbeitsschule in Balingen in der Filserstraße auf den Wetterseiten mit Holzschindeln verkleidet. Diese geben, wenn sie entsprechend gestrichen sind, dem Gebäude einen warmen Ton. Diese kleinen, abgerundeten

„Täferschindeln“ wurden aus astfreiem Tannenholz hergestellt, das der Schindelmacher am Stamm oder in Scheitern kaufte und zu 18 cm langen Blöcken absägte. Die weitere Verarbeitung konnte im Schuppen oder sogar in einem geheizten Raum erfolgen. In meiner Jugendzeit war das für uns Buben sehr interessant, dem Schindelmacher zuzusehen. Er saß auf einem größeren Block oder auf einem Hocker. Mit Hilfe des Spaltlommels (s. Zeichnung) und eines Holzhammers wurden die Blöcke in keilförmige Platten, dem Verlauf der Jahresringe entsprechend in 4½ cm breite Klötzchen zerlegt, die dann jeweils wieder den Markstrahlen nach zu Schindeln aufgespalten wurden. Die weitere Zurichtung erfolgte am Schneidbock mit dem Schneidmesser zu einem am Ende abgerundeten Plättchen. Rund 1000 Schindeln wurden so von einem Mann bei etwa 10 Stunden täglicher Arbeitszeit hergestellt.

Im Frühjahr wurden dann die Hauswände verschindelt. Um Gleichmäßigkeit der abgerundeten Schindeln zu erreichen, wurde eine scharfgerichtete Schnur gespannt. Der Schindeldecker hatte das Material in einem Korb vor sich, den er mit seinem Körper gegen die Wand drückte, während die kleinen Nägel sich in einer Tasche befanden, die durch Riemen,

die um den Bauch geschlungen waren, festgehalten wurde. Mit Hilfe eines Beiles, das für uns Buben von sonderbarer Form war, wurden die Schindeln festgenagelt. Wie ein Schuppenpanzer lagen sie dann übereinander.

Das „Beil“ hatte einen etwa 27–30 cm langen Stiel (s. Zeichnung), die Schneide maß etwa 9 cm und diente zum Zerkleinern der Schindeln, der obere Teil als Hammer und ein weiterer Teil als Zange zum Herausziehen von Nägeln.

Die Verschindelung der Hauswände, bei der noch häufig Dachpappe unterlegt war, schützte in erster Linie gegen Regen und Kälte. Von einem Mann konnte an einem Tag 4–5 qm verschindelt werden. Die große Schindel, die zum Dachdecken verwendet wurde, führte nach dem Schwäbischen Wörterbuch auch den Namen Lander (Geschlechtsnamen: Landerer). Heute werden die Häuser größtenteils massiv gebaut, und zudem sind die Kosten für eine Verschindelung viel zu hoch. Da kein Bedarf mehr an handgeschnittenen Schindeln besteht, haben die Schindelmacher unserer Gegend ihr Handwerk aufgegeben. Schon mit dem Aufkommen der Industriearbeit ging der Handel mit Schindeln zurück. Es verschwanden die meisten Holzgewerbe, nur die Möbelfabrikation machte eine Ausnahme.

Oberhohenberg und sein Übergang an Württemberg

Von Fritz Scheerer

Zwei Ereignisse bedeuteten für die Südwestalb, den Heuberg, zwischen Donau, Schmiecha, Schlichem und Prim eine geschichtliche Wende. Vor 600 Jahren, am 26. Oktober 1381, verkaufte Graf Rudolf III. von Hohenberg um 66 000 Gulden seine Grafschaft (Ober- und Niederhohenberg) an Herzog Leopold von Österreich, und vor 175 Jahren, am 6. Januar 1806, ergriff der württembergische Kommissar Kammerherr und Wirkliche Geheime Rat Hans Otto von der Lühé von der durch den Friedensvertrag von Preßburg an Württemberg gefallenen Herrschaft Hohenberg Besitz.

Geschichtlicher und geographischer Überblick

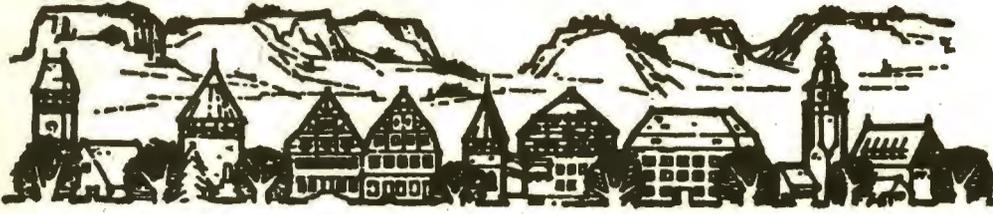
In dem Kaufbrief von 1381 sind namentlich genannt: „Hohenberg die Feste, Hohenberg das Städtlein, Schömberg die Stadt, Nusplingen die Stadt, Fridingen die Stadt, Kallenberg die Feste, Werenwag die Feste, Wehingen die Feste, Neckarburg die Feste (bei Rottweil), Waseneck die Feste (bei Oberndorf), Oberndorf die Stadt, Wehrstein die Feste, Isenburg die Feste, Horb die Stadt, Urnberg die Feste (bei Weitingen abgegangen) Ow das Städtlein (Obernu), Rottenburg die Feste außerhalb der Stadt, Rottenburg Burg und Stadt, Haigerloch die Burg und beide Städte, Binsdorf die Stadt, Ebingen die Stadt mit der Losung, Dornstetten die Stadt mit der Losung, der Turm zu Altensteig mit der Losung und die Mannschaft zu Waldenburg Burg und Stadt, die der von Württemberg inne hat“ (Mon. Hohenbergica S. 659).

Im Laufe der Jahrhunderte wurden manche Änderungen im Besitzstand vorgenommen, weiteres war hinzugefügt, anderes wieder abgetreten worden. Seit Ende des 18. Jahrhunderts umfaßte die Herrschaft Oberhohenberg die Stadt Fridingen, den Marktflecken Spaichingen mit Hofen, die Dörfer Bubsheim, Dautmergen, Deilingen mit Delkhofen und Oberhohenberg, Denkingen, Dürbheim, Egesheim, Gosheim, Ratshausen, Reichenbach, Schörzingen mit Neuhaus, Wehingen, Weilen u. d. R. (insgesamt 9257 Einwohner). Österreichischer Besitz war auch die Stadt **Schömberg** mit 1211 Einwohnern (1804) und die Stadt **Binsdorf** (633 Einw.) mit dem Kloster Kirchberg und dem Bruderhaus Bernstein. Bärenthal mit den Eisenwerken Bärenthal und Harras bei Wehingen zählten um diese Zeit zum Obervogteiamt Spaichingen.

Alle diese Orte und Gebiete waren bis 1805 unmittelbarer österreichischer Besitz. Auch die Dominien waren alle österreichische Lehen, nur hatten diese eine eigene Patrimonialverwaltung mit eigener niedriger Gerichtsbarkeit. Zu den Dominien in Oberhohenberg zählten **Werenwag** und **Kallenberg**. Werenwag bestand aus Hartheim, Heinstetten, Kolbingen, Langenbronn, Renquishausen, Schwenningen, Unterdigisheim und Werenwag. Zu Kallenberg gehörten Dormettingen, Erlaheim, Kallenberg, Nusplingen mit Heidenstadt, Obernheim (um 1800 insgesamt 4722 Einw.). Beide Herrschaften waren althohenbergischer Besitz. Werenwag kam nach dem Aussterben des gleichnamigen Geschlechts an die Laubenberg und 1629 an das Haus Fürstenberg. 1702 erhielt der Freiherr von Ulm die Herrschaft zusammen mit Kallenberg als Pfandschaft, 1722 als erbliches Mannlehen. Kallenberg wurde 1388 von Graf Rudolf von Hohenberg um 945 rh. Goldgulden den Grafen von Sulz als Pfand verschrieben. 1401 erwarben die Truchsess von Waldenburg die Herrschaft.

Im hohenbergischen Territorium lagen auch Gebiete der Reichsritterschaft, die an diese ihre Steuer bezahlten und Heeresdienste leisteten. Dazu gehörte die Herrschaft **Stetten am kalten Markt**, zu der Nusplingen (Heuberg), Glashütte, Hausen im Tal, Neidingen gehörten. Das Städtchen Stetten a. k. M. gehörte ursprünglich den Grafen von Hohenberg und wurde 1342 an die Herren von Jungingen verkauft. Von 1350 an wechselte es öfters den Besitzer (Herren von Magenbach, von Hausen, Österreich usw.), bis es 1756 an das Reichsstift Salemannsweil (Salem) kam und dann an Baden.

Zur Herrschaft **Oberhausen** zählten der Lochenhof und das Dorf Hausen am Tann, wo Österreich die Landeshoheit besaß, außer dem Niedergericht. Auch diese Herrschaft wechselte öfters den Besitzer (Scher, Stuben, Pach, Rottenmünster). Die Herrschaft **Dotternhausen** mit Roßwangen war um 1800 Eigentum der Grafen von Bissingen. Auch diese Herrschaft hatte im Laufe der Zeit verschiedene Besitzer (Bubenhofen, Stotzingen, Jesuitenkollegium Rottenburg). **Zimmern unter der Burg** (Zimmern im Löchlin) und Jungholz, ein Hof auf Markung Gößlingen, waren um 1800 im Besitz des Fürsten Zeil-Trauchberg. Österreich besaß hier die hohe Gerichtsbarkeit, was schon 1513 bestätigt wurde. Eigentum der



Kaiser von China erhält 1793 Planetarium von Ph. M. Hahn.

Von Alfred Münz

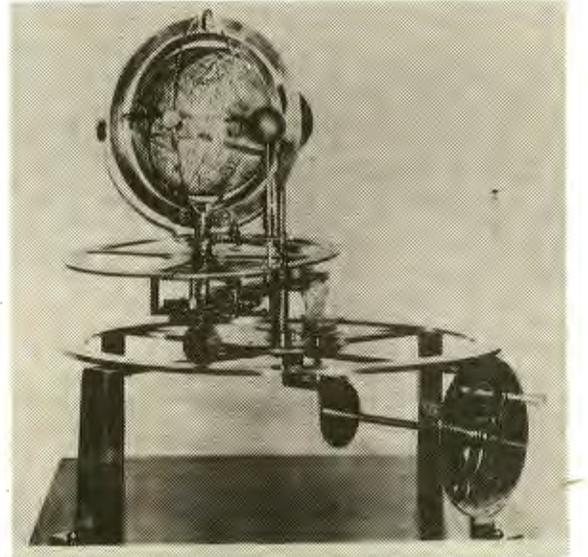
Am 30. Sept. 1980 ging in München die Ausstellung „Die Welt als Uhr“ zu Ende. Sie wurde gemeinsam vom Bayerischen Nationalmuseum und dem National Museum of History and Technology in Washington erarbeitet und geht vom 13. 11. 80 - 15. 2. 81 nach Washington. Da bei dieser Ausstellung erstmals auch Stücke aus amerikanischem Privatbesitz zu sehen waren und einschlägige englische und amerikanische Literatur aufgearbeitet wurde, stellte sich heraus, daß im Jahr 1793 der Gesandte König Georgs III. von England dem Kaiser von China, Ch'ien-lung, ein Planetarium des württembergischen Pfarrers Ph. M. Hahn (1764-1770 Pfarrer in Onstmettingen) überreichte.

Solche Geschenke waren damals so wenig wie heute Selbstzweck oder nur im Rahmen einer herkömmlichen Höflichkeit zu sehen, sondern sie sollten dem chinesischen Hof eine Vorstellung vom Fortschritt Europas in Wissenschaft und Technik vermitteln und ein günstiges Verhandlungsklima schaffen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß der Jesuitenorden schon viel früher sich mit Hilfe von Uhren (die Chinesen kannten die Räderuhr nicht), Teleskopen, Magneten, Brennsiegeln, Quadranten und anderen technischen Errungenschaften des Abendlandes Zugang zum chinesischen Hof und die Erlaubnis zur Mission erwarb. „Erst Naturwissenschaften und Instrumente hatten Ende des 16. Jahrhunderts das Betreten Chinas ermöglicht.“ (Dr. Klaus Maurice im Ausstellungskatalog).

Im Begleitschreiben, das König Georg III. Kaiser Ch'ien-lung überreichen ließ, heißt es in der Übersetzung: „Der König von Großbritannien möchte seiner Majestät, dem Kaiser von China, seine Hochachtung und Verehrung bezeugen, indem er eine Botschaft an ihn über eine so große Entfernung durch eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des Britischen Dominions übermittelt. Er wünscht, welche Geschenke er auch immer sendet, sie mögen einem so klugen und weisen Herrscher würdig

sein. Weder die Menge noch der Wert von Gaben ist für ein Kaiserhaus, das mit Wohlstand und Schätzen aller Art reich versehen ist, von irgendwelchem Gewicht, noch kann es gut sein, Tand von augenblicklicher Kuriosität aber geringem Nutzen zu schenken. Seine Britische Majestät war deshalb bemüht, entweder nur solche Geschenke auszuwählen, welche den Fortschritt der Künste und Wissenschaften in Europa kennzeichnen und dem erhabenen Geist seiner kaiserlichen Majestät davon Kenntnis zukommen lassen, oder Artikel, die zum praktischen Nutzen gebraucht werden können. Die Geschenke selbst aber sind nicht die Hauptsache im Verkehr zwischen Herrschern, sondern Absicht und Geist, die sie begleiten“.

Das erste Geschenk war das Hahn'sche Planetarium, ein heliozentrisches Modell des Himmels mit den Bewegungen der Gestirne. Das Räderwerk für die Umläufe war so sorgfältig berechnet und gearbeitet, daß es „in tausend Jahren nicht nachgestellt werden“ mußte und, wie Botschafter Macartney die Beschreibung des in China nicht bekannten Planetariums beendete, „es lange ein Zeichen sei für die Hochachtung, welche der Vortrefflichkeit seiner Kaiserlichen Majestät in einigen der entferntesten Teilen der Welt entge-



Ph. M. Hahn: Planetarium Winterthur

gebracht werde“. Nach dem Planetarium wurden als weitere Geschenke Teleskope, Himmels- und Erdgloben, Uhren, Barometer, Luftpumpe, Feuerwaffen u. a. überreicht und beschrieben.

Leider können wir den Hahn'schen Tagebüchern nicht entnehmen, wann er dieses Planetarium baute und wie es an den Hof von England kam. Bekannt sind lediglich folgende Tagebucheinträge:

22. Nov. 1773: „Beschreibung einer astronomischen und Rechenmaschine gemacht, weil sie jemand mit nach Engelland nehmen will“.

26. April 1775: „Materialist Hebeisen dagesewen von Straßburg, der Korrespondenz nach Engelland hat und sich zu allem offeriert (angeboten) hat“.

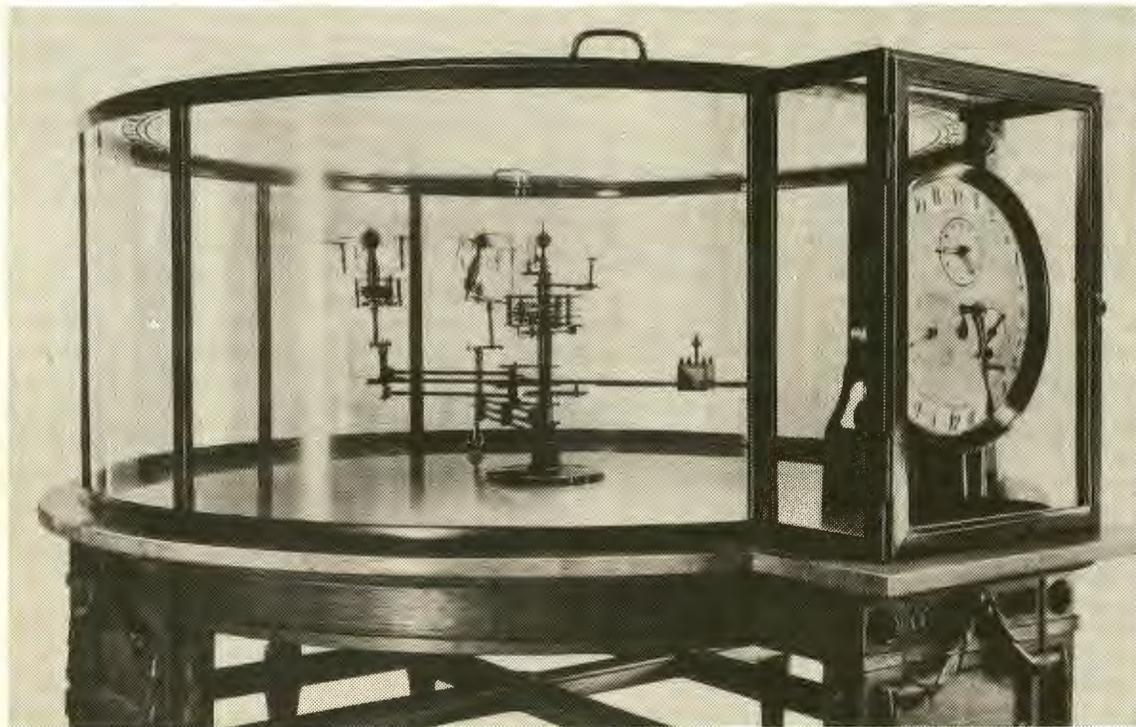
27. Jan. 1776: „Sternenfels will haben, ich solle wegen der Maschine an Herrn Markgrafen schreiben (Markgraf von Baden), der in Paris ist, weil er nach England geht und es dort bekannt machen könnte“.

Da Tagebücher nur für die Zeiten vom 14. Sept. 1772 bis 28. Sept. 1777, 11. Juni 1783 bis 17. Juli 1785, schließlich 13. Sept. 1787 bis 30. Juni 1789 vorliegen, auch diese z. T. mit herausgerissenen Seiten, können sich Herstellung und Verkauf des „chinesischen“ Planetariums in den Zwischenzeiten abgespielt haben. Um eine Vorstellung von demselben zu erhalten, müssen wir uns den beiden in Furtwangen und Winterthur befindlichen Planetarien Hahns zuwenden.

Beide unterscheiden sich schon äußerlich: das Furtwanger hat einen Durchmesser von 1.30 m, das Winterthurer von 13 Zoll, also etwa 33 cm. Da das kleinere Modell leichter zu transportieren war, auch wegen seiner kompakteren Darstellung stärker als technisches Wunderwerk wirkt, kann vermutet werden, daß das an den chinesischen Hof gelangte mehr dem Winterthurer Modell entspricht, wengleich anzumerken ist, daß Ph. M. Hahn selten zweimal ein gleiches Stück hat bauen lassen.

Vom Winterthurer Planetarium besitzen wir nun die Originalbeschreibung Hahn's und eine Aufnahme, und mit Hilfe von beiden soll versucht werden, ein Bild eines Hahn'schen Planetariums zu vermitteln.

Da die Beschreibung nach ihrer „Übersetzung“ 7 Maschinenseiten umfaßt, kann sie nur stark gekürzt wiedergegeben werden. „... Auf einem ‚Circulbogen‘, 1 Zoll breit, im Durch-



Planetarium von Philipp Math. Hahn in der Historischen Uhrensammlung Furtwangen/Schwarzwald.

messer aber 13 Zoll, bewegt sich die Erde in 365 Tagen 5 Stunden und 40 Minuten von Abend gegen Morgen um die Sonne. Er ist graviert und enthält 365 Einteilungen, die Tage sind von 5 zu 5 mit Zahlen aufgedrückt, und die Monate sowohl als auch die himmlischen Zeichen beige beschrieben.

An einem der herabgebogenen Füße ist ein gestochenes Scheiblein von 4 Zoll im Durchmesser angebracht, welches erstens die 24 Stunden eines Tages samt den Viertelstunden, zweitens die Monatstage enthält, im Mittelpunkt sind 2 Zeiger und eine Kurbel, woran man die ganze Maschine treiben kann.

Es geht eine Stange gegen den Mittelpunkt, da denn der ordentliche Tag durch Räderwerk, erstlich in einen Tag verwandelt werden mußte, der 24 Stunden 3'56'43" hält, weil durch das Fortführen der Tagesbewegung auf den in einem Jahr sich bewegenden Arm der Erde, durch eine unvermeidliche Wälzung der wahre Tag von 24 Stunden auf sich selbst durch eine neue wälzende Bewegung zu dem eigentlichen Fixsternstag wird, nämlich zu 23 Stunden, 56 Minuten, 4 Sek., 6 Terz, in welcher Zeit sich die Erdkugel eigentlich um ihre Achse dreht, und dadurch verursacht, daß nur die Fixsterne in dieser Zeit sich am Himmel herum zu bewegen scheinen.

Im Mittelpunkt ist die Sonne $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser, welche auch ihre gewöhnliche Bewegung von Abend gegen Morgen in 27 Tagen 12 Stunden und periodisch in 25 Tagen 10 Stunden 7 Minuten macht.

Das einzige hat sich bei der Sonne nicht schicken wollen, ihre Achse nach einem Winkel von 7 Graden eingebogen zu stellen. Die Erdkugel, welche alle 4 Weltteile und beträchtlichsten Inseln enthält, hat erstens ein kleines Scheiblein, das sich gegen Norden und Süden vorrücken läßt, um es auf unser Land, das wir bewohnen, stellen zu können. Freilich, bei dieser kleinen Erdkugel kann es nur auf Deutschland gestellt werden, wenn aber die Maschine in andere Länder käme, die eine größere östliche oder westliche Länge haben, oder man wollte nur sehen, wie sich hier die Jahreszeiten oder Unterschied der Tag verhalten, so kann man vermittelst Nachlassung des oberen Schräubleins im Äquator und Meridian drehen, und den Ort unter den Meridian, das Scheiblein aber weiter hinauf oder herunter rücken, bis es auf dem verlangten Land oder Insel steht.

Auf dem Äquator, welcher ein schmales messingernes Band ist, das die Kugel umschließt, sind 24 Stunden angeschrieben, um zu sehen, wie viel der Zeitunterschied zwischen unserem und anderen Ländern oder Inseln betrage. Wie viel Uhr es hier aber sei, wenn es z. B. bei uns 12 Uhr ist usw., denn man darf sich nur von dem verlangten Ort oder

Land eine gerade Linie gegen den Äquator vorstellen, so sieht man da den Unterschied. So ist es z. B. in Pensylvanien morgens 6 Uhr, wenn es bei uns mittags 12 Uhr ist, oder wenn es bei uns abends um 6 Uhr ist, so ist's dort ungefähr mittags um 12 Uhr.

Außerhalb des Äquators ist der Colus oder Sonnenwende-Circul, in welchem teils die Pole der Erdkugel unter dem gewöhnlichen Winkel eingehängt sind, teils ist an denselben ein gestochener horizontaler Ring angeschraubt, welcher die 12 himmlischen Zeichen und ihre Grade und abermal die 12 Monate enthält. Er ist der Stellvertreter der großen Erdbahn oder die Ecliptic von der Erde aus gesehen, denn obschon die Erdbahn auf dieser Maschine tiefer, nämlich weiter unten liegt, so muß man sich doch vorstellen, als sei die Erdkugel in dieser Fläche, und die Ecliptic, die man sich auf der Erdkugel gewöhnlich vorstellt, in eben dieser Fläche.

Der Äquator erhebt sich also über diesen Circul oder Ecliptic unter einem Winkel von $23\frac{1}{2}$ Grad, weil der Nordpol der Erdkugel um so viel Grad vom Pol der Ecliptic im Colus aufgehängt ist. Dieser Clus trägt dann die Erdkugel in ihrer Bahn so um die Sonne herum, daß ihre Achse immer sich selbst parallel bleibt, woher eigentlich der Unterschied der Jahreszeiten und ihrer Taglänge kommt.

In weiterer Entfernung bewegt sich der Mond in 29 Tagen 12 Stunden und 44 Minuten um die Erde, und in 27 Tagen 7 Stunden und 5 Minuten in der Ecliptic durch die Zeichen, doch so, daß er immer die erleuchtete Seite gegen die Sonne kehrt und folglich von der Erde aus die Abwechslung seines Lichts gar leicht begriffen werden kann. Die Entfernung ist willkürlich angenommen, hingegen der Mondkörper steht gegen den Erdkörper im Verhältnis nach der Natur.

Man sieht an der Ecliptic, welche durch den Erdcolus der großen Erdbahn immer parallel getragen wird, in welchem Zeichen der Mond sich zu jeder Zeit befindet und 90 Grad zum Mond sind 2 Arme mit Scheiblein angebracht, damit man sehe, welche Länder und Meere wirklich Mondauf- oder -untergang haben, oder welchen er zu solcher Zeit kulminiert, denn diejenigen Länder und Meere, die unter dem Mond selbst sind, haben ihn im Meridian und die andern unter den gestochenen Scheiblein als auf- oder untergehend.

Jener schmale Reif über die Erdkugel her, der oben einen Schlitz oder Spalt hat, ist der Stellvertreter unseres Meridians auf der Kugel, und könnte auch weggeblieben sein, indem die Maschine um deswillen schwer zu packen und zu transportieren ist, ohne diesen schmalen Reif zu verbiegen, auch die Zeiger des Mondauf- und -untergangs hindern das Packen. Der Preis ist wie bekannt 24 Carolin in Silber oder Gold, welches gleichviel ist".

unten) und Sparsamkeit. Bernstein gehörte zu den wenigen Klöstern, die ihre Besitzungen durch Gütererwerb nicht erweiterten. Patron des Klosters war Johannes der Täufer.

Die Brüder waren öfters feindlichen Überfällen ausgesetzt. 1445 nahm sie Erzherzog Albrecht von Österreich auf ihr Ansuchen in seinen Schutz und begabte sie mit verschiedenen Freiheiten, die 1516 von Kaiser Maximilian, 1525 von Erzherzog Ferdinand und in dem folgenden Jahrhundert von den Erzherzögen und 1715 von Kaiser Karl VI. bestätigt wurden. Im Jahre 1503 nahmen sie die von Papst Leo X. gutgeheißene Regel des 3. Ordens des hl. Franziskus an, „kraft der sie von allen, dem ganzen Orden je verliehen Gnade und Privilegien Theil nahmen“. 1580 wurde Bernstein der Tiroler Provinz des Franziskanerordens unterstellt, wie sie auch stets einen Priester des Ordens zu ihren geistlichen Diensten bei sich hatten. In zeitlichen Sachen waren sie aber von dort unabhängig und standen unter ihrem Altvater. Zeitweilig ließen auch im 16. Jahrhundert Zucht und Ordnung zu wünschen übrig.

Im Dreißigjährigen Krieg hatte Bernstein schwer zu leiden. 1619 waren nur noch drei Brüder vorhanden. Vorübergehend bemächtigte sich auch der Herzog von Württemberg des Klosters. Die Brüder wurden wiederholt 1645–1648 ausgeplündert, unter anderem trieben die Soldaten vom Hohentwiel sechs Ochsen weg. Nach Eintritt ruhigerer Zeiten erholte sich das Kloster dank dem Fleiß seiner Insassen rasch wieder, so daß dasselbe 1668, als die Herrschaft Haigerloch den Franzosen eine Brandschatzung von 1000 fl. zahlen mußte, Geld vorschießen konnte.

1692 versuchten die Karmeliter von Rottenburg, die Waldbrüder zum Anschluß zu bringen. Ihr Versuch aber scheiterte. 1729–1731 wurde ein neues stattliches Gebäude mit netter Kirche und Gruft errichtet. Im Jahre 1805 kam Bernstein, das seit 1381 zur österreichischen Herrschaft Hohenberg gehörte, durch den Preßburger Frieden an Württemberg. 1806 wurde das Kloster aufgehoben. Bernstein unterstand vor 1806 der Jurisdirektion in civilibus und criminalität der Justizbeamtung Binsdorf. Die Gemeinde Heiligenzimmern geriet im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts wegen einer Zufahrt und Weidwegen in „etlich Spenn und Irrung“ mit dem Kloster. Der Streit wurde durch den Obervogt der Herrschaft Zollern und Haigerloch, Hans von Stadion, als Vermittlungsmann unter Mitwirkung des Kellers Martin Kohler zu Haigerloch und des Schultheißen Bernhard Boltz zu Haigerloch 1515 beigelegt. 1657 erwuchs abermals ein Streit zwischen den beiden Parteien.

Was die bäuerlichen Waldbrüder den schweren Gipskeuperböden abrangen, ist bewundernswert. Sie trieben einen vorbildlichen Ackerbau und hatten einen guten Viehbestand. Gerühmt wurde Bernsteiner Käse. Vorbildlich war ihr Obstbau zu jener Zeit. Ein Hopfengarten wurde 1771 angelegt. Ja, selbst Wein bauten sie. Die Stützmauern der Weinberge sind zum Teil heute noch vorhanden. Es wurde gebraut und Obstwässer gebrannt. Der „Altvater“ Paul Lobmüller konnte sich, als man von den Brüdern einen besseren Kirchenbesuch verlangte, dem fanziskanischen Generalrat in Innsbruck entgegenhalten: „Wenn man auf dem Zimmerner Feld in der Ernte Garbe bindet und es will ein Gewitter kommen, dann kann man nicht zuerst nach Hause in die Kirche gehen, sondern muß vor allem die Garben binden“. „Es ist ein großer Unterschied zwischen den Klosterfrauen in Kirchberg und uns Brüdern in Bernstein. Wir arme Brüder müssen von unserem harten Schweiß und rauher Handarbeit leben“.

Diese fleißigen Brüder waren auch geschickte Handwerker. Sie schmiedeten Grabkreuze und schnitzten das Kirchengestühl für das Kloster Kirchberg, das ihre künstlerische Phantasie beweist. Der Bernsteiner Schnitzi- bruder, der die Stuhlwangen in Kirchberg geschaffen hat, schuf köstliche Kleinkunstwerke. In eine Rücklehne schnitt er sein Zeichen LMB und die Jahreszahl 1748. Er war ein Meister, der durch seine Schnörkel und Bild-

Das ehemalige Kloster Bernstein

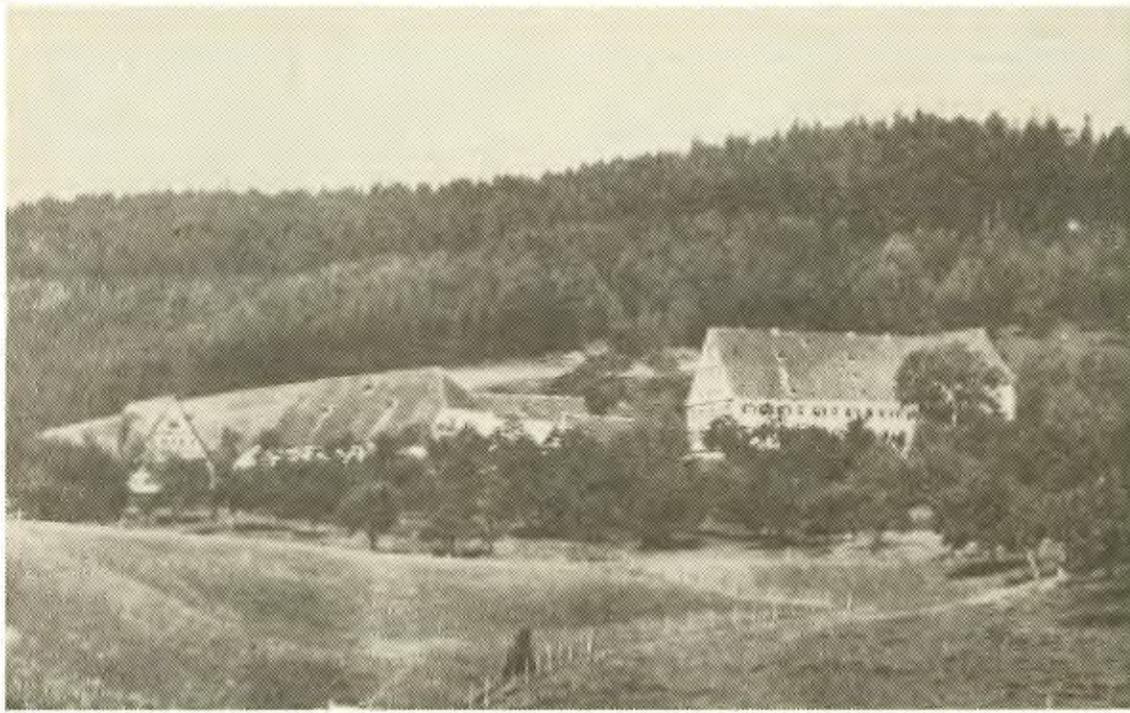
Von Fritz Scheerer

In geschützter Lage in einem stillen Seitentälchen der Stunzach zwischen Heiligenzimmern und Gruol liegt Bernstein, das ehemalige Eremiten Laienbruderkloster vom dritten Orden des hl. Franziskus, ganz von württembergischem und hohenzollerischem Gebiet umschlossen.

Aus der Klostersgeschichte

Die Gründung von Bernstein führt in das 13. Jahrhundert zurück. Vermutlich nicht lange nach der Gründung des Klosters Kirchberg (1237) hat Bernstein seinen Anfang genommen. Nach der Glatzer Chronik sollen die Bernsteiner Brüder anfangs von den Almosen der drei Gräfinnen (Elisabetha von Büren, Williburgis und Kunigundis von Hohenberg), die die Stifterinnen des Frauenklosters Kirchberg sein sollen, gelebt haben. Später hätten sie den Wald gerodet. Im Jahre 1361 verkauften Conz, Hermann und Hainz die Zimmerer von Höfetsweiler den Wald („das Holz“) Bernstein samt Zugehörde (Haus und Kapelle) mit ca. 90 Jauchert um 45 Pfund Heller an Hermann von Ow und dessen Söhne Hans und Burkhard. Diese übergaben das Ganze den „Waldbrüdern“ zu Eigentum, nachdem sie die

se „Wildnis“ von der Abtei Reichenau, die es zu Lehen hatte, befreit hatten. Auch verzichteten sie zu Gunsten der Brüder Ulin und Äppelin nochmals auf die Güter. 1370 weihte Bischof Heinrich von Konstanz ihre (erste) Kirche ein. Die ursprünglich ohne feste Regel lebenden Brüder waren Laien, die nach der Weise der damaligen Einsiedler bei Arbeit und Gebet ihr Leben verbrachten. Ihr Bestreben war, durch ein frommes Leben und durch Werke der Liebe an Kranken, an Sterbenden Gott zu dienen. Anfänglich lebten sie ohne klösterliche Regel. Erst 1448 wurden die Statuten des Waldbrüderhauses angenommen. Ihre Zahl mit dem Vorsteher, dem „Altvater“, der aus ihrer Mitte gewählt wurde, stieg bald auf 12 und hatte später wenig Schwankungen. Auch ihre Besitzungen vergrößerten sie nicht. Sie nährten sich durch ihrer Hände Arbeit (s.



Bernstein um 1930

geschichten unterhalten wollte. „Die ganze Freude am Dasein, die Sorgen und die Sehnsüchte setzte der Bernsteiner Stuhlwagenmeister vor einen Hintergrund, der aus nichts als Sternen besteht“ (Egon Rieble).

Bernsteiner Ziegel

Aber nicht nur Obstwasser haben die Bernsteiner Brüder gebrannt, sondern auch Ziegel, wobei sie ihre Kunstfertigkeit ebenfalls bewiesen. Teilweise finden sich noch von ihnen gebrannte Ziegel in den umliegenden Ortschaften (auch im Heimatmuseum Balingen). 1696 wurden nach einem Stadtbrand in der Reichsstadt Rottweil 1050 Ziegel dorthin geliefert. Oft sind die Ziegel mit der Jahreszahl versehen, manchmal auch mit dem Bild eines Bären, der an einer Tanne hinaufklettert, oder sind mit einem Engel verziert. (Das Klosterwappen zeigt einen an einer Tanne kletternden Bären). Wahre Schmuckstücke sind die „Feierabendziegel“, die am Ende jeder Tagsschicht geformt wurden. Bis nach Glatt lieferte das Kloster. Sehr schöne Meisterwerke besitzt die Familie Kewitz zu Bernstein.

Die Klostergebäude

Klostergebäude und Kirche sind das Werk des Barockbaumeisters Josef Feuerstein, der 1754 in Rottweil gestorben ist. Das stattliche zweistöckige Klostergebäude wurde nach der Auflösung des Klosters vom Pächter der Domäne bzw. dem Schäfer bewohnt. Die Gänge des massiv erbauten Klosters sind mit Kreuzgewölben versehen und im obersten Stockwerk befanden sich einst die Klosterzellen, im untersten die Handwerkerstuben. An das Klostergebäude lehnt sich die 1728 im Jesuitenstil erbaute Kirche, die lange als Holzstall benützt wurde. Ihre Decke ist mit schönen Stuckarbeiten und Malereien geziert (Hl. Familie mit Johannes Baptista, Evangelist Matthäus). Die Seitenaltäre und andere Ausstattungsstücke kamen 1812 in die St. Mauritiuskirche zu Bchingen. Vom Marienaltar blicken herrliche Puttengesichter, auf einem Aufsatz erscheint Maria als Kind mit ihren Eltern Joachim und Anna. Der rechte Seitenaltar ist ein Antoniusaltar, dessen Blätter von dem Tiroler Franz Sebald Unterberger gemalt wurden. Eine nicht wieder aufgestellte Kanzel stammte auch von Bernstein. Da die Bernsteiner Kirche ein Gotteshaus eines Bettelordens war, hatte sie keinen Turm.

Eine Ofenplatte in dem an die Kirche angebauten Wohnhaus trägt das österreichische Wappen und die Jahreszahl 1744. Im Untergeschoß befindet sich die Gruft mit mehreren Grabstätten. Außerhalb des Klostergebäudes stehen heute noch stattliche Ökonomiegebäude (teilweise nach Bränden neu erstellt), früher das ehemalige Jägerhaus und eine Ziegelhütte (s. oben), sowie ein schön angelegter

Garten. Das Ganze ist teilweise mit einer Mauer umgeben.

Auf der linken Seite des Klostereingangs ist ein mit Gewölbe gefaßter Brunnen. Er brachte einst den Mönchen „edles Wasser“. Die Brunnenstube ist stollenartig in den Berg eingebaut. Das Wasser tropfte von den Wänden herab und lieferte bis zum Bau einer Wasserleitung (1892) auch in trockenen Sommern genügend Wasser. Dieser Tropfbrunnen wird heute noch Bittbrunnen genannt. Sein Wasser wurde als heilsam bezeichnet, und der Brunnen wurde öfters von Kranken besucht. An der Außenseite des Brunnens besagt eine in

Stein gehauene Inschrift: „Anno 1448 hat Herr Conradus Kayser (ein „geistlicher Pfänder“) den Brunnen von Gott erbeten“. Eine Neufassung des Brunnens geschah 1620 durch den Altvater Hieronymus Held, die acht Brüder sowie den Steinmetz Johannes Konrad Alther von Rorschach.

Bernstein in neuerer Zeit

Der Name Bernstein hat in der Kunstwelt des süddeutschen Raumes einen besonderen Klang, denn nach dem 2. Weltkrieg, von 1946–1953, war in Bernstein eine Schule für Kunststudenten. Der Kunstmaler Paul Kälberer aus Glatt und der Bildhauer Hans Pfeiffer sammelten in einer Zeit der Not und des Neubeginns Studenten um sich. Zu den Lehrern gehörte auch eine Zeitlang der Holzschnitzer HAP Grieshaber. Gelehrt wurden Malerei, Holzschnitzerei, Bildhauerei, Töpferei, Weberei. Etwa 60 Künstler, wie Franz Bucher, Emil Kiess, Roland Martin usw. haben hier Ausbildung und Prägung erhalten. Im Vorwort des Katalogs zur Alpirsbacher Galerie 1979 bezeichnete Werner P. Heyd die Bernsteinschule als „eines der wagemutigsten und interessantesten Unternehmen der Künstler-Ausbildung nach Kriegsende“.

In der Freudenstädter Stadtkirche, die durch Bomben schwer beschädigt war, wurde von Bernsteinschülern die Rippengewölbedecke mit Schildern geschmückt, die Gewölbekonsolen mit Symbolsteinen versehen. Auch die Kanzel wurde nach einem Entwurf der Kunstschule Bernstein gestaltet. „Die Bernsteinschule, die Zeit der Experimente in der Nachkriegszeit, wurde zur Legende Bernstein“ (Rieble).

Das idyllische, gastliche Bernstein lädt heute im Verzeichnis der Ferienaufenthalte der Bundesrepublik als „Grünlandbetrieb mit Vieh“ und „ehemaliges Kloster“ die Feriengäste zur Erholung ein.

Das Degerfeld bei Ebingen ein großes Grabfeld aus der Frühen Eisenzeit

von H. Brug, Ebingen †

In der Früheisenzeit (Hallstattzeit, 800 bis 450 v. d. Z.) war die Schwäbische Alb ein bevorzugtes Siedlungsgebiet, mehr noch als in der vorangehenden Bronzezeit. Das bezeugt die große Zahl von Grabhügeln aus dieser Zeit, die man auf ihrer Hochfläche auf der Heide, auf Feldern und in Wäldern allenthalben antrifft. Manchmal haben sich die Totenmale, vielleicht von Generationen, so gehäuft, daß man von Totenfeldern sprechen kann. Eines der größten, schon lange bekannt und erforscht, ist das Degerfeld nordöstlich von Ebingen, auf der Hochfläche der Zollernalb im Dreieck Ebingen-Truchtelfingen-Bitz. Es liegt etwa 850 m hoch, von Hügeln umsäumt, von der Straße Truchtelfingen durchschnitten und gehört zur Markung Truchtelfingen (= Tailfingen). Schon sein Name weist auf seine Bestimmung als großes Feld. Die Deutung ist heute „deger“ = schwedisch „diger“ = groß, dick.

Hier oben ist es nach dem Glauben der alten Truchtelfinger und Bitzer nicht geheuer. Es geistert um die alten Gräbermale und das wilde Heer stürmt oft vom Linkenbold bei Onstmettingen herüber. Nur ganz Beherrzte haben es gewagt, bei Nacht und Nebel nach dem goldenen Sarg des Königs Attila zu graben. Eine stattliche Zahl von Grabhügeln aus der Hallstattzeit ist auf der ausgedehnten Fläche vereinigt, vom kleinen, unscheinbaren, der kaum wahrgenommen und leicht übersehen wird, bis zum ragenden Totenmal. Sie sind nichts anderes als die Mahnmale, die die Liebe und Dankbarkeit der Hinterbliebenen dem verstorbenen Sippengenossen errichtet hat. Ursprünglich sind es mehr gewesen; aber die Bewirtschaftung der Felder hat manchen verwischt und zerstört. Immerhin entdeckt

der aufmerksame Wanderer auch heute noch eine stattliche Zahl und freut sich der Zeugen aus längst entschwundenen Tagen.

Hauptsächlich in den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts wurden an den Grabhügeln Grabungen und Untersuchungen vorgenommen (Prof. O. Fraas, Präsident von Föhr, Apotheker Edelmann - Ebingen). Die reichen Funde, die dabei gemacht wurden, kamen in die Staatliche Altertümersammlung in Stuttgart, mit Ausnahme derjenigen Edelmanns, der seine Sammlung an das Britische Museum in London verkaufte. (Ein äußerst bedauerlicher Vorgang, wie er heute nicht mehr denkbar und möglich wäre). Die Grabhügel, deren Größe sehr verschieden ist, sind aus Juralesesteinen von den Hängen der umgebenden Hügel aufgebaut. Eine Gemeinschaftsarbeit der Sippe, die für die manchmal zentnerschweren Gesteinsbrocken starke Arme erforderte. In der Mitte wurde die Grabkammer für den Toten ausgespart, die meist noch mit Bohlen ausgelegt und überdeckt wurde. mit allem, was ihm im Leben teuer gewesen war, wurde der Tote beigesetzt und für die weite Reise ins Totenreich bekam er Wegzehrung mit. Aus der ganzen Art der Bestattung spricht ein ausgeprägter Familiensinn und ein fest eingesessener Jenseitsglaube.

Was an Gewändern und an Geräten aus Holz ins Grab kam, hat die zweieinhalb Jahrtausende, die uns von der Hallstattzeit trennen, nicht überdauern können. Aber der Schmuck, für den man überwiegend die Bronze verwendete, ist auf uns gekommen: Finger-, Arm- und Beinringe, Beschläge von Ledergürteln und Pferdegeschirr, außerdem Bernsteinperlen (und aus Grabhügeln in Cannstatt, beim

Asperg und bei Hundersingen reicher Goldschmuck). Die Zahl der gefundenen Waffen ist auffallend gering. Meist sind es Dolche aus Eisen oder Bronze; vom Degerfeld stammt nur ein einziges Eisenschwert.

Im Gegensatz zu den Gefäßen des täglichen Gebrauchs zeichnen sich die Grabgefäße durch eine reiche Ausstattung mit Verzierungen und Farbe aus. Die Urnen, Schalen, Teller, Tassen sind mit eingestochenen Mustern und eingeritzten Bändern versehen, die meist in hängenden Dreiecken angeordnet sind. Der rote, braune oder gelbliche Grundton wird gewöhnlich durch eine glänzende Graphitauflage auf den Bändern wirksam hervorgehoben. Die hallstattzeitlichen Gefäße werden in ihrer Farbfreudigkeit und ihrer Formenfülle wohl kaum von denen eines anderen Zeitabschnitts der Vor- und Frühzeit übertroffen. Die handwerkliche Kunst der Hallstatt-Töpfer verdient unsere Bewunderung. Und das umso mehr, wenn wir bedenken, daß ihnen die Töpferscheibe noch nicht bekannt war und daß sie auf ziemlich einfache Hilfsmittel angewiesen waren. Nur in ganz seltenen Fällen können die Gefäße unbeschädigt und ganz gehoben werden. Fast immer sind sie durch die Last der eingesunkenen Steine zu Scherben gegangen und es gehört ein besonderes Geschick, lange Übungen und Ausdauer dazu,

sie wieder in ihrer ehemaligen Form und Pracht erstehen zu lassen, in der sie sich in den Sammlungen darbieten.

Nicht allzu weit entfernt von der Ruhestätte der Toten müssen die Wohnstätten der Lebenden gestanden haben. Bei der aufmerksamen Begehung des Geländes konnten an einzelnen Hügeln der Umgebung Siedlungsplätze ermittelt werden. Sie geben sich durch das Vorhandensein von Scherbenresten, die man in der Regel von Maulwurfhaufen ablesen kann und durch die dunklere Färbung des Bodens zu erkennen. Von den Hütten, die einst hier standen, ist auch nicht der kleinste Rest erhalten geblieben. Es waren wohl Viereckbauten, bei denen das vorgezogene Dach einen Vorplatz überdeckte. Jedes Gehöft, zu dem neben den Wohnhütten noch Vorratsschuppen gehörten, war mit einem Holzzaun umgeben und in den von ihm umschlossenen Raum trieb man am Abend das Vieh. Ackerbau und Viehucht waren die Haupterwerbsquellen der neuerdings als Urkelten bezeichneten Bewohner unseres Landes. Reiche Fürsten beherrschten die Gaue, deren Bevölkerung weitgehend sozial gegliedert war. Die Hallstattzeit war eine Zeit friedlicher Entwicklung, in der sich der Wohlstand allgemein hob. Vielleicht verband sich damit eine Verweichlichung der Volkskraft, die dann dem Ansturm keltischer Stämme aus dem Westen nicht mehr gewachsen war.

hat sich bereits im Besitz König Heinrich I. befunden“ (Decker-Hauff). Man darf also Trossingen, Heinstetten, Schweningen (Heuberg) und Truchtelfingen zusammen mit Burg-, „Purch“ zum liudolfingischen Ur-Allod (Eigengut) rechnen. Daß „Burg“ schon im 9. Jahrhundert eine geschichtliche Rolle spielte, sollte in folgendem nachgewiesen werden.

Adalhard und „Burg“

Der rechts der Schmiecha liegende Teil von Straßberg hieß im Frühmittelalter „Burg“ und gehörte zur Grafschaft Scherra. Am 31. Oktober 843 bzw. 854 (siehe unten) schenkte ein Adalhard seine ausgedehnten Besitzungen in Alamannien und Francien der Kirche der heiligen Verena zu Burc im Gau Scherra („in loco qui vocatur Burc et in pago qui vocatur Scerra“). Er schenkte all seine Propietas (Eigenbesitz) an Alamannien, sowohl diejenige, die schon zwischen ihm und seinen Miterben abgeteilt wurde, als auch seine Anteile an dem Gut, das er mit jenen noch ungeteilt innehat (St. Gall. UB II, 386). Weiterhin schenkt er seine Güter im Wormsfeld und in Dürkheim in der heutigen Pfalz mit allen Zugehörden an die Verenaikirche. Ausgenommen sind 30 noch zu bestimmende Hörige und sieben Hufen in den schwäbischen Orten „Scerzinga, Richenbach, Trossinga, Muleheim, Messtete, Storzina, Hebinga“ (Schörzingen, Reichenbach, Trossingen, Mühlheim/Donau, Meßstetten, Storzigen, Ebingen) mit den zugehörigen Leibeigenen. Die so bereicherte Verenaikirche in Burc (wahrscheinlich seine Eigenkirche) überträgt er mit ihren Reliquienschatzen und allem, was er früher und jetzt ihr geschenkt hat, dem Kloster St. Gallen, um sie sofort als Lehen wieder zu bekommen. Dann werden über einen Rücklauf durch ihn oder durch die von seiner Gattin Swanaburc zu erwartenden Kinder nähere Bestimmungen getroffen. Die Stiftung wird von ihm als Seelgerät bezeichnet für König Ludwig (den Deutschen), für ihn, seinen Vater und seine Mutter, seine Gattin und seine (etwaigen) Söhne und Töchter. Die Schenkung wurde vollzogen und beurkundet in Burc, in Gegenwart des Grafen Liudolf und 35 adeligen Zeugen.

Dieser Adalhard, der noch nicht lange verheiratet war, da er von zu erwartenden Nachkommen spricht, muß großen Besitz (auch innerhalb Alamannien) und weitreichende Beziehungen gehabt haben. Aufschlußreich ist auch, daß die Seelgerätstiftung aus Familienbesitz ist und für die eigene Familie gedacht war.

Wer ist nun dieser reiche Adalhard? Die geschenkten schwäbischen Güter werden leider nicht einzeln genannt. Doch aus dem, was er sich und seiner Gattin Swanaburc oder seinen zu erwartenden Kindern vorbehält, bekommt man einigermaßen einen Einblick über die ungefähre Lage der Güter. Sie liegen in einem verhältnismäßig geschlossenen Gebiet zwischen oberer Donau und Schmiecha und Nebenflüssen zum oberen Neckar: Trossingen, Schörzingen im Albvorland, Reichenbach, Ebingen, Storzigen, Mühlheim/Donau in den zur Donau ziehenden Tälern oder an ihr selbst. In diesem Gebiet muß auch die Verenaikirche zu Burc zu suchen sein, denn sie liegt ja in der Grafschaft Scherra. Das Patrozinium Verena findet sich in dem Gebietsstreifen auch in einer Kapelle zu Hausen (ob Verena) bei Spaichingen. Doch in der Schenkung ist von einer Pfarrkirche die rede. Decker-Hauff weist auf Grund verschiedener Kriterien nun nach, daß das Burc der Adalhardsurkunde unser heutiges Straßberg sein muß. Schon vorher haben verschiedene Forscher (J. A. Kraus, H. Jänichen usw.) unabhängig voneinander Burc mit Straßberg gleichgesetzt.

Schluß folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Zwei bedeutende frühmittelalterliche Seelgerätstiftungen

Von Fritz Scheerer

Aus der urkundenarmen Zeit zu Ende des ersten Jahrtausends erregt eine Königsurkunde, die Seelgerätstiftung Otto des Großen für Herzog Hermann von Schwaben, unser Interesse, da sie uns über die Besitzverhältnisse auf unserer Südwestalb Auskunft gibt und in ihr Truchtelfingen erstmals urkundlich erwähnt wird.

Die Stiftung Otto des Großen 950

In der königlichen Pfalz Dahlum bestätigt König Otto am 1. Januar 950, im 14. Jahr seiner Regierung (936-973), eine Schenkung seines Sohnes Liudolf und dessen Gemahlin Ita, die diese zum Heil „unserer“ Seelen und für den verstorbenen Herzog Hermann an die Kirche auf der Insel Sintliczesouwa (Kloster Reichenau) zu Ehren der Maria gemacht haben, wo der ehrwürdige Abt Alauicus das Regiment führt und gibt dem Kloster zu ewigem Eigentum, was er immer in dem Dorf Truchtelfinga (Truchtelfingen) besitzt, mit allem Zubehör und allem, was von Rechts wegen dazu gehört. dazu kommt weiterer Besitz in dem Dorf Drossinga (Trossingen), das jetzt zu dem Ort Nidinga (Neidingen) gehört. Zu dem Seelgerät fügt der König noch eine zweite Stiftung an: für sein eigenes Seelenheil gibt er die Kirche und den Zehnten zu Burg zur Unterhaltung des von Abt Alawig errichteten Ewigen Lichtes vor dem Reliquienkreuz mit der Heilig Blut Reliquie auf der Reichenau. „Dazu haben wir die gegenwärtige Urkunde ausstellen lassen und sie eigenhändig und mit dem Aufdruck unseres Ringes gesiegelt. . .“. Liudolf war damals Herzog von Schwaben. Da sowohl Otto als Liudolf vergaben, muß der Besitz Allod des sächsischen Hauses, Eigengut, gewesen sein. Otto nennt ausdrücklich seine Besitzungen in Truchtelfingen und Trossingen (das „res proprietates nostrals“ bestätigend) sein Eigengut. Die Güter müssen aber von Reichenau früh wieder abgeben, verkauft oder vertauscht worden sein, da sie im Güterverzeichnis, das auf vor 1179 geschriebenen Quellenbericht nicht mehr in Händen des Klosters Reichenau sind.

Sächsischer Besitz in Schwaben, ottonisches Hausgut auf der Südwestalb? Hansmartin Decker-Hauff gibt in der Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, 1955, S. 233-371 über „Die Ottonen und Schwaben“ für die proprietates Truchtelfingen und Trossingen eine Erklärung und für proprietates Burg eine ausführliche Deutung.

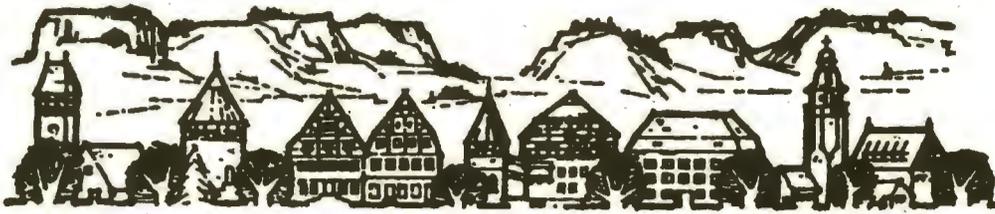
Decker-Hauff verweist zunächst auf eine Urkunde König Heinrich II. für Kloster Stein am Rhein von 1005 hin, die zwar gefälscht ist, die aber eine echte Vorgängerurkunde gehabt ha-

ben muß. Es sei kein Zweifel, daß das Vorgängerkloster von Stein auf dem Twiel (Hohentwiel) durch Burkhard II. von Schwaben und seine Gattin Hadwig gegründet worden ist sowie an der unter König Heinrich II. vorgenommenen Verlegung des Klosters von der Bergfeste nach dem günstig gelegenen Stein a. Rhein. Die Güterschenkungsliste enthält die Namen von 14 Orten am Bodensee, am Oberrhein, im südlichen und östlichen Schwarzwald, am oberen Neckar und auf der Südwestalb (Arlen, Etwilen, Hilzingen, Nagold, Epfendorf, Fischingen, Iffingen, Efringen, Rotfelden, Sindelstetten (abgegangen bei Egenhausen), Hohenstetten, Rieden, Schweningen, Burg). Die vier letztgenannten Orte liegen in unserer Gegend. Hans Jänichen konnte nun nachweisen (in „Baar und Huntari“ S. 102 f), daß „Hoensteta“ unser Heinstetten, „Suanhinga“ = Schweningen auf dem Heuberg und „Rieden“ wahrscheinlich bei der abgegangenen Rietmühle bei Onstmettingen gelegen ist („Purch“ = Burg s. unten). Dies alles dürfte Herzogin Hadwig aus ihrem Eigen gestiftet haben. Erbe von Hadwig dürfte Herzog Heinrich II. gewesen sein.

Da die Aufzählung der Orte deutlich eine gewisse geographische Reihenfolge einhält, darf man „Purch“ nach der Lage der unmittelbar vorher genannten Orte Heinstetten und Schweningen auf dem Heuberg als ebenfalls auf der Westalb gelegen annehmen (Decker-Hauff). Nach einem päpstlichen Brevier vor 1473 ist mit Purch das heutige Straßberg gemeint, das nicht von Hadwigs Mutterseite, sondern wie Decker-Hauff eingehend beweist, von der sächsischen Vaterseite, von den Liudolfingern stammt. Das in der Schenkung von 950 genannte „Burg“, das für Otto den Großen und seinen Sohn Liudolf als Eigengut bezeugt ist, ist identisch mit dem „Purch“ für Hadwig und ihrem Neffen Heinrich II. Es ist beidesmal in der Hand des sächsischen Hauses, ist ein Ort auf der Südwestalb, an dem sowohl die „sächsische“ als auch die „bayrische“ Linie der Liudolfinger Eigenbesitz hat. „Somit muß der Ort zwischen den beiden Stammvätern dieser beiden Linien, Otto dem Großen und Heinrich von Bayern, geteilt worden sein, er

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 28

31. März 1981

Nr. 3

Bogenfelder der Kirchenportale

Zeichen und Reliefs der Romanik in unserer Heimat – Von Kurt Wedler

C + M + B, diese Zeichen (Buchstaben) findet man heute noch über den Stalltüren und Wohnungstüren mancher Bauernhäuser. Es sind die Anfangsbuchstaben der drei Hl. Könige Caspar, Melchior, Balthasar, die das Haus und den Stall vor Unheil und Krankheit bewahren sollen. Man schreibt diesen Zeichen magische, bewahrende Kräfte zu, um böse, unheilvolle Mächte fernzuhalten. Diese Zeichen lassen sich auch aus dem lateinischen Satz deuten: „Christus Mansionem Benedicat“ = Christus möge die Wohnung segnen.

Die Tür, das Tor ist der Grenzbereich zwischen zwei verschiedenen Bezirken: draußen die freie Welt mit allen Höhen und Tiefen, mit aller Schönheit und allen Gefahren, mit allem Guten und Bösen. Und drinnen ein abgeschlossener Bereich, der vor Kälte und Nässe, vor Sturm und Unwetter schützt, und der wenigstens versuchen sollte, auch vor seelisch geistigem Unheil zu bewahren und Frieden zu schenken.

Christus sagt: „Ich bin die Tür, wenn einer durch mich hindurchgeht, so wird er Heil erfahren“ (Joh. 10). Hier ist das Tor zum „Christ-sein“ gemeint, aber auch das Kirchentor, das in den geheiligten, geheimnisvollen Gottesraum führt, in dem man Christ werden und Christ sein kann. – Über dem Kirchenportal erscheint im 12. und 13. Jahrhundert im Tympanon (Bogenfeld) deshalb auch öfter der segnende Christus, in **Alpirsbach** z. B. als Weltenrichter auf dem Regenbogen sitzend, von der Mandorla umgeben (mandelförmige Umrahmung), die von zwei Engeln gehalten wird. Rechts und links knien ein betender Mönch und eine Nonne. Palmetten und ein Mäanderband bilden die Umrahmung. Hier ist also im Bogenfeld ein Abwehrsegen angebracht, und dem Eintretenden wird zugerufen: „Ich bin die Tür . . .“

An der Johanneskirche in **Schwäb. Gmünd** (Anfang 13. Jahrhundert) erscheint der Ge-

kreuzigte mit Maria und Johannes und den beiden Paradiesesbäumen, dem Baum des Lebens und dem Baum der Erkenntnis. Hier wird der Eintretende auf die Erlösertat Christi hingewiesen, und er geht ein in seinen Schutz und in das Haus Gottes.

Manchmal ist im Bogenfeld nur schlicht das Kreuz zu sehen, oder wie hier in **Belsen** bei Mössingen, das Kreuz zwischen Sonnen- und Sternornamenten (Mitte 12. Jahrhundert). So wie der Katholik sich zu seinem Schutz bekreuzigt, sollen auch hier das Kreuz und die Sonnen und Sterne, wie die Buchstaben C M B, eine Abwehrfunktion haben, um die Kirche vor Unheil und Bosheit zu bewahren. Die Sonnen und Sterne bedeuten zugleich Licht und Segen für die Gläubigen.

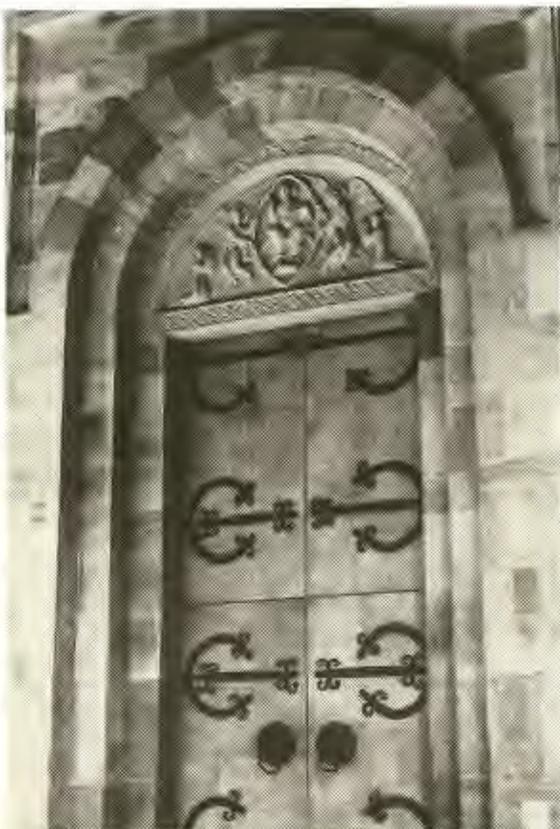
Am Westportal der Michaelskirche in **Schwäb. Hall** ist das Kreuz aus Sternornamenten zusammengesetzt und mit fließenden Pflanzenornamenten umgeben, die der Bildhauer originell in das Bogenfeld hineinkomponierte. Das Ganze ist mit Schnur- und Kugelstab und mit Mäander- und Palmettenband gerahmt. Alle diese Bogenfelder, ob sie nun von kantig oder wulstig abgetreppten Archivolten umgeben sind, wirken mit den Gewänden des ganzen Portals zusammen wuchtig, monumental und urwüchsig. Sie strömen eine Kraft aus, die auch dem ganzen romanischen



Weilerkirche in Owingen

Bauwerk innewohnt. Und diese Kraft entstammt der mittelalterlichen Frömmigkeit.

Dies erkennt man auch an der **Weilerkirche von Owingen**. Hier sind Gewände und Bogen noch von einer Schnurgirlande und der Bogen außerdem von einem Würfelzierband umge-



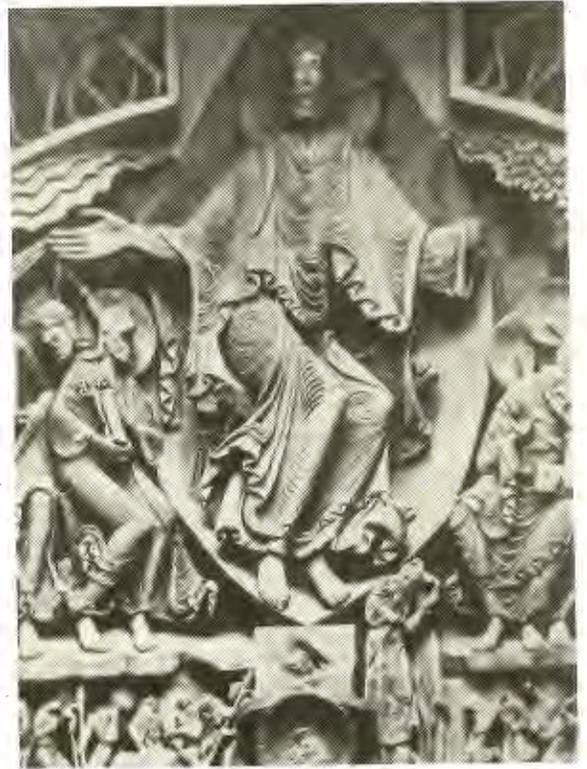
Der segnende Christus in Alpirsbach



Johanneskirche in Schwäbisch Gmünd



Belsen bei Mössingen



Wallfahrtskirche Vézelay

Fotos: Wedler



Michaelskirche Schwäbisch Hall

ben. Die Sonnen und Sterne des Bogenfeldes sind sicher nicht nur Schmuck, sondern vielmehr Symbole des „Lichtes“, des leuchtenden himmlischen Seins, das den Eintretenden im geheimnisvollen Dämmer des Raumes erwartet.

In der Spätromanik und dann erst recht in der Gotik werden die Bogenfelder noch viel reicher ausgestattet, in Frankreich und England auch schon in der Hochromanik (12. Jh.). Einen Höhepunkt dieser Gestaltung bietet das Tympanon der Wallfahrtskirche Vézelay in Burgund, in dem das Pfingstwunder in einer

ganz eigenartigen Weise dargestellt wird. Auch hier spielt der Lichtgedanke eine wesentliche Rolle. Die Strahlen des Hl. Geistes gehen von Christi Händen in die Apostel ein, die demütig empfangend neben ihm stehen. Mächtig groß wird die Gestalt des Herrn in einer mandelförmigen Schale gezeigt, übergroß die eine noch erhaltene Hand. Die Gewänder sind an ihren Säumen in lebendiger Bewegung, und die Falten schwingen parallel, in Strahlen oder in Spiralen mit. So wie hier das Pfingstwunder über dem doppelten Portal dargestellt ist, so soll es sich auch über dem in das Gotteshaus Eintretenden erfüllen.

Die Mutterkirche Täbingens: Gößlingen

Eine Schatzkammer der Sakralkunst - Von Fritz Scheerer

Für Kleinzimmern, Rotenzimmern und Täbingen war in Gößlingen die Mutterkirche. Zwischen 1535 und 1543 wurden die Filialorte der Leidringer Pfarrei zugeteilt, da die Mutterkirche Gößlingen katholisch blieb, während in den Filialen nach 1535 die Reformation eingeführt wurde. 1711 erhielt dann Täbingen eine selbständige Pfarrei. Der Weiler Kleinzimmern bei der Brestneckermühle im Schlichemtal war bereits um 1500 bis auf die Mühlen abgegangen. Seine Markung wurde nun von Leidringen aus bewirtschaftet.

Gößlingen und Täbingen werden erstmals 793 als „Cozninga“ bzw. „Tagawinga“ urkundlich erwähnt, als ein Graf Berthold u. a. auch in diesen Orten dem Kloster St. Gallen Besitz vermachte. 797 war Graf Berthold persönlich in Täbingen anwesend, als seine Tochter Ata dem gleichen Kloster Besitz in Seedorf schenkte. Die Siedlung Täbingen ist spätestens im 7. Jahrhundert entstanden, wie der

aufgedundene Reihengräberfriedhof beweist, dürfte aber noch beträchtlich älter sein. Der Kern des Ortes ist wahrscheinlich in der Nähe der Kirche in einer kleinen Mulde des Weiherbaches zu suchen. Wie Täbingen liegt auch Gößlingen an der einstigen Römerstraße Rottweil-Häsenbühl-Rottenburg. Zwischen Zimmern u. d. Burg im Schwarzenbachtal und Böhringen auf der Lettenkohlenebene vor

dem Eintritt der Schlichem in die Klamm gründeten die Alamannen am Aufstieg der Römerstraße auf die Liasbene „Cozninga“.

Auf einer vorspringenden Bergkuppe wurde hier schon sehr früh eine dem Hl. Petrus geweihte Kirche gebaut. Bereits 1275 wird sie im „liber decimationis“ erwähnt. Wie eine Burg thront sie heute mit ihrem massigen Turm über der Siedlung (s. Bild). Sie war eine „Wehrkirche“ für die Bewohner des Tales. Ein Staffelweg führt zu ihr hinauf. An der Südseite des Schiffes ist noch eines der romanischen Rundbogenfenster erhalten. Von der Filiale Täbingen führte die „Kilchsteige“ zu ihr, die im 17. Jahrhundert fälschlich in „Kirnsteige“ umgewandelt wurde.

Am Ende des 13. Jahrhunderts erscheint Gößlingen im Besitz der gräflich-sulzischen Familie. 1346 kam das ganze Dorf an das Kloster Alpirsbach. Es wurde zunächst dessen Rottweiler Pflege, später aber wegen der großen Entfernung der Aufsicht der St. Georgischen Pflegebeamten in Leidringen unterstellt. (O/A Rottweil S. 418). Das Widumgut zu Täbingen gehörte der Pfarrei Gößlingen und kam daher 1346 auch an das Kloster Alpirsbach. Es war ein sogenannter „Viertelhof“, d. h. nach dem Abzug des Zehnten mußte noch ein Viertel der Ernte dem Kloster als Landgarbe gegeben werden. 1714 umfaßte er noch 27 Jauchert Acker, 5 Mannsmahd Wiesen und 2 Jauchert Hölzer. Da Gößlingen zu den wenigen altwürttembergischen Pfarreien gehörte, die katholisch blieben, wurde Täbingen 1543 nach Leidringen eingepfarrt und kam mit Leidringen zum Dekanat Balingen.

Das Rittergut Täbingen gab noch im 17. Jahrhundert jährlich 30 Kreuzer an die Pfarrei Gößlingen „wegen Hailwigs Jahrtag“. Denn in Täbingen soll Ende des 14. Jahrhunderts oder zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Selige Hailwig oder Haila gelebt haben, die eine Tochter eines Reinhard von Ehingen gewesen sei. Wegen ihrer Frömmigkeit und ihrer Fähigkeit Wunder zu tun, soll sie selig gesprochen worden sein. Die Legende berichtet von ihr, die Tür der Gößlinger Kirche sei von selbst aufgesprungen, wenn sie die Kirche besucht habe. Zu Hailas Grab pilgerte 1459 der berühmte Reisende und Verwandte Hailwigs, Ritter Jörg von Ehingen. Beim Betreten der Kirche zu Gößlingen fällt an der hinteren Kirchenwand ein Epitaph einer Frau auf, die zum Gebet die Hände gefaltet hat. Die Beterin hat ein gefaltetes Kopftuch, eine strenge Halsbinde und eine weite Mantelpelerine. Die Gesichtszüge sind kaum noch zu erkennen, da das Epitaph bis vor wenigen Jahren an der Ostseite des Turmes lehnte und stark verwitterte. Es ist die Grabplatte der seligen Hailwig.

Im Chor der Gößlinger Kirche

Schon durch ihre Lage über dem Dorf und mit dem prächtigen Blick ins Land hinaus fällt diese alte Wehrkirche auf, aber noch mehr durch ihre überaus reiche Innenausstattung. Den Chor überspannt ein hervorragendes gotisches Rippengewölbe (1518 wurde die Kirche gotisiert). Der zentrale Schlußstein des Gewölbes zeigt in seinem Rund Maria mit dem Kind, das sich zärtlich an die Wange der Mutter schmiegt. In der linken Hand hält es eine Biene, mit der rechten greift es nach dem Mantelrand der Mutter. Über dem wunderschönen Gesicht Marias sitzt eine Krone, unter der das leicht gelockte Haar hervorquillt. Das ganze Bild strahlt Innigkeit und Liebe aus. Die andern Schlußsteine sind mit den Evangelistensymbolen geschmückt.

Auf der linken Chorseite ragt ein schlankes Sakramentarium empor. „In dem gotisch vergeistigten und zugleich technisch virtuosen Werk ist Entmaterialisierung Gestalt geworden. Hier ist in vollendeter Weise ein Sakramentshaus zur Architektur, zum Spiegelbild gotischer Domtürme geworden“ (E. Rieble). In das Spiel der Formen sind zwei Heiligengestalten einbezogen.

Gotisch ist auch das Maßwerk in dem Chorfenster, dessen Farbigekeit von dem Altmeister moderner Glasmalerei, Wilhelm Geyer, geschaffen wurde, von dem vor allem die Farbfenster im Ulmer Münster und im Dom zu Rottenburg berühmt sind. Geyer-Fenster finden sich u. a. auch bei uns in den Kirchen von Margrethausen, Zepfenhan und Herrenzimmern. Das Gößlinger Fenster stellt das Pfingstgeschehen mit den Aposteln und der Taube dar. Maria ist inmitten der Apostel. Mit wenigen Farben arbeitet der Künstler, wobei zu den Rottönen der Figuren und Feuerzungen auch ein differenziertes Blau kommt. Die Patrone der Kirche St. Peter und St. Paul aus der Zeit um 1500 stehen im Chor. Deren Schöpfer sind aber nicht bekannt. Petrus mit ernstem strengen Gesicht und lockigem Haar hält in der rechten Hand das Buch, in der andern den Himmelsschlüssel mit dem Bart nach oben.

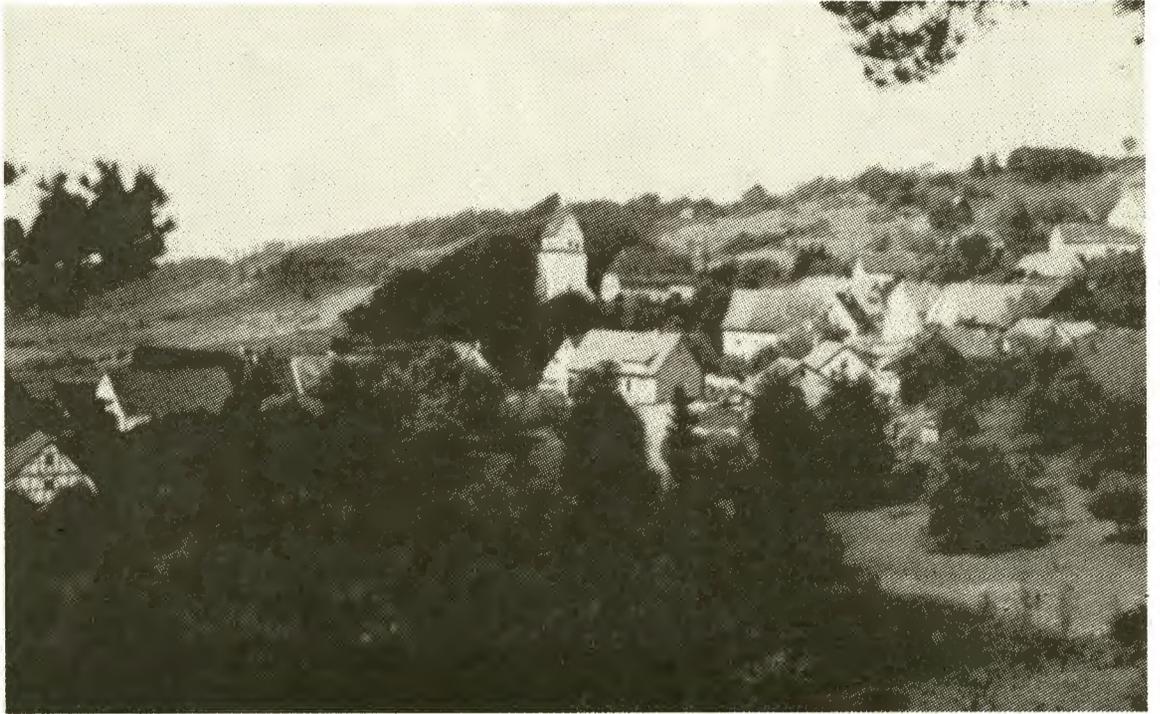
Im Chorbogen hängt ein Kreuz, das um 1500 entstanden ist und von Michel Erhart stammen soll. Einzigartig ist die Haltung des Körpers, den Schlankheit auszeichnet. Die Beine sind straff gestreckt, das Lententuch sorgfältig verschlungen. auf dem Hochaltar befindet sich eine kleine Kreuzigungsgruppe (von etwa 1500). Zwei trauernde Frauen stehen unter dem Kreuz, die eine mit aufblickendem Gesicht zum Gekreuzigten, während die andere traurig dreinblickt. Ein drittes Kreuz (ebenfalls um 1500) an der Kirchenrückwand ist das ausdrucksstärkste mit einem Christus, aus dessen Gesichtszügen „Leiden und Wissen spricht: als Züge eines Vollendeten“ (Rieble).

An der linken und rechten Seite des Chorbogens haben die zwei Kirchenväter St. Augustinus und St. Ambrosius (von etwa 1500) Aufstellung gefunden. Zu Füßen von Augustin kauert ein nacktes Kind, das nach der Legende dem Heiligen, der das Geheimnis der Dreifaltigkeit ergründen wollte, die Augen geöffnet habe, daß dies unmöglich sei. Die Figur des jugendlichen Ambrosius hat etwas Unansprechbares, Mystisches an sich und hat reichen Faltschmuck.

Von der Gößlinger Schutzmantelmadonna von etwa 1430 von einem oberschwäbischen Meister befindet sich das Original in der Kunstsammlung der Lorenzkapelle Rottweil. Auf dem rechten Seitenaltar zu Gößlingen ist eine Kopie des Werkes aufgestellt. Die zierliche Maria mit dem mädchenhaften Gesicht hält auf dem linken Arm das Kind, das sich mit dem rechten Arm auf seine Mutter stützt, während die linke Hand den oberen Zipfel der Mantelfaltenkaskade hält. Die gekreuzten Beine zeigen auf die Schutzsuchenden in Mönchskutte unter dem Mantel (auf beiden Seiten). Ein originelles Schutzmantelmotiv!

Im Kirchenschiff

An der linken Seitenwand steht eine gotische „Anna Selbdritt“ mit verhältnismäßig großer Mutter. Mit ihren zwei kräftigen Händen hält sie Maria und Jesus, der ein Buch



Die Mutterkirche Täbingens: Gößlingen

öffnet. An der rechten Seitenwand steht der Hirte St. Wendelin zwischen seinen beiden Tieren, die Schippe in der rechten Hand und die linke an seinen Proviantbeutel gelegt.

Die „Heilige Familie“ (auch auf der rechten Seite) dürfte ein Werk des Schömberger Holzbildhauers Urban Faulhaber (1711–1780) sein, der verschiedene Figuren wie auf dem Palmbühl, in der Schömberger Pfarrkirche Peter und Paul, in der Galluskirche Schörzingen, in der St. Nikolauskirche zu Dietingen usw. geschaffen hat. Am eindrucksvollsten erscheint in Gößlingen St. Joseph.

Einander gegenüber stehen hier „St. Georg“ (rechts) und „St. Sebastian“ (links), der letztere als schöner junger römischer Offizier. Der Ritter Georg erscheint in gleicher Uniform. Beiden Heiligen fehlen aber in den Händen die Attribute (Pfeil – St. Sebastian, Lanze – St. Georg?).

Spätbarock dürfte St. Johann von Nepomuk sein. Er erscheint hier im Priestergewand mit Birett, das Kruzifix in den Händen. Ihn finden wir sonst meistens als Brückenheiligen (Dautmergen), in Gößlingen steht er über dem Beichtstuhl (Nepomuk der Beichtvater der Königin von Böhmen). Auf der linken Seite fällt ein Bild auf, das die Krönung Marias darstellt. Es stammt vermutlich aus der Zeit um 1750. Im Mittelpunkt steht die von Gott Vater und Gott Sohn gekrönte Maria. Ganz unten am Rand sind die menschlichen Bittsteller, die durch die darüber schwebenden Engel in die geöffneten Arme aufgenommen werden. Ein Engel mit einem Rosenstrauß stellt die „Verbindung zwischen Erd- und Himmelsgemeinde her“.

Die kleine Gemeinde Gößlingen mit ihren rund 200 Einwohnern besitzt in ihrer alten Wehrkirche St. Peter und Paul ein wirklich sehenswertes Kleinod, das eines Besuches wert ist.

Der kallenbergische Schwur von 1619 in Nusplingen

Von Georg Miller, Rütlingen.

Ständige und heftige Auseinandersetzungen kennzeichneten um die Wende des 16./17. Jahrhunderts das Verhältnis der Truchsess von Waldburg zu ihren kallenbergischen Untertanen. Schuld daran waren die sich unablässig steigenden Abgaben, Zinsen, Steuern und Fronlasten. Dazu kamen drastische Einschränkungen der bürgerlichen Freiheiten.

In ihrer Bedrängnis wandten sich die kallenbergischen Gemeinden Nusplingen, Obernheim, Dormettingen und Erlaheim an die vorderösterreichische Regierung in Innsbruck. Diese schickte im September 1594 in geheimem Auftrag einige Kommissäre in die Herrschaft Kallenberg, um den Beschwerden nachzugehen. Truchseß Christoph hatte jedoch von diesem heimdienstlichen Unternehmen erfahren und schüchtern seine Untertanen durch Strafandrohung so stark ein, daß sie den Kommissären keine Auskunft zu geben wagten.

Am 31. Mai 1596 erging an den Truchsess ein Schreiben der Regierung in Innsbruck, in dem es hieß: „wider Billigkeit und altes Herkommen sind die Untertanen mit den Reichsanlagen, Entziehung der Weiden, Verbotung des freien (Vieh-)Verkaufs, unerschwinglichen Todfällen, Pönen und Bußen, auch andern mehr großen neuerlichen Auflagen und Fronen aufs höchste angelegt und beschwert worden. Da dies ihnen schon länger zu ertragen unmöglich, so ist unser Befehl an Euch, von solchen Bedrückungen abzustehen, bis zu den bevorstehenden Inquisitionsverrichtungen (Untersuchungen) und kaiserlicher Resolution“.

Die vielen Abgaben, Steuern und wirtschaftlichen Einschränkungen, denen die kallenbergischen Untertanen unterworfen waren, führten letztlich zu deren völligen Verarmung. Als am 15. September 1597 der Truchseß die Gemeinden Nusplingen und Obernheim aufforderte, ihre rückständigen und verweigerten Zinsen und Gülten an „heurigen und fernändigen“ Korbfrüchten, Landgarben, Geld, Steuer, Schatzung usw. zu entrichten und seine Schäfer in der Weide nicht zu beeinträchtigen, lehnten diese mit dem Hinweis auf ihre Notlage die Erfüllung der truchsessischen Forderungen ab. Daraufhin verklagte sie der Truchseß beim Hofgericht in Rottweil. Die beiden Gemeinden wandten sich hilflos an die Regierung in Innsbruck. Mit dem Auftrag die Auseinandersetzungen zwischen dem Truchsess und den kallenbergischen Gemeinden zu untersuchen, sandte die Innsbrucker Regierung am 12. Dezember 1597 Landvogteibeamte nach Nusplingen.

Der abschließende Bericht, den die Landvogteibeamten (26. 2. 1598) vorlegten, ergab, daß die Truchsess das Dreifache an genehmigter Türkensteuer erhoben hatten. Außerdem wies der Bericht daraufhin, daß die Truchsess ihr eigenes Weideland bei Schloß

Kallenberg verpachtet haben und jetzt ihre Herden mit Hunderten von Schafen auf Nusplinger und Obernheimer Gebiet treiben, so daß für diese Gemeinden für die eigene Schaf- und Viehhaltung kaum noch Weideland übrig bleibt.

Große Verbitterung löste die Ausdehnung der Abgabeverpflichtung auf die Bebauung der „eigentümlichen“ Allmende aus. Bisher stand der Herrschaft nur eine Abgabe bei der Bebauung der „nicht eigentümlichen“ Allmende zu. Gegen jedes Recht verlangte nun der Truchseß für die Bebauung der eigentümlichen Allmende, die ausschließlich der Gemeindehoheit unterstand, die Abgabe einer 9. Garbe und bei Neurodung eine „schwere“ Landgarbe je Jauchert.

Als eine unerträgliche Bürde wurde die Ableistung der Fronarbeiten während der Erntezeit empfunden, denn auch in dieser Zeit hatte die Erfüllung herrschaftlicher Dienstleistungen Vorrang. Erst wenn die herrschaftliche Ernte eingebracht worden war, durfte die eigene Ernte eingebracht werden. Die Leute wurden sowieso das ganze Jahr über ohne Rücksicht auf ihre eigenen Belange mit herrschaftlichen Fuhrdiensten und Fronarbeiten belastet.

Heftige Auseinandersetzungen gab es wegen der Waldungen, weil die Truchsessen auf Waldungen, die seit eh und je der Gemeinde Nusplingen gehörten, Anspruch erhoben.

Obwohl die Leute kaum das Notwendigste zum Leben hatten, wurden die Abgaben, die aus der Leibeigenschaft erwachsen, laufend in die Höhe geschraubt. Nicht anders ging es bei den Hofstatt-, Garten- und sonstigen Zinsen. Der freie Verkauf von Vieh wurde unter Strafe gestellt.

Nicht genug damit, daß die Truchsessen die Arbeitskraft und das mehr als karge Einkommen ihrer Untertanen bis aufs Letzte auszehrten, schränkten sie deren bürgerliche Freiheit, die sowieso gering war, bis auf den Nullpunkt ein. Um jeden Widerspruch und jede Aufmüpfigkeit im Keime zu ersticken, verbot Truchseß Christoph alle Rats-, Gerichts- und Gemeindeversammlungen.

Ein anderer Bericht aus der damaligen Zeit, der über die Verhältnisse in der Herrschaft Kallenberg Aufschluß gab, endete mit den Worten: „Gott erbarme sich über die armen, hartsam arbeitenden Leute“.

Zwei bedeutende frühmittelalterliche Seelgerätstiftungen

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Straßberg hat die einzige Pfarrkirche der weiteren Umgebung, die der hl. Verena geweiht ist, und liegt an der wichtigen Straße von der oberen Donau zum mittleren Neckar. Burc-Straßberg war also schon im 9. Jahrhundert Hochadelssitz im Kerngebiet von Adalhard's Hausgut. Auf Grund verschiedener Sachverhalte legt Decker-Hauff die Schenkung nicht in das Jahr 843, sondern auf das Jahr 854 fest. Damit könne auch die Frage „Wer ist Adalhard?“ beantwortet werden. Unter den bekannten Hochadeligen lasse sich der Namen „einleuchtend gleichsetzen“. Es muß ein Hochadeliger sein, der mit den Karolingern versippt ist, vor allem mit Ludwig dem Deutschen, muß ein Adeliger sein, der in der Westalb Erbgüter innehat.

In dem Testament Eberhards von Friaul (s. Heimatk. Blätter Januar 1972 S. 839) von 863, in dem die Tochter Judith u. a. Balingen erbt, ist an 3. Stelle ebenfalls ein Adalhard aufgeführt, der um 836 geboren sein kann und dann 854, wie damals bei Hochadeligen öfters üblich, sich schon mit 18 Jahren verheiratet hat. Er erbt nach dem Testament des Markgrafen Eberhard und seiner Gattin Gisela (Kaisertochter Ludwig des Frommen) den Familienbesitz in Flandern mit dem reichen, von Eberhard und Gisela gestifteten Eigenkloster Cysonium-Gysoing (in der Gegend von Lille). Decker-Hauff setzt nun Adalhard von „Burc“ (854) mit Adalhard von „Cysoing“ (863) gleich. Adal-

Der Bericht der Landvogteibeamten veranlaßte die Regierung, Truchseß Christoph aufzufordern, seine überzogene Schäferei abzubauen und seinen Untertanen „nach altem Herkommen“ die Rats-, Gerichts- und Gemeindeversammlungen wieder zu gestatten. Der Truchseß ließ antworten, daß der den Aufforderungen zu seiner Zeit und in Kürze recht tun wolle. Es ist aber nicht viel geschehen.

Um die weiterhin andauernden Spannungen zwischen dem Truchsessen und seinen kallenbergischen Untertanen abzubauen, setzte die vorderösterreichische Regierung in Innsbruck für den 15. April 1619 in Nusplingen eine gütliche Kommissionsverhandlung fest. Die Regierung war durch die Kommissäre Hugo von Halweil und Dr. Cyriakus Renz vertreten, die truchsessisch-waldenburgische Seite durch Truchseß Wilhelm Heinrich stellvertretend auch für seinen Bruder Friedrich, der als Präsident des kaiserlichen Kammergerichts in Speyer verhandelt war. Truchseß Christoph war 1611 verstorben. Für die kallenbergischen Gemeinden sprachen die „Beiständer“ Nusplingen, Obernheim, Dormettingen und Erlaheim.

Argwöhnend, daß es die Regierungskommission, vor allem aber der Truchseß darauf ablegen könnte, durch Verhandlungen mit den einzelnen Gemeinden leichter und schneller aber zu ihrem Nachteil zu einem Ergebnis zu kommen, vereinbarten sie, ihre Anliegen „gemeinsam zu verantworten helfen und sich nicht von einander zu trennen“.

Bei der Eröffnung der Verhandlung legte der Truchseß 56 Klagepunkte vor (gegen Nusplingen 20, Erlaheim 13, Dormettingen 12 und Obernheim 11). Die kallenbergischen Gemeinden erwiderten mit 53 Klagepunkten. Das geschlossene Vorgehen der kallenbergischen Gemeinden konnte anfänglich ganz gute Erfolge verbuchen, stieß aber bald an Grenzen, vor allem deshalb, weil sich die kallenbergischen Gemeinden im weiteren Verlauf der Verhandlungen sehr unnachgiebig zeigten. Schließlich kamen die Verhandlungen völlig ins Stocken. Da ließen die Kommissäre die „Gemeind“ der vier kallenbergischen Orte nach Nusplingen kommen, um sie in diesem oder jenem Punkt zu einem Einlenken zu bewegen. Aber die Kommissäre vermochten auch die „Gemeinden“ nicht umzustimmen. Schluß folgt

hards Hauptsitz Burc beherrschte die (Bodensee)-Donau-Neckar-Rhein-Straße. „Balingen und Burc-Straßberg sind die einander nächstliegenden mittelalterlichen Schwerpunkte dieses Gebietes und Judiths Besitz liegt gemengt mit dem Adalhard's von Burc am Albrauf“. Judiths Erbe um Balingen muß beträchtlich gewesen sein. Es muß die Umgebung von Balingen umfaßt haben, denn es wird dem der andern Kinder wie Unruochs (in Italien und Schwaben) oder Berengars (an der Maas und in der Lombardei) entsprochen haben. Adalhard lebte noch in den Siebzigerjahren als Laienabt von Cysoing und muß um 890 verstorben sein, da sein 892 verstorbener Bruder Rudolf ihm als Laienabt in Cysoing gefolgt war und dort mehrere Jahre regiert hatte. Decker-Hauff folgert nun weiter, Adalhard „von Burc 854 ist ein Unruochinger und identisch mit dem gleichnamigen Sohn des Markgrafen Eberhard von Friaul und durch seine Mutter ein rechter Neffe König Ludwigs des Deutschen, deshalb erscheint auch der König an der Spitze der Stiftungsurkunde von 854“.

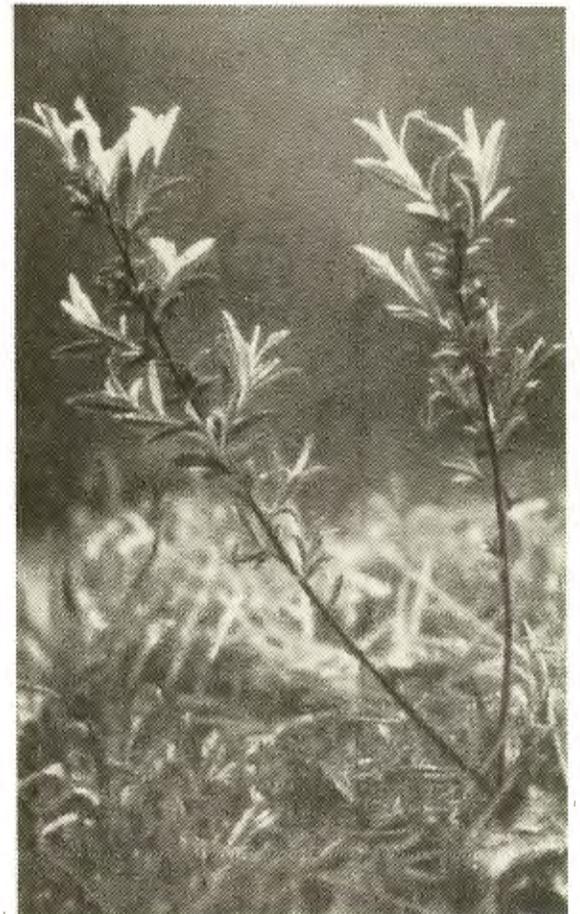
Genau in diesem Gebiet, wo Judith und Adalhard Besitz hatten, vergabten Otto der Große und sein Sohn Liudolf nicht ganz ein Jahrhundert später ihr Eigengut Truchtelfingen, Trossingen und Burg (s. oben). Nach Decker-Hauff war dies nur möglich, weil König Heinrichs Mutter in die Verwandtschaft der Judith und Adalhard's gehört. Hier darauf

einzugehen, würde zu weit führen. Es sei auf die Zeitschrift für württembergische Geschichte 1955 S. 292-309 verwiesen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: Der rechts der Schmiecha liegende Teil Straßbergs hieß im Frühmittelalter „Burg“. Diese Siedlung wurde 854 an St. Gallen geschenkt und kam später an das schwäbische Herzoghaus. 1005 übertrug König Heinrich II. „Burg“ dem Kloster Stein am Rhein, das die Siedlung bis zu seiner Aufhebung 1559 besaß und hier einen Maierhof hatte. Der links der Schmiecha liegende Teil Straßbergs ist im Anschluß an die auf dem 750 m hohen Burgberg gelegene hochmittelalterliche Steinburg entstanden und gehörte damals dem Damenstift Buchau. Im 13. und 14. Jahrhundert waren die Grafen von Hohenberg buchauische Lehenträger, denen von 1345 bis 1420 die Herren von Reischach folgten. Unter den Herren von Westerstetten wurde 1559 das rechts der Schmiecha liegende „Burg“ mit der links des Flusses liegenden Siedlung vereinigt und kam damit zur Herrschaft Straßberg, zu der auch Kaiseringen und Frohnstetten gehörten.

Kriechende Weide

Salix repens



Von den an Ufern, feuchten Stellen vorkommenden vielen Weidenarten (Sal-, Bruch-, Aschen-, Bleich-, Korbweide usw.) findet sich die Kriechende Weide bei uns nur in der Geifitze bei Onstmettingen. Sie hat wie die anderen Weidearten lineal-lanzettliche Blätter mit zurückgekrümmter Spitze. Die Blätter sind unterseits seidenhaarig. Der Standort muß feucht sein. Das seltene Holzpflänzchen mit seinen elleptisch kleinen Blättchen wird im Gegensatz zu den meisten meterhohen Weiden höchstens 30 cm hoch. Von den besonders schmal-lanzettlichen Weidenblättern haben etliche Uferpflanzen ihren Namen erhalten, so das Weidenröschen und der Weiderich, auch der Gelbweiderich (Lysimachia) führt Weidenblätter, sowie verschiedene Kreuzkrautarten. Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Kostbarkeiten der Heimat

Die Plastiken der Geislinger St. Ulrichskirche - Von K. Wedler

Die Gründung und der Bau der St. Ulrichskirche in Geislingen gehen auf das Jahr 1451 zurück. Der Stifter war der damalige Ortsadelige Wolf von Bubenhofen, dessen Stammsitz beim Gasthaus „Zur Burg“ im Stunzachtal lag. Die jetzige Kirche ist ein Neubau der Jahre 1926 bis 1928, wobei der spätgotische Turm beibehalten wurde.

Das Grabdenkmal mit dem Ritter in voller Brüstung am Ende des rechten Seitenschiffes stellt aber nicht, wie schon vermutet wurde, Wolf von Bubenhofen dar, es ist vielmehr Hans von Stotzingen aus dem Nachfolgeschlecht der Bubenhofen. Die Inschrift auf der Grabplatte lautet: „A. D. 1570 den 6. Tag Dez. starb der edel und fest Hans von Stotzingen zu

D. auff Sonntag Reminiscere den 10. Tag Martii starb die edel und tugendsam Fraw Barbara Westerstetten geborene von Stotzingen. Der Sell Got genedig dey. Amen“. Wie eine Nonne gekleidet steht die edle Frau mit gefalteten Händen, die vom Rosenkranz umschlungen sind, vor der Grabplatte in einem weiten mit Parallelfalten versehenen Gewand, die sich nur vorn in geschwungene Motive umformen. Auch hier erscheint rechts unten das Wappen der Stotzingen mit Tragkorb und Engel, und auch hier hat ein Meister ein gutes Werk geschaffen.

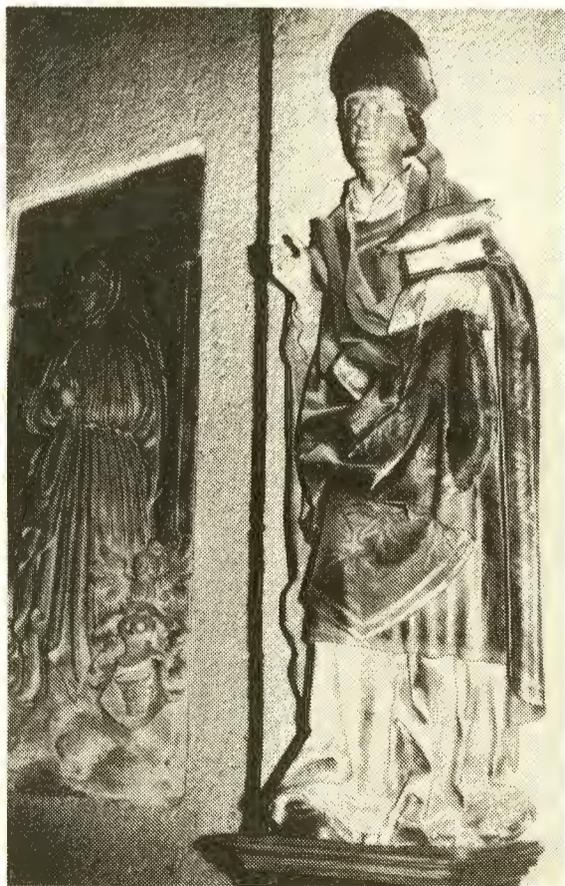
Daneben steht auf einem Postament der Patron der Kirche, der Bischof Ulrich von Augsburg. Der Fisch auf dem Buch ist sein Attribut. Er erinnert an die Freitagslegende, bei der ein Gänsebein in einen Fisch verwandelt wurde. Die würdige Gestalt mit Bischofsmütze und reich gefaltetem Gewand hat ein Gegenstück auf der rechten Seite des Chorbogens, den hl. Martin, Bischof von Tours. Beide stammen aus derselben Hand und wurden um das Jahr 1515 geschaffen. Der Faltenwurf mit Brücken-, Zangen-, Zipfel- u. a. Motiven ist noch ganz der Spätgotik verhaftet. Der Ausdruck der Gesichter dagegen weist mit seinem freien Blick und seiner realistischen Art in die Renaissancezeit. Ulrich ist im Jahr 890 als Sohn des Gaugrafen Hubald von Dillingen geboren. Er war wesentlich beteiligt an der



Hans von Stotzingen

Geißlingen Dotternhausen und Dellmissingen. A. D. 1575 den 10. Tag Junii starb die edel und tugendsame Fraw Anna von Stotzingen geb. Hörnin seine eheliche . . . Ihre Leib hie liegen begraben dieselbe woll Gott in seim Schirm haben durch Jhesum Christ ihre Sünd verzeyhen und ein frewlich Irstend verleyhen“.

Dieses Grabdenkmal in typischen Renaissanceformen ist hervorragend ausgeführt. Der stattliche bärtige Ritter im federgeschmückten Helm steht vor einem Torbogen, der oben mit einem von Rollwerk geschmückten Architrav abschließt. Zwischen den Beinen schaut traurig der Hund seines Herrn hervor. Links unten ist das Wappen der Stotzingen mit dem Tragkorb und dem Engel angebracht, rechts das der Hörnin mit den beiden Hörnern. Außerdem zieren noch vier kleinere Wappen das ausgezeichnete Bildwerk. Von den zehn Grabsteinen, die in der Vorhalle und an den Seitenschiffwänden angebracht sind, sei noch der Barbara von Westerstetten, geb. von Stotzingen vorgestellt, der aus dem frühen 17. Jahrhundert stammt. Die Inschrift lautet: „A.



Barbara v. Westerstetten und Bischof Ulrich



Der hl. Martin

Schlacht auf dem Lechfeld im Jahr 955 gegen die Ungarn, sowie an der Wiederherstellung der von den Ungarn zerstörten Klöster und Dörfer seines Bezirks. Außerdem betreute er ständig die Armen und Kranken. In der St. Ulrich- und Afrakirche in Augsburg wurde er wunschgemäß beigesetzt.

Der hl. Martin, der in unserem Land viel verehrt wird - viele alte und neue Kirchen tragen seinen Namen - war Bischof von Tours und Gründer des dortigen Martinsklosters, wo er 397 starb. Meist wird er dargestellt als Reiter, der einem nackten Bettler die Hälfte seines Mantels schenkt, den er mit seinem Schwert abtrennt. In Ungarn geboren kam er auf Umwegen und durch Vermittlung des Bischofs Hilarius von Poitiers ins Frankenland und wurde dort der bedeutendste Frankenheilige, der sich unermüdlich für die Be-



Geislinger Madonna

kehrung von Ungläubigen und Arianern einsetzte. Im alten Kreis Balingen haben wir Martinskirchen in Dotternhausen, Ebingen und Isingen.

Die Muttergottesstatue links am Eingang zum Chor, eine Stiftung von 1961 aus Amerika, ist möglicherweise eine Kopie einer Madonna der Ulmer Schule der auslaufenden, aber künstlerisch sehr bedeutenden Zeit der Spätgotik. Sie hat viel Ähnlichkeit mit der Madonna von Gregor Erhart im Altar von Blaubeuren. Das mütterliche Gesicht wird von den Haaren und dem Kopftuch umrahmt. Das liebe Kind in graziöser Haltung hält den Apfel in der linken Hand und wird von der Mutter vor der Brust gehalten, ihre linke Hand berührt zart das rechte Füßchen. Das reiche



Das Kruzifix im Chor

Gewand der Maria umgibt mit schwungvollen Falten den ganzen Körper.

Das Kruzifix im Chor stammt von dem in Balingen von 1563-1613 nachweisbaren Renaissancemeister Simon Schweizer aus der Zeit um 1600. Er gehört zu den besten Meistern seiner Zeit im südwestdeutschen Raum und hat vielleicht auch das Grabmahl für Hans von Stotzingen geschaffen. Ein ähnliches Grabmahl für Hans Christof Scheer von Schwarzenberg ist außen am Chor der Kirche von Hausen am Tann zu sehen, das von Schweizer stammt. Und ein ähnliches Kruzifix von ihm können wir in der Stadtkirche von Balingen bewundern. Die Überwindung des Leidens, ein stiller Schmerz und eine gewisse Abgeklärtheit kommen in diesen Gestaltungen besonders zum Ausdruck. An der Westempore der Kirche sehen wir zwei Figuren, die ursprünglich zu einem Altar gehörten. Es sind Katharina und Barbara, die dem Meister von Weilen zuzuschreiben sind und etwa 1525 entstanden sein dürften. Dieser unbekannte Meister wird nach einem Altar in Weilen unter den Rinnen benannt, in dem verschiedene Figuren von ihm zusammengestellt sind. Er hat etwa von 1500 an im Raum Balingen und den angrenzenden Gebieten gearbeitet. So finden wir Plastiken von ihm in Stein, Schlatt, Neufra, Fridingen/Donau, Neukirch, Böhringen und vier weitere Plastiken aus Geislingen in der Lorenzkapelle in Rottweil. Diese Schnitzwerke zeigen gedrungene Gestalten mit meist heiteren Gesichtern. Nase, Kinn, Mund und Wangen sind in weichen Formen gearbeitet. Die Haare fallen in Wellen oder Locken über die Schultern, die Behandlung des Gewandes, vor allem die des Mantels, ist viel lebendiger



Barbara und Katharina

als bei vielen andern schwäbischen Bildschnitzern, es sind deshalb Einflüsse aus dem Oberrhein bei ihm zu vermuten. Knitterige, knorpelige Falten beleben die sonst in Geste und Mimik wenig lebendigen Körper und Gesichter zu einer nicht unsympathischen Unruhe. Die langgezogenen Diagonalfalten verstärken diese Wirkung der bauschigen Falten, die bis zum Boden reichen. Katharina, die legendäre Königstochter aus Alexandria, hält als Attribut das Schwert, mit dem sie enthauptet wurde, in der linken Hand. Sie ist Patronin der Wagner und Müller und gehört zu den 14 Nothelfern. Barbara mit dem Turm, in den sie von ihrem Vater eingesperrt wurde, ist Patronin der Bergleute, Architekten und Artilleristen.

In der Antoniuskapelle im Westen der Kirche finden wir eine Pietà, die um 1460 geschaffen wurde. Solche Vesperbilder sind im 14. Jahrhundert in den Dominikanerinnenklöstern als Andachtsbilder entstanden. Es ist die aus der Beweinungsgruppe nach der Kreuzabnahme herausgelöste Gruppe der Maria mit dem toten Christus, der im 14. Jh. noch mit steil aufgerichtetem Oberkörper, im 16. Jh. dann auf dem Boden sitzend mit dem Kopf im Schoß der Mutter dargestellt wird. Das liebe Gesicht der Mutter wird vom Haar und vom faltenreichen Kopftuch umrahmt. Mit der



Pietà in Geislingen

Fotos: Wedler

rechten Hand hält Maria das Haupt ihres schmerzgeprüften Sohnes, ihre linke Hand umschließt zart den rechten Arm Christi. Es ist ein empfindsames Werk eines einführenden spätgotischen Meisters. Diese Pietà und die beiden an der Wand angebrachten Figuren des Wendelin und eines Bischofs stammen aus der Heiligkreuzkapelle am Friedhof. Sie wurden aus Sicherheitsgründen hier untergebracht. - Die beiden Figuren stammen aus dem frühen 18. Jh. Die Behandlung der Haare zeigt den barocken Schwung und der Gesichtsausdruck die typisch barocken Züge einer überirdischen Vergeistigung. - Wendelin, der schottische Königssohn, der auf den Thron verzichtete, führte auf dem Rückweg von einer Wallfahrt nach Rom in der saarländischen Wildnis ein Einsiedlerleben und übernahm dort Hirtendienste. Er starb als Abt des Klosters Tholey im Jahr 617 und wurde auf seinem Lieblingsberg begraben. Dort entwickelte sich in der Folgezeit die Stadt St. Wendel. Wendelin ist Patron der Hirten und Herden. Daher auch seine Attribute Schaf, Rind, Hund und Schäferschippe.

Der Bischof neben ihm wird manchmal auch als Nikolaus bezeichnet, der Bischof von Myra in Kleinasien war. So birgt die Kirche in Geislingen wertvolle Kostbarkeiten verschiedener Jahrhunderte, die eines Besuches wert sind, die aber nicht Schaustücke, sondern Zeugnisse der Frömmigkeit ihrer Meister, der Gläubigen und der Stifter sein wollen.

Der kallenbergische Schwur von 1619 in Nusplingen

Von Georg Miller, Reutlingen
Fortsetzung

Diese erklärten vielmehr: „sie hätten sich offen von neuem hoch verbunden, daß keiner vom andern weichen werde“.

Ganz einhellig schien aber dieser Schwur nicht mitgetragen worden zu sein, denn einige erklärten den Kommissären gegenüber: „sie würden gerne gehorsamen, müßten aber besorgen, sie würden von den andern totgeschlagen“.

Unter diesen Umständen war jeder weitere Verhandlungstag Zeitverschwendung. Die Schiedskommission brach deshalb nach acht Verhandlungstagen ihre Arbeit ab und verwies die Fortsetzung der Verhandlung an die Regierung in Innsbruck, denn dort befand sich die für den Truchsess nachstehende Rechtsbehörde.

Der Bericht, den die Kommissäre Halweil und Renz der Regierung in Innsbruck über die Nusplinger Verhandlungen vorlegten, fiel für

die kallenbergischen Gemeinden wenig schmeichelhaft aus. Darin hieß es: „... haben wir doch mit eigenen Augen sehen müssen, was für Halsstarrigkeit und Trutz sie in unserer Gegenwart geübt und daß sie sich während der Kommission bei Verlust, Ehre und Gut eidlich verbunden und zusammengeschworen haben, nicht von einander zu weichen, welches anders nit als für eine handgreifliche Rebellion, Aufruhr und Meuterei zu halten ist“.

Die kallenbergischen Gemeinden ließen sich durch den Abbruch der Verhandlungen nicht erschüttern und fuhren nach Innsbruck.

Als die kallenbergischen Abgeordneten bei der Regierung um Verhandlungen vorsprachen, wurde ihnen erklärt, daß die Sache „größere Überlegung“ erfordere und daß sie sich nach Haus begeben möchten, bis die Entscheidung des Erzherzogs erfolge.

Mit diesem Bescheid gaben sich die kallen-

bergischen Abgeordneten nicht zufrieden und beharrten darauf, angehört zu werden. Da ließ ihnen die Regierung ausrichten, daß man sie im Kräuterhaus als Aufwiegler und Rädelsführer „abbüßen“ lassen werde, wenn sie nicht schleunigst Innsbruck verließen.

Bei einer solch derben Drohung blieb den Abgeordneten nichts anders übrig, als unverrichteter Dinge die Heimfahrt anzutreten und sich mit dem zufrieden zu geben, was sie in den Nusplinger Verhandlungen erreichen konnten.

Wenn den kallenbergischen Gemeinden bei ihrem Kampf um ihre berechtigten Belange und ihre Freiheit auch ein durchschlagender Erfolg versagt geblieben ist, verdienen sie für ihre Unerschrockenheit und ihre Beharrlichkeit, mit der sie für ihre Ziele eintraten und mittelbar auch an den Grundpfeilern des damaligen Herrschaftssystem rüttelten, unsere Bewunderung und Hochachtung.

Das reichsritterschaftliche Geislingen und sein Übergang an Württemberg

Von Fritz Scheerer

Bei der Umgestaltung der politischen Landschaft unserer Heimat wurde im Jahre 1805 Württemberg als Bundesgenosse Napoleons für den Verlust der linksrheinischen Besitzungen und für seine Teilnahme am dritten Koalitionskrieg mit österreichischen, ritterschaftlichen und andern Gebieten entschädigt. Durch den Schönbrunner Tagesbefehl Napoleons vom 19. 12. 1805 erhielt Kurfürst Friedrich die Landeshoheit über die ritterschaftlichen Besitzungen, so u. a. in unserer Gegend in Lautlingen, Margrethausen, Dotternhausen, Roßwangen, Hausen a. T., Zimmern u. d. Burg und in den Herrschaften Kallenberg und Werenwag. Im folgenden soll auf das reichsritterschaftliche Geislingen näher eingegangen werden.

Das Rittergut Geislingen

Geislingen wird erstmals 1188 urkundlich erwähnt („Huge de Giselingen“). Die Siedlung ist aber bedeutend älter, wie zwei Reihengräberfelder ausweisen. 1342 sind die Herren von Bubenhofen, deren Burg im benachbarten Rosenfelder Tal bei der Wirtschaft „Zur Burg“ stand, in Geislingen begütert und saßen damals wohl schon auf einer der beiden Ortsburgen in Geislingen, aus denen sich das Rittergut entwickelte. 1464 war das Gut geschlossen in Händen der Herren von Bubenhofen. Infolge Überschuldung mußte aber Wolf von Bubenhofen Schloß, Dorf und Güter als Pfandschaft an Hans von Weitingen abtreten. Über Sebastian von Gültlingen ging der Pfandbesitz 1527 an Hans von Stotzingen über. Hans Jakob von Stotzingen teilte 1598 das Gut Geislingen unter seine beiden Söhne Hans Reinhard und Hans Sigmund (s. Heimatk. Blätter 1961 S. 347 f). Letzterer erbaute dann auf dem „neuen Burgstall“ ein Schloß („Hochbergisches Schloß“), während Hans Reinhard das alte (stotzingische) Schloß bezog.

Die beiden Besitzungen wechselten in der Folgezeit öfters den Besitzer (von Hohenberg, von Purrschütz, von Rost, von Hohenzollern-Sigmaringen, von Thurn-Valsassina, von Vogelmayr, s. Kreisbeschr. Bd. II S. 384). 1697/98 erwarben die Gebrüder Johann Wilhelm, Johann Werner, Johann Albrecht, Johann Franz und Johann Friedrich Schenken von Stauffenberg des Lautlinger Zweigs der Wilflinger Linie von Graf Thurn-Valsassina die alte Stotzinger Hälfte um 30 000 fl. und von Vogelmayr zu Tierberg die andere Hälfte um 34 000 fl. Nachdem die Schenken von Stauffenberg in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden waren, teilten sie ihren gesamten Besitz auf. Geislingen wurde zu 56 000 fl veranschlagt und wurde Johann Wilhelm zugesprochen. 1726 fiel der Besitz an den Lautlinger und 1762 an den Wilflinger Hauptstamm der Schenken von Stauffenberg und zwar an Anton Damian Friedrich. Die neuen Besitzer kauften 1780 von dem Grafen Joseph von Attems den Kesselwald. Damit hatte das Rittergut Geislingen seinen endgültigen Umfang erreicht. Der Bruder Anton Damian Friedrichs war es dann auch, der das Schloß 1783 durch den östlichen Flügel vergrößern ließ (s. unten).

In Geislingen hatten neben den Stauffenberg die Klöster Stetten bei Hechingen, Alpirsbach und Wittichen Besitz. Auch der Ba-

linger Spital hatte kleinere Güter auf Geislinger Markung. Nach dem Geislinger Lagerbuch von 1777 umfaßte von den 3347 Morgen der Markung der Eigenbesitz der Herrschaft und die von ihr als Erblehen ausgegebenen Güter 1899 Morgen, der Besitz der Klöster und der Haigerlocher Hofkaplanei betrug 549 Morgen und der freie Eigenbesitz der Geislinger und auswärtigen Bauern 894 Morgen. Die Gemeinde besaß 781 Morgen Allmende und Schafweiden und 530 Morgen Wald (s. Kreisbeschr. Bd. II S. 388). Von den insgesamt 4653 Morgen Acker- und Gartenland, Wiesen und Wald besaßen also die Herrschaft 41%, die Geistl. Heiligen 12%, die Bauern 19%, die Gemeinde 28%. Die bürgerlichen Eigengüter waren in besonders kleine Teile aufgesplittert.

Nach G. Wunder („Die Schenken von Stauffenberg“) werden die Schenken von Stauffenberg erstmals 1251 erwähnt als Träger des Schenkenamtes der Grafen von Zollern. Der Zusatz Stauffenberg weist auf den früheren Wohnsitz, die Burg Stauffenberg bei Rangendingen (abgegangen). Im 14. und 15. Jahrhundert können Vertreter der Familie im Bereich des oberen Neckars festgestellt werden. Schenk Werner, der Stammvater aller späteren Zweige der Familie (Gammertingen, Hettlingen, Wilflingen, Geislingen usw.) besaß Besitzungen um Rangendingen, Weilheim bei Hechingen, Stetten und Boll. Sein Sohn Sebastian konnte um Wilflingen weitere Orte erwerben.

Die meisten Einwohner von Geislingen waren **Leibeigene** des Rittergutes. In dem Teilungslibell von 1598 waren 350 Leibeigene der damaligen beiden stotzingischen Herrschaften, 12 waren anderen Herrschaften leibeigen, nur 4 Personen waren frei. Die Leibeigenen waren verpflichtet jedes Jahr eine Fastnachtshenne der Herrschaft abzuliefern. Wollten Leibeigene heiraten, so mußten sie die Genehmigung des Leibherrn einholen. Hierfür mußte eine Gebühr entrichtet werden. Die Leibeigenschaft wurde 1839 gegen Bezahlung von 1982 fl. abgelöst.

Die Einwohner waren zu Fronpflichten auf dem Herrngut verpflichtet. Aus jedem Haus mußte eine Person „jeder Gattung“ je einen Tag im Jahr in der Heu-, Haber-, Ohmd- und Hanfernte arbeiten. Die Frondienste wurden 1829 gegen Zahlung von 2250 fl. abgelöst. Der Leibherr hatte auch das Recht auf einen Teil

des Nachlasses seiner Leibeigenen. Bei Männern war es in der Regel das beste Stück Vieh, bei Frauen mußten das beste Kleid abgegeben werden. Der drückendste Bestandteil der Leibeigenschaft lag in der Beschränkung der Freizügigkeit. Jeder Wohnwechsel mußte vom Leibherrn genehmigt werden. Leibeigene konnten auch getauscht werden. Die Reichsritter waren auch „Schirmvögte und Niedergerrichtsherrn“. Alle Straffälligen unterstanden ihrer Gerichtshoheit (Beleidigung, Feldfrevel, Raufereien, Erzeugung unehelicher Kinder usw.). Zur Kompetenz des Hochgerichts zählten Zauberei, Gotteslästerung, Landfriedensbruch, Abtreibungen u. a.). Vor 1528 erwarb die Herrschaft noch zum Hochgericht den Blutbann. Der Galgen stand an der Straße nach Rosenfeld. Nach dem Vertrag von 1804 waren Blutbann, niederes Gericht und Umgeld stauffenbergisch. Der Zoll gehörte zur Hälfte den Grafen von Stauffenberg, zur anderen Hälfte Österreich (Binsdorf österreichisch). In Geislingen war ein gemeinsamer Zoller, also auch für das österreichische Binsdorf „zur allseitig richtigen Einziehung des im österreichischen territorio gefallenden Zolls ohne geringe praejudiz der freiherrlich schenk Stauffenberg jurium territorialium regalium et Jurisdictionatum zu Geislingen“. Der jeweils eingehende Zoll ging alle Quartal je zur Hälfte an die beiden Partner. Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß hohe und niedere Gerichtsbarkeit und die Orts herrschaft bis 1805 mit der Burg bzw. mit dem Schloß Geislingen verbunden waren und stets von den Inhabern des Rittergutes ausgeübt wurden.

Unter den Bubenhofen scheint zu Ende des 15. Jahrhunderts der Ausbau ihres herrschaftlichen Mittelpunktes Geislingen zu einer Stadt geplant gewesen zu sein, denn in einer Urkunde von 1470 wird der Ort „Stadt“ genannt. Aber es kam wegen des wirtschaftlichen Niedergangs der Bubenhofen nicht so weit.

Geislingen gehörte ursprünglich zur Pfarrei Ostdorf. Dieses Filialverhältnis wurde 1451 durch Wolf von Bubenhofen aufgehoben, indem er den Kirchensatz in Burgfelden an Württemberg übergab und dann in Geislingen eine eigene Pfarrei gründete. Das Patronat der St. Ulrich geweihten Geislinger Kirche gehörte nun in der Folgezeit immer den Inhabern des Rittergutes. An Ostdorf wurden für die Abtretung Separationszinsen bezahlt. Außerdem hatte die Herrschaft auch das Patronat über die Kaplaneien (St. Georgs-, St. Michaels, St. Agatha- und Heiligkreuzkaplanei). Das Patronat beinhaltete verschiedene Ehrenrechte, wie bevorzugte Plätze in der Kirche und bei Prozessionen. Während der Vakanz der kirchlichen Ämter standen den Patronatsherren die Einkünfte dieser Ämter zu. Mit dem Patronat waren auch feste jährliche Einkünfte verbunden. Nach 1550 wurden die Kaplaneien mit Ausnahme der Heiligkreuzkaplanei nicht mehr besetzt und zog der Patronatsherr die Einkünfte selbst ein.

Den Rechten des Patronatsherrn standen auch Pflichten gegenüber. Sie waren verpflichtet, die kirchlichen Bauten zu unterhalten und die daraus resultierenden Kosten entweder ganz oder wenigstens teilweise zu übernehmen. Mit dem Großzehnten, der ursprünglich dem Kloster Reichenau gehörte, wurden die Inhaber des Rittergutes belehnt. 1803 kam die Lehenshoheit an Baden, später durch Tausch an Württemberg. Alle Zehnten waren 1852 abgelöst. Die Reichsritter übten also in ihrem Herrschaftsgebiet eine öffentlich-rechtliche Herrschaft aus, die sich aus grundherrlichen, leibherrlichen und gerichtsherrlichen Rechten und Patronatsrechten zusammensetzte. Sie waren reichsunmittelbar, keiner Landeshoheit unterworfen.

In der Vorhalle und an den Wänden der Seitenschiffe der St. Ulrichskirche befinden sich eine ganze Anzahl Grabdenkmäler, vor allem der Herren von Stotzingen und ihrer Familie, die über ein Jahrhundert die Herrschaft Geislingen, bis 1553 die Hälfte von Dürnwangen, bis 1666 das Rittergut Dotternhausen mit Roßwangen und die Balingen Stotzinger Mühle besaßen. In die Augen fallend ist das

Grabmahl für den „edel und fest Hans von Stotzingen“ und seine Frau Anna (1570 bzw. 1575) mit 6 Wappen (s. „Plastiken“ von Kurt Wedler). Weitere Grabdenkmäler für Glieder der stotzingischen Familie sind für Elisabetha von 1617, für Barbara von Westerstetten geb. von Stotzingen aus dem 17. Jahrhundert, für Maria Margrete von 1604 und für einen Schwiegersohn, Karl von Hohenberg (1628). Drei hölzerne Totentafeln tragen Namen von Stotzingen. Diese Denkmäler beweisen, daß „Schloß und Burggesäß Gaislingen mit all seinem ummauerten Einfang auch zugehörigen Häusern, Scheunen, Stadeln, Stallungen und Kornkästen samt dem großen Baumgarten daran und drei Fischgruben und gehen um das Schloß zwei Wassergräben“ der Mittelpunkt der Herrschaft der Familie von Stotzingen im 16. und 17. Jahrhundert war.

Die Geislinger Schenken von Stauffenberg kamen bis in den Reichsgrafenstand. Eine solche Stellung erforderte auch eine repräsentative Lebensweise, die sich u. a. in den Bauten und Schlössern äußerte. Auf dem großen Schloßplatz überragt das dreigeschossige Schloß mit seinem abgestuften Walmdach und seinen zwei Flügeln die ganze Umgebung. Es verrät noch heute die Anlage als Wasserschloß. Ein Graben läuft allseitig um, während ein zweiter äußerer zugeschüttet ist. Den Vorgarten fassen steinerne Ballustraden aus dem Jahre 1789 ein. Auf den einst vorhandenen Rundtürmen der Ecken befindet sich heute eine Laube und ein Pavillon mit bemerkenswerten kobaltblauen und manganvioletten Fayensen (wohl holländischer oder französischer Herkunft). Über eine Brücke gelangt man zu dem wappenverzierten Rundtor mit seiner dorischen Umrahmung. Die Attika trägt die Jahreszahl 1783. Das innere des Schlosses hat aus derselben Zeit teilweise einfache Stuckdecken. 1925 wurde das Schloß mit Schloßgarten und vier weitere Gebäuden von der Gemeinde gekauft. Vorübergehend beherbergte es die Gemeindeverwaltung, die Schule und Lehrerwohnungen.

Übergang an Württemberg

Im Jahre 1805 begann Kurfürst Friedrich von Württemberg mit dem Einzug der ritter-

schaftlichen Herrschaften. Graf Clemens Wenzelaus mußte sich 1805 der württembergischen Oberhoheit unterstellen. Die Hoffnungen des Fürsten Hermann von Hohenzollern, daß die benachbarten reichsritterschaftlichen Herrschaften Hirrlingen, Wellendingen, Geislingen an ihn kommen, wurden nicht erfüllt. König Friedrich von Württemberg weigerte sich, die von ihm schon in Besitz genommenen Gebiete wieder herauszugeben. Alle Proteste, sogar mit Unterstützung französischer Stellen, nützten jedoch nichts, auch Reklamationen beim französischen Außenministerium änderten nichts mehr daran, daß Geislingen württembergisch blieb. Es wurde dem Oberamt Balingen zugeteilt. Bis 1809 blieb zwar das stauffenbergische Patrimonialgericht erhalten, das niedere Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt ausübte.

Von der Mediatisierung (Aufhebung) blieben zunächst die Rechte der ehemaligen freien Reichsritter als Grund-, Leib- und Patronatsherren unberührt. Erst zwischen 1830 und 1848/49 wurden die aus Grund- und Leiherrschaft resultierenden Rechte des Adels abgeschafft (s. oben). Aus den einstigen bäuerlichen Leibeigenen wurden freie Bauern und Handwerker. Erhalten blieb dem Adel nur noch der nicht abgelöste Grund und Boden. Nach dem 1. Weltkrieg wurde auch das Patronatsrecht aufgehoben. Die Schenken von Stauffenberg hoben dann 1922 den Familienvertrag von 1830 auf und verteilten die Familiengüter unter sich. 1927 wurde das Rittergut Geislingen endgültig aufgelöst. Das Schloß war schon 1925 an die Gemeinde verkauft worden (s. oben).

Aus dem einst vorwiegend landwirtschaftlich orientierten Dorf wurde in unserem Jahrhundert, nachdem die Fesseln gefallen waren und viele Einwohner nicht mehr als Tagelöhner auf dem Gutsbetrieb ihren Unterhalt verdienen mußten, eine aufstrebende Industriegemeinde, der nach erfolgter Eingemeindung von Erlaheim (1. 1. 1971) und der am 1. 1. 1974 eingemeindeten Stadt Binsdorf Stadtrechte verliehen wurden, so daß Wirklichkeit wurde, was schon vor rund 500 Jahren von den Bubenhofen geplant war.

Von unseren Fronhöfen

Von Fritz Scheerer

Seit dem Jahre 700 gehörte ein großer Teil unserer Gegend einigen Familien, so in Digisheim einem Amalbert, und seit dem 8. und 9. Jahrhundert ein beträchtlicher Teil den Klöstern St. Gallen und Reichenau, wie die Schenkungen des Grafen Gerold, dem Schwager Karl des Großen, 786 in 14 Dörfern, des Grafen Berthold in 25 Dörfern an das Kloster St. Gallen zeigen. Vor seinem Tod machte Graf Gerold vor 797 noch eine Schenkung in 25 Orten an das Kloster Reichenau. Nach der Jahrtausendwende besaßen die Klöster Alpirsbach, St. Georgen, Beuron, Stein a. Rhein und Ottmarsheim in unserem Raum große Fronhöfe.

Der St. Galler Fronhof zu Frommern

Durch die Schenkung des Grafen Berthold im Jahre 793 kam auch ein Teil des Ortes Frommern an das Kloster St. Gallen. Dieses richtete hier einen Fronhof ein und ließ eine Kirche zu Ehren des Hl. Gallus und eine Mühle erbauen. Bereits 838 war der Hof so groß, daß sich auf ihm die Edlen der Scherragrafschaft versammeln konnten, um eine Schenkung von Gütern im benachbarten Weilheim zu bezeugen. Zu den zwei Huben (je 30 bis 40 Morgen), die St. Gallen hier schon früh besaß, kam später eine dritte hinzu, so daß nun im Ort selber 3 Huben, 9 Schupposen („Scupuse“ = ein Drittel oder ein Viertel einer Hube), die Kirche, 1 Mühle zum Fronhof gehörten, ferner 7 Huben in Laufen, 3 ½ Huben in Endingen, 1 Hube in Zillhausen, 1 Schuppose in Balingen und 2 Schupposen in Weilheim. Während der Fronhof mit seinem Salland in

seinem ursprünglichen Zustand erhalten bleibt, zeigt eine spätere Aufzeichnung statt der 3 Huben und 9 Schupposen jetzt 12 Huben, worunter 2 Vollhuben (plani mansus) waren.

Auf dem Fronhof saß ein villicus, ein Maier, während im Teil jenseits des Dorfbaches ein Waibel, der wahrscheinlich den Grafen von Zollern unterstand, die niedrigerlichen Rechte ausübte. Der Maier bewirtschaftete den Hof mit Knechten und Mägden und mit Hilfe der Fronpflichtigen des Dorfes und der umliegenden Ortschaften. Er empfing ein Viertel von Todfall und Besthaupt und zahlreiche Gefälle aus dem Fronhofverband, ferner jährlich 3 Scheffel Haber (1 Scheffel = 8 Simri) und 24 Schilling von jeder Hube. Er versammelte dreimal im Jahr die zum Hof gehörigen Bauern und hielt ein Niedergewicht ab und gab die Erlaubnis bei Verkäufen; er hatte also eine bevorzugte Stellung. Dies bewirkte auch, daß der villicus Trageboto de Fromern 1266 als miles (= Ritter) neben den Schenken von Stauffenberg im Gefolge des Zollerngrafen Friedrich auftreten konnte. 1368 werden die Maier zum letztenmal in Frommern erwähnt.

Den Ertrag des Fronhofes und die eingesammelten Abgaben der Hörigen lieferte der Maier nach Radolfzell ab. Die Mühle und die Taverne waren feste Bestandteile des Fronhofverban-

des. Die nicht vom Fronhof bewirtschafteten Güter waren als „plani mansus“ (Vollhuben), „Buringeshuben“ (Laufen) an Hörige des Klosters ausgegeben. Die Vollhubner beschäftigten mindestens vier Knechte. Die Hörigen wurden zur Fronarbeit herangezogen. Um 1200 wurden bei den Buringeshuben die Fronpflicht durch Geldabgaben abgelöst.

Etwa 1350 war die St. Galler Fronhofverfassung aufgelöst. Alle Frondienste und alle Naturlieferungen waren durch Geldabgaben ersetzt, nur Getreide wurde noch in natura gegeben. Außer den 17 Schupposen waren einzelne Stücke Land an etwa 60 Bauern ausgegeben, meist zu geringen jährlichen Fruchtgülden. Schon um diese Zeit waren die Höfe und Schupposen trotz des erlassenen Teilungsverbot stark zersplittert und aufgeteilt. Auch der Müller war selbständig geworden. Der Keller, der ursprünglich ein Unterbeamter des Maiers war, betrieb den Hof auf eigene Rechnung und lieferte nur noch ein Viertel des Ertrages ab. Schließlich ist auch der Fronhof dem Kloster entfremdet worden. Er wurde um 1300 von den Grafen von Zollern-Schalksburg als Lehen ausgegeben. Beim Verkauf der Schalksburgherrschaft 1403 bekamen ihn die württembergischen Grafen als Lehen, die ihn dann unter Herzog Ulrich als ihr Eigentum behandelten. Der Fronhof war 1560 noch ein stattlicher Hof mit 62 Jauchert Äckert und 12 Mannsmahd Wiesen. Später wurde er immer mehr zersplittert, und der Hof war nicht mehr der Mittelpunkt eines Wirtschafts-, Personen- und Gerichtsverbandes.

(Fortsetzung folgt)

Die Zwerg- oder Steinmispel

Cotoneaster integerrimus



Die Zwergmispel wurzelt an senkenrechten Felswänden, in Felsenritzen, auf Felsvorsprüngen und ähnlichen Standorten unserer Berge. Sie ist wie die Felsenbirne (Amelanchier ovali) ein edler Felsenstrauch und kann bis 1 ½ m hoch werden. Den Standorten entsprechend besitzt der Strauch Trocken- und Lichtschutzeinrichtungen. Um die verdunstende Oberfläche herabzusetzen, ist sie auffallend laubarm. Die Unterseite der Blätter, wo die Spaltöffnungen liegen, sind hellgrünlich filzig. Die Blätter sind klein, rundlich-eiförmig. Die rosensroten Blütenglockchen enthalten einen überaus reichlichen Honigvorrat, der sich nur kurzrüsseligen Insekten verbirgt, indem sich die Staubblätter über dem honiggefüllten Blütenrand zusammenwölben, so daß die Blüte stets halb geschlossen bleibt. Die nickenden Früchte sind purpurrot und bilden eine „Apfelfrucht“ (cotoneaster = „falsche Quitte“).

Fritz Scheerer

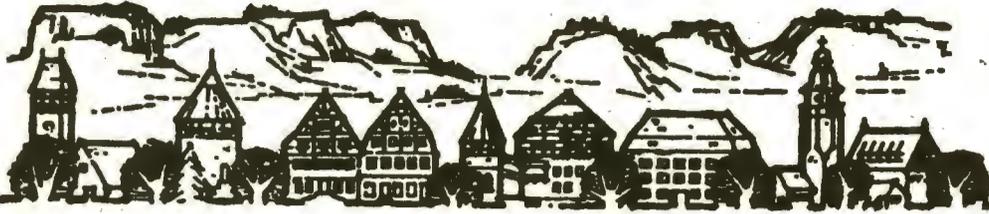
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 28

30. Mai 1981

Nr. 5

Alpine Hochgebirgspflanzen auf unseren Bergen

Von Fritz Scheerer

Hoch droben auf unseren heimatlichen Bergen erscheint alljährlich eine Blumenwelt voller Schönheit und Eigenart. Ihre Farben leuchten zwischen den kurzrasigen Bergmatten und im Zwergstrauchteppich den letzten windgesicherten Krüppelfichten auf jäh abstürzenden Felsen im vollen Genuß erhöhter Sonneneinstrahlung. Was bei uns nur selten und zerstreut gefunden wird, erblüht im Alpenfrühling vor dem Hintergrund der Schneeberge in reicher Fülle und wunderbarer Schönheit.

Viele hundert Kilometer trennen die Standorte unserer Gebirgspflanzen von ihren alpinen Hauptverbreitungsgebieten. Zwischenstationen sind spärlich oder fehlen ganz. Wie sind dann diese Gebirgspflanzen auf unsere Berge gekommen? Zur Deutung ihres Vorkommens bestehen zwei Möglichkeiten: Entweder standen ihre heutigen Standorte einmal in Verbindung mit ihrem Hauptareal und sind erst später getrennt worden. Oder aber: unsere



Blattreiches Läusekraut

Heimat ist selbst einmal Hauptareal mit gleichen Lebensbedingungen gewesen. Dann muß eine Verschiebung der Florengelände stattgefunden haben, das kann nur in langen Zeiträumen mit gleichlaufendem Klimawandel möglich gewesen sein. Bevor wir die obige Frage beantworten, sollen charakteristische Pflanzen aufgeführt werden, die noch auf unseren Bergen leben, deren Heimat aber das Hochgebirge, die Alpen, sind.

Auf einsamen, einmündigen Bergwiesen findet sich ein prächtiger, echter Vertreter der alpinen Flora, das **Berghähnlein**, (*Anemone narzissiflora*) und am Hundsrück nicht weit davon entfernt eine Begleiterin, *Pedicularis foliosa*, das Breitblättrige **Läusekraut** (siehe Bild). Beide haben in den Alpen ihr Hauptwohngebiet oberhalb der Baumgrenze (1500–2600), zwischen der alpinen Waldgrenze und der Schneegrenze. Da treten sie an den Hochkämmen in großer Zahl auf. Hier herrschen lange, kalte Winter und kurze Sommer. Großen Temperaturschwankungen sind sie ausgesetzt.

Zu den dort vorkommenden Mattenpflanzen

zählen auch der **Berghahnenfuß** (*Ranunculus montana*) und die **Immergrüne Segge** (*Carex sempervirens*). Ob der **Zwiebelknöterich** (*Polygonum viviparum*) der Lochen usw. mit seinen weißen Blüten zu den ursprünglichen alpinen Mattenpflanzen zu rechnen ist, wird teilweise bezweifelt. Manche Forscher nehmen eine Einwanderung von Norden an. Auf jeden Fall ist er aber eine Glazialpflanze.

Ein Hauptschmuck unserer Felsen bis an den Rand, unmittelbar über dem Absturz, ist der **Traubensteinbrech** (*Saxifraga aizoon*) (s. Bild) mit der **Felsenhungerblume** (*Darba aizoides*) mit ihren Rosetten. Die Blätter liegen am Grunde des Stengels dicht gepreßt aufeinander. Diese dicke Packung der Blätter schützt gegen Vertrocknung bei knapper werdender Wasserversorgung und der emporrage, vom Wind stark gezauste federnde Blütenstengel bekommt einen sicheren Halt. Die Felsenhungerblume überrascht manchmal schon im Februar mit ihren goldgelben, bei aller Zierlichkeit doch geradezu üppigen Blütensträußen.

Etwas seltener ist das **Felsenhabichtskraut** (*Hieracium humile*), ein kühner Bewohner senkrecht abstürzender Felsen. Die **Bergsegge** (*Carex montana*) hat auf den sonnenbestrahlten Felsen eine „Tunika“, d. h. eine Anhäufung von abgestorbenen Blattfasern, Blattscheiden und Blattstielen, die rings um den Stengelgrund vom letzten Jahr noch stehen geblieben sind und sich mit großer Zähigkeit über den ganzen Sommer erhalten. Eine solche Erscheinung zeigt auch die mit würzigem Duft ausgestattete **Augenwurz** (*Athamanta*



Augenwurz



Traubensteinbrech

Cretensis) auf äußerster Felsenkante des Schafbergs, des Gräbelesbergs usw., die nur an 7 Wuchsorten der Südwestalb vorkommt. Alle diese Orte liegen über 900 m hoch.

Sämtliche hier angeführten Hochgebirgspflanzen, die auf unserer Alb vorkommen, finden sich zahlreich in den nördlichen Kalkalpen der Schweiz, Vorarlbergs und des Allgäus. Die Entfernung beträgt in allen Fällen über 100 km. Eine Wanderung auf unsere Berge zu den vereinzelt Standorten über solche Strecken scheint unwahrscheinlich. Hinzu kommt, daß manche in Gesellschaft, z. B. *Berghähnlein* und *Läusekraut*, auf den abgelegensten Posten „nur vorkommen und sich erhalten haben, bzw. das Zusammenfinden mehrerer verschieden ausschwärmender Arten auf einer beschränkten weit abgelegener Stelle einer anderen Flora mit Rücksicht auf die Verbreitungsvorgänge nicht wahrscheinlich ist“ (A. Kerner). Für unsere Hochgebirgspflanzen dürfte daher gelten, daß sie verlorene Posten als Vorzeitreste sind. Denn nur selten tritt eine solche Pflanze vereinzelt auf. Fast immer beisammen findet man auf den abstürzenden Felsen mit dem Traubensteinbrech das Niedrige Habichtskraut und die Felsenhungerblume. Bei den Mattenpflanzen *Berghähnlein* und *Läusekraut* wurde schon darauf hingewiesen. Bei der Mehrzahl sprechen die Gründe also für eiszeitliche Einwanderung.

Wir haben es hier sehr wahrscheinlich mit „Relikten“ (Eiszeitresten) zu tun, d. h. mit Überresten einer ehemals stärker verbreiteten hochgebirgsartigen Pflanzenwelt, die „dem wärmewerdenden Klima und dem dabei wieder herbeigelockten Waldwuchs erlegen ist“ (Gradmann). Es wären demnach „Glazialrelikte“ aus der Zeit als die Alpengletscher ihre Zungen bis auf den Südrand der Schwäbischen Alb hinaufschoben, z. B. nördlich Sigmaringen.

Bei der Mehrzahl unserer Hochgebirgspflanzen sprechen stichhaltige Gründe für eiszeitli-

che Einwanderung. Schon Adolf Engler hat 1882 in seinem Werk „Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt“ die Hochgebirgspflanzen unserer Balingen Berge unter den klassischen Beispielen von Einzelresten aufgeführt. Er machte sie zu ehrwürdigen Zeugen eines längst vergangenen Weltalters und zu Naturdenkmälern kostbarster Art. Wo diese seltenen Gewächse fremder Herkunft noch in urwüchsiger Vegetation leben, suchen wir sie heute nach Möglichkeit zu erhalten und vor gedankenlosem Zugriff zu schützen. Wir möchten nicht, daß diese pflanzlichen Wahrzeichen längst vergangener Zeiten mit unserem Geschlecht aussterben sollen. Andere Gesichter werden nach uns kommen. Auch sie

sollen sich an diesen wunderbaren Kunstwerken der Natur erfreuen. Wo sie gewachsen und am allerschönsten sind, wollen wir sie in Ehrfurcht bewundern und schützen. Aus ihrem Dasein, aus ihrer Verbreitung allein können wir Zeit und Gang der Pflanzengeschichte durch die letzten Jahrzehntausende ablesen. In langer Zeit haben diese schutzbedürftigen Kleinode der Natur ruhmreich um ihre Leben gekämpft, die schärfsten Auswirkungen des Klimawandels erdulden müssen. Nirgends war das Schicksal so wechselvoll. Der edelste und wirkungsvollste Natur- und Heimschutz kann daher nirgends lauter und klarer sein als im Verständnis der Bedeutung dieser unersetzlichen Dokumente.

Kirchenstühle zeigten die Rangordnung an

Die Kirchenstuhlordnungen der Balingen Stadtkirche - von Eugen Gröner

In den Jahren 1913/14 wurde die Evangelische Stadtkirche in Balingen letztmals in ihrem Inneren erneuert. Im Zuge dieser Erneuerung wurde auch ein neues Gestühl geschaffen. Damit wurden die letzten Reste einer Einrichtung beseitigt, die jahrhundertlang als wichtiger Teil des bürgerlichen Lebens der Stadt angesehen wurde. Die damals wurmstichigen Kirchenstühle mit ihren zahlreichen Namenstäfelchen, teilweise durch Türen und Zwischenwände voneinander getrennt, waren einst maßgebendes Zeichen des amtlichen Ranges und der gesellschaftlichen Stellung ihres Besitzers. Nur hier konnte man sichtbar zum Ausdruck bringen, welche soziale Stellung innerhalb des Gemeindegewesens man einnahm.

Die Kirchenstühle, genau eingeteilt zwischen Männer und Weiberstühlen, konnten gekauft und nach genauen Regeln vererbt werden. Dies war nicht nur in Balingen so, sondern in allen württembergischen Städten. Es ging nicht in erster Linie darum, in der Kirche einen festen Platz zu haben, sondern darum, den seinem Rang und Stand entsprechenden Platz zu bekommen, und gar oft gab es Streitereien, die uns heute völlig unverständlich sind und dem Raum des Gotteshauses wenig angemessen erscheinen. Sogar Prozesse wurden um die Kirchenstühle geführt; zwar ist ein solcher von Balingen nicht be-

kannt geworden, aber von anderen altwürttembergischen Städten.

Wie wichtig die Sache genommen wurde, ist daraus zu ersehen, daß schon frühzeitig gesetzliche Regelungen ergingen, so die „Hochfürstliche Resolution“ betr. einer Kirchenstuhl-Ordnung (zunächst für Stuttgart) vom 24. Dezember 1640, die dann auch auf die andern Städte ausgedehnt wurde.

Vier große und dicke Folianten haben sich in Balingen bis in unsere Zeit erhalten und geben interessante Einblicke in diese unseren Vorfahren so wichtigen, uns heute so unverständlichen Dinge.

Einer dieser Folianten - auf dem Einband ein herzförmiges Schildchen mit der Aufschrift „Collectanea Alter- und neuerer Kirchenstuhl-Ordnungen von verschiedenen Jahrgängen zum Wohlloblichen Diaconat-Amt (2. Stadtpfarramt) gehörig“ - beginnt, unter Bezugnahme auf die obengenannte „Hochfürstliche Verordnung“ von 1640, mit der „Stuhl-Ordnung auf die Statt-Kirchen daselbst gerichtet Anno 1731“ die in insgesamt 22 Punkten insbesondere das Nachfolgerecht beim Tod eines Stuhl-Inhabers regelt und „nach sorgfältiger Überlegung gemeinschaftlich approbiert und corroborirt und am 15. August AD 1732 unterschrieben wurde von Samuel Du Vernoy, Specialis (Dekan) und Stadtpfarrer zu Balingen. Christoph Friedrich Zeller, Vogt M. Georg Thomas Habelzhofer, Diaconus (sein Name steht auf der Heselwanger Glocke von 1706), sowie 11 Bürgermeistern und Gerichtsverwandten mit Namen, die teilweise heute noch in Balingen vorkommen (Wagner, Flad, Märklin, Link, Roller, Jäckh)

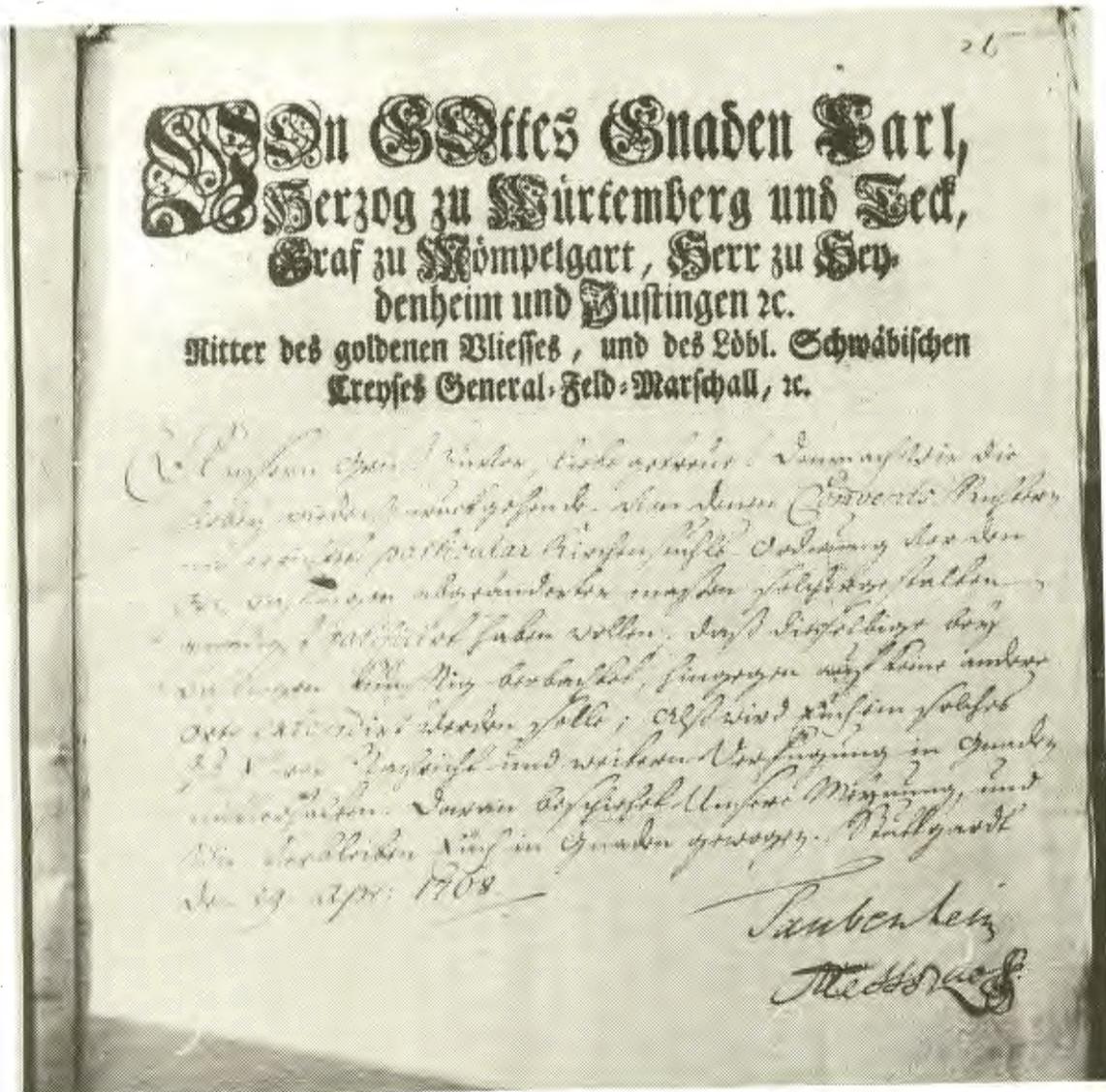
Die Kirchenstuhl-Ordnung von 1731 stand im Zusammenhang mit dem großen Stadtbrand des Jahres 1724. Dies geht aus einem Aktenvermerk von 1729 hervor, in dem erwähnt wird, daß ein altes „Kirchen Convents protocoll“ von ao 1659 in der laidigen Brunst 1724 verlohren gegangen seyn soll“. Es heißt aber weiter, „daß Ehrliche Leutte dem Diaconum versichern wollen, daß nach der Brunst sie dieses protocoll noch gesehen haben und Ihnen von der Frau Specialin Beerlinin darinn wegen Kirchen Stuhl Strittigkeiten wär aufgeschlagen worden“. Anscheinend fand sich aber das Protokoll nicht, denn man ging daran, jeden einzelnen Stuhl zu erfassen und festzustellen ob die einzelnen Inhaber ihn zu Recht besitzen. Die betr. Niederschrift ist noch vorhanden. Ihre Überschrift lautet: „Consignation der Bahlinger Weiber Kirchenstuhl und deren untersuchter Jurium angefangen und beschrieben durch dasigen Diaconum M. Georg Thomam Habelzhofern und H. Wilhelm Ludwig Helden des Oberen Gerichts Krafft obrigkeitlicher Commission im Februario 1729“.

Da Protokoll hat einen Umfang von 60 Seiten. Am 11. Februar 1767 wurde eine neue Kirchenstuhl-Ordnung aufgestellt, nach der „die Kirchen-Stühl, sowohl die Manns- als Weibsbilder literirt, numeriert und nach ihrer Lage aestimiert“ werden sollten. Von der Kanzel soll die Einführung der neuen Ordnung verkündigt werden. Der Beschluß ist unterschrieben von C. Ph. Lotter Oberamtmann, M. Schmidlin Specialis, M. Klemm Diaconus, sowie 16 Bürgermeister, Richtern und Rathsverwandten.

Am 29. April erfolgte die noch im Original vorhandene herzogliche Genehmigung mit der Überschrift in schön verzierter Frakturschrift: „Von Gottes Gnaden Carl Herzog zu Württemberg und Teck, Graf zu Mömpelgart, Herr zu Seydenheim und Justingen etc. Ritter des goldenen Vliesses, und des Löbl. Schwäbischen Creyses General-Feld-Marschall, etc.“ und den zwei Unterschriften Taubenheim und Ruoff. Ein umfangreiches, wiederum von 22 Personen unterschriebenes „Actum“ vom 5. Juny 1769 regelt die Sitzordnung der Amtspersonen, wobei bestimmt wird, daß „diejenigen welche in einem officio stehen, allemahl in diesen angewiesenen Ständen den Vorstand haben, die andern aber nach zu stehen sich gefallen lassen müssen. Vor die Substitutionen und Scribenten aber seynd sie Stände hinter S. T. Herrn Ober Amtmann und dem Magistrat angewiesen, auch vor den jeweiligen Provisoren in der Apotheke, hinter diesen aber stehen Zollbereutter, Stadtknechte etc.“.

Am 25. Januar 1771 wurden 94 vacante Kirchenstühle verlost, die an die Spitalverwaltung zu zahlen waren. Man sieht daraus die enge Verbindung zwischen weltlicher und kirchlicher Verwaltung.

Eine 13seitige Niederschrift, leider ohne Datum, ist vermutlich das Manuskript einer Kanzelverkündigung, mit der verschiedene Änderungen bekanntgegeben wurden; immer wieder wird zur Einigkeit und zur Vermeidung von Streitigkeiten ermahnt.



Die herzogliche Genehmigungsurkunde vom 29. April 1768. Die mit dieser Urkunde genehmigte Kirchenstuhl-Ordnung hatte bis in unser Jahrhundert Gültigkeit. Fotos: Eugen Gröner



Einige der noch vorhandenen Namenstäfchen, die einst an den gekauften oder geerbten Kirchenstühlen angebracht waren.

Ein von Gericht und Rath genehmigtes Verzeichnis aller Kirchenstühle, verteilt auf die genaue Lage innerhalb des Kirchenraumes, vom 5. Juni 1796 mit der jeweiligen Angabe des Preises enthält: 665 Weiber-Stühle und 542 Männer-Stühle, letztere befanden sich hauptsächlich auf den Emporen und im Chor. Dazu wurde je ein Plan gefertigt mit der Unterschrift „Jakoby“ (1762 als herrschaftlicher und Stadtwerkmeister erwähnt). Je nach der Lage des Kirchenstuhles mußten dafür von einem bis zu siebeneinhalb Gulden an die Spitalverwaltung gezahlt werden. Mit diesen 1207 Plätzen – wesentlich mehr als heute – war die Kirche wirklich bis zum letzten Winkel ausgenutzt. Noch das ganze 19. Jahrhundert hindurch wurde an diesem alten Brauch festgehalten, immer wieder mußten Streitigkeiten geschlichtet und Kompromisse geschlossen werden. Noch am 16. Oktober 1880 veröffentlichte Stadtschultheiß Eisele im „Volksfreund“, um häufigen Anfragen zu genügen „die Kirchenstuhlordnung von 1768, ergänzt durch ein Stiftungsrathsprotokoll vom 30. April 1857.

Eine genaue Auswertung der vorliegenden Akten könnte interessante familiengeschichtliche Zusammenhänge zutage bringen. Dies würde sehr viel Zeit erfordern, insbesondere

auch deshalb, weil manche Schriften kaum noch zu entziffern sind. Es gab auch damals schon gute und schlechte Schreiber.

Von den alten Namenstäfchen, die einst an den Kirchenstühlen angebracht waren, haben sich nur 18 erhalten, die beiden ältesten stammen aus dem Jahre 1769, das jüngste aus dem Jahre 1887. Die Ausführung der Täfelchen ist ganz verschieden, einige sind schön mit Arabesken und Blumenmustern graviert, andere einfacher gehalten, die Namen mit Stempeln eingeschlagen und am Rand mit einfachen Mustern gepunzt, andere wieder ganz schmucklos. Die meisten haben voll ausgeschriebene Namen, manche nur Anfangsbuchstaben. 17 Täfelchen sind aus Messingblech und gut erhalten, eines von 1769 ist aus gewöhnlichem Eisenblech, ganz primitiv ausgeführt und in schlechtem Zustand.

Die erhaltenen Namenstäfchen tragen folgende Namen: Juli 1769 Maria Salome Ruckebrod; 1769 HRB; 1801 Eva Katharina Wörnerin; 1817 E. B. S.; 1833 Barbara Rollerin; 1836 Elisabetha Speidel; 1839 C. H. E.; 1844 Christina Barbara Roller; 1844 A. M. Golz; 1845 Agnes Wagner; 1849 Agatha Judä; 1850 Mari Ruof; 1861 Anna Barbara Walker; 1865 Katharina Vaeser; 1880 R. Lutz; 1881 Emma Dinkelacker; 1887 Anna Maria Mebold o. Dat. Barbara Schneider.

Von unseren Fronhöfen

Von Fritz Scheerer (Fortsetzung)

Der Truchtelfinger Fronhof

950 erscheint erstmals der Name Truchtelfingen, als Kaiser Otto der Große dem Kloster Reichenau eine Schenkung seines Sohnes Lindolf und seiner Schwiegertochter Ida bestätigte. Diese Güter besaß später das Kloster St. Gallen, das eine Galluskirche gründete. Wie in Frommern wurde ein Fronhof geschaffen.

Um 1200 gehörten zum Maierhof des Klosters 8 Voll- oder 7 Vollmansen (Vollhuben), 7 oder 8 Buringeshuben und 7 Schupposen, deren Inhaber zu Fronarbeiten auf dem Maierhof (curia) verpflichtet waren, ausgenommen 2 Schupposenbesitzer, die aber Geld geben mußten. Die Huben gaben jährlich 2 Hämmel und 12 Ellen Tuch, die Buringeshuben dazu noch je ein Schwein und ein Gefäß Honig, die Vollhuben zusätzlich noch je 4 1/2 Malter Korn (1 Malter Raufrucht über 300 Liter). Weiter

waren sie verpflichtet, das Getreide nach Radolfzell zu fahren. Jedes Haus in Truchtelfingen gab 1 Schilling, die Taverne 1 Ferkel.

Im 14. Jahrhundert war der Gesamtbesitz des Klosters in Truchtelfingen schon stark aufgesplittert. Außer den Getreidegütern waren die Fronen und die Naturalabgaben in Geldabgaben abgelöst. Der Fronhof war dem Pförtner zur Nutzung überlassen. Wie in Frommern war die Vogtei spätestens im 14. Jahrhundert in den Händen der Zollerngrafen, die sich 1309 verpflichteten, das Kloster fernerhin nicht mehr zu schädigen. Später nahm der Truchtelfinger Fronhof denselben geschichtlichen Gang wie der zu Frommern (s. oben).

Der St. Galler Fronhof zu Isingen

Die erste Erwähnung Isingens (Usingum) erfolgte 786, als Graf Gerold dem Kloster St. Gallen u. a. auch Besitz in Isingen schenkte.

St. Gallen richtete wie anderwärts auch in Isingen einen Fronhof ein, der neben der Martinskirche mit einem großen Zehnt- und Pfarrsprengel ausgestattet war. Die Isinger Martinskirche muß aber schon vor 786 bestanden haben, denn sie wurde keine Galluskirche. Ihre Gründung ist für das 7., spätestens 8. Jahrhundert anzusetzen.

Der Fronhof kam auf unbekannter Art, wahrscheinlich im 11. Jahrhundert, zur einen Hälfte an das Kloster St. Georgen und zur andern an das Kloster St. Blasien, während der herrschaftliche Maierhof 1299 mit allem Zubehör von Werner von Zimmern um 70 Mark Silber an die Johanniter-Commende Rottweil verkauft wurde.

Die St. Georger Hälfte des Fronhofs wurde dem Leidringer Dinghof unterstellt und wurde 1675 in 6 Trägereilehen aufgeteilt, die später weiter zerstückelt wurden. Die andere Hälfte des Fronhofs ging vom Kloster St. Blasien an das Schwarzwaldkloster St. Peter über. Nach der Reformation wurde sie der Geistlichen Verwaltung Rosenfeld unterstellt.

Die Dinghöfe des Klosters St. Georgen

Leidringen wird erst 1087 urkundlich erwähnt, ist aber zweifellos eine der ältesten Siedlungen des Kleinen Heubergs. In diesem Jahr machte Eberhard von Seedorf, 1088 Ulrich und 1094 dessen Bruder Schenkungen an das kurz zuvor gegründete Schwarzwaldkloster St. Georgen. Später erwarb St. Georgen noch weitere Güter, so daß das Kloster der größte Grundherr im Ort wurde.

St. Georgen errichtete hier einen Fronhof, der als Dinghof der Mittelpunkt dieser Klostergrundherrschaft auf dem Kleinen Heuberg wurde. Das Kloster verdrängte auch um 1300 die niederadeligen Herren von Leidringen, die wahrscheinlich im Steinhaus beim Dinghof ihren Burgsitz hatten, aus dem Ort und konnte bis zur Reformation die Ortsherrschaft ausüben. Der Dinghof wurde unmittelbar vom Kloster bewirtschaftet. Er hielt das Faselvieh und mußte die Verpflegung für alle Personen, die zum Vogtgericht gehörten und das Futter für die Pferde stellen. Das Dinggericht, das jährlich einmal auf dem Dinghof tagte und aus 18 Richtern der Klosterleibeigenen bestand, fand für die Klosteruntertanen von Leidringen, Isingen, Bickelsberg, Brittheim, Trichtingen, Täbingen und Rotenzimmern statt. Der Abt erschien selbst oder schickte einen Stellvertreter. Beim Hauptfall eines Leibeigenen erhielt das Kloster das beste Bett. Dem Klosterbeamten mußten die Erben alles Vieh vorführen, damit er das beste Stück auswählen konnte. Im Dingbrief von 1399 sind die näheren Bestimmungen über das Verhältnis der Eigenleute und Zinser zum Dinghof enthalten (s. Heimatk. Blätter 1960 S. 305). 1401 gab das Kloster die Eigenwirtschaft auf. Die Hofäcker wurden in 14 Schupposen aufgeteilt und an 14 Einwohner ausgegeben. Auch die drei Brühle des Dinghofs wurden bis auf 12 Mannsmahd zerteilt. Auf den Hof wurde ein Hofmeister gesetzt, der die Renten, Zinsen usw. einziehen mußte, 1491 umfaßte der ganze Klosterbesitz einschließlich der Lehenhöfe 607 Jauchert Äcker und 262 Mannsmahd Wiesen, dazu 2 Lehen in Kleinenzimmern (abgegangen im Schlichemtal). In der späteren Zeit wurden die Lehengüter immer mehr geteilt.

Dürrwangen wird erstmals 1064 unter dem Namen Durinwa(n)g erwähnt. 1094 schenkte Landold von Winzeln, sein Sohn Hugo und sein Schwiegersohn Hartman von Talhausen ihr Eigentum zu Dürrwangen, Stockenhausen und Ehestetten dem Kloster St. Georgen. Das Kloster errichtete in Dürrwangen einen Fronhof oder Freihof, der 1451 der Pflege Leidringen unterstellt war. Zum ursprünglichen Besitz des Klosters gehörte auch der Maierhof bei der Kirche. 1491 umfaßte der Dürrwanger Fronhof nur noch 39 Jauchert Äcker und 23 Mannsmahd Wiesen.

In Stockenhausen faßte St. Georgen seinen Besitz zu einem Maierhof zusammen. Der Hof kam dann später an die Grafen von Zollern.

Auch in Stetten bei Haigerloch war das Kloster St. Georgen großer Grundbesitzer. 1086 schenkte Hesso, der Mitbegründer des Klosters, den größten Teil seines hiesigen Be-

sitzes. Das Kloster richtete im Kayhof einen Mittelpunkt seiner grundherrschaftlichen Verwaltung einen Dinghof ein. 1094 erhielt St. Georgen durch Sukerius de Owingen Besitz in Zimmern, wahrscheinlich Heiligenzimmern, und 1132 schenkte Hinrikus de Stouffenberg predia sua in Owingen. Auch die päpstlichen Privilegien von 1139 und 1179 erwähnen Besitz in Owingen.

Am 17. Oktober 1438 verkauften der Abt Heinrich und der Konvent des Klosters um 1700 fl. Rechte und Besitz zu Owingen, Stetten und Weildorf an Konrad von Bubenhofen. Im Kayhof bestand auch ein grundherrliches Gericht wie in Leidringen.

Höfe des Klosters Ottmarsheim

Burgfelden bildete im Früh- und Hochmittelalter den Mittelpunkt einer Adelherrschaft. Ursprünglich bestand der Ort nur aus dem Herrenhof, der Kirche und dem Pfarrhaus. Pfeffingen, Laufen, Zillhausen, Streichen und Wannental waren bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts in die Burgfelder Michaeliskirche eingepfarrt. 1064 schenkte Graf Rudolf von Habsburg den Herrenhof und die Kirche dem Kloster Ottmarsheim (s. Heimatk. Blätter Mai 1980). Mit dem Hof war wahrscheinlich das Niedergericht verbunden. Als Ottmarsheim 1404 einige Güter des Dinghofs an das Kloster Margrethausen vertauschte, wurde der Hof von einem Maier und damals nicht mehr von dem Kloster selbst bewirtschaftet. Bald danach wurde er samt dem Kirchensatz an die Bubenhofen von Geislingen verkauft (KrBschr. II Seite 158).

In der Güterschenkung von 1064 an das Kloster Ottmarsheim befand sich auch ein nicht näher beschriebener Besitz in Dürrwangen. Das Elsaßkloster richtete hier einen Dinghof ein, der samt Zubehör 1450 an die Bubenhofen verkauft wurde. Auch in Onstmettingen erhielt 1064 das elsässische Kloster einen nicht näher bezeichneten Besitz. Er war aber wahrscheinlich sehr umfangreich und hat vielleicht den Ortsteil Niederhofen umfaßt. Das Kloster hat diesen Besitz im 15. Jahrhundert abgestoßen. Er kam an Württemberg.

Beuroner Höfe

Hausen a. Tann, Ratshausen, Kernhausen (abgegangen bei Ratshausen) und die auf Markung Hausen abgegangenen Waltershausen und Weiherhausen sind wahrscheinlich im 7./8. Jahrhundert vom Herrensitz Winzeln (am Wenzelstein) aus angelegt worden. Die edel-

freien Herren von Winzeln (s. oben) erbauten über ihrem Hof Winzeln die Burg Wenzelstein. Als spätestens 1250 das Kloster Beuron in den Besitz des Herrenhofes zu Winzeln gelangte, war die Herrschaft Winzeln bereits aufgelöst. Ratshausen und Kernhausen gingen eigene Wege.

Der Hof Winzeln gehörte 1253 dem Kloster Beuron. Zu ihm gehörten damals auch Leute und Güter in Tieringen, Hausen, Hossingen und Meßstetten, ferner Gericht, Leute und Güter zu Böttingen. Noch 1305 besaß Beuron den Herrenhof, 1432 erscheint er im Besitz eines Hans Scherzinger von Tieringen und 1496 in der des Arnold Böcklin vom Eutingerthal. Von den Böcklin kam er um 1520 an die Bubenhofen, dann an Dietrich Späth von Zwiefalten, der ihn 1530 an Peter Scheer von Schwarzenberg verkaufte. Die Hofgebäude waren aber zerfallen, so daß sie samt der Kapelle abgebrochen werden mußten. Die Schwarzenberger bauten dann das Schloß Oberhausen.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts gehörte der Burrenhof zu Winterlingen, der 1558 111 Jauchert Acker und 28 Mannsmahd Wiesen umfaßte, dem Kloster Beuron. Der Hof dürfte ein Maierhof gewesen sein. Zu ihm gehörten auch etliche Äcker im „Bitzer Feld“.

Höfe des Klosters Alpirsbach

Bei der Gründung des Klosters Alpirsbach im Jahr 1095 durch Adalbert von Zollern, Graf Alwig von Sulz und Ruotmann von (Neckar-) Hausen erhielt das Kloster auch Besitz in unserer Gegend in „Hebendorf“ (Höfendorf). Durch Schenkungen und Käufe wuchs der Besitz des Klosters schnell, so daß das Kloster eine eigene Verwaltung für seine Höfe in der Herrschaft Haigerloch einrichten mußte. Es hatte hier Besitz in Bittelbronn, Gruol, Hart, Trillfingen, Weildorf, Owingen, Rangendingen. Die Höfe waren relativ groß. Ihr Umfang ging kaum einmal unter 10 Jauchert, die Mehrzahl der Höfe hatte 60 J. (rund 90 Morgen). Es gab aber auch Einheiten mit über 100 J. Der Waldbesitz, der zu den Höfen gehörte, war um 1500 schon vermessen. Ein Hof zu Bittelbronn hatte 155 J. Wald.

Aus dem Vogtbuch des Klosters von 1417 erfahren wir von einem grundherrschaftlichen Gericht, das auf dem Drittelhof oder Münchhof zu Gruol abgehalten wurde. Das Kloster hatte insgesamt 5 solcher Gerichte. Auf ihnen hielt der Abt oder der Klostervogt dreimal im Jahr Gericht: um Martini (11. November), um

Lichtmeß (2. Februar) und um St. Walpurgisnacht (1. Mai). Alle Eigen- und Lehenleute des Klosters in der ganzen Herrschaft Haigerloch, und in Frommenhausen, Erlaheim und Engstlatt hatten zu diesen Dingtagen ungeladen zu erscheinen. Das Gericht war zuständig für alle die Grundherrschaft des Klosters betreffenden Streitigkeiten.

Die Zinsen der Grundherrschaft wurden am Anfang wahrscheinlich in Gruol gesammelt. Erst 1434 kaufte das Kloster Haus, Scheuer und Hofraite zu Haigerloch. Hier hatte der Pfleger des Klosters seinen Sitz, der die Zinsen empfing, die aus einer Summe Geldes und aus Naturalgaben bestanden. In Engstlatt gehörte der Selhof dem Kloster. Er war ein einmaliger Maierhof und lag in der Nähe der späteren Wirtschaft zum „Schwanen“. Zum Hof gehörten 1460 170 J. Acker, 38 Mm. Wiesen. Er mußte alle 12 Jahre neu verliehen werden. (s. auch Heimat. Blätter 1960 S. 315). Daneben besaß Alpirsbach noch den Rangendinger Hof und das Kleine Reblinsgut. 1772 war das Lehen des Klosters Alpirsbach zu Erlaheim in kleinere Lehen aufgeteilt.

Hof des Klosters Reichenau

Nach dem Ort Heiligenzimmern, der im Mittelalter „Zimmern in Horgun“ oder „Horgenzimmern“ (horgen = sumpfig) hieß, nannten sich im 13. und 14. Jahrhundert die Ritter von Zimmern, die westlich des Dorfes über der Burghalde ihre Burg hatten. Das Kloster Reichenau hatte hier bedeutenden Besitz. Unterhalb der Burg lag der Fronhof des Klosters. Im 13. Jahrhundert wurde dann das nahegelegene Kloster Kirchberg Besitznachfolger, dem bis zu seiner Aufhebung fast der gesamte Grundbesitz in Heiligenzimmern gehörte. Bei der Schenkung der Grafen von Sulz und der Herren von Zimmern an das Kloster Kirchberg war auch der Fronhof. Die Schenker waren Lehensleute der Reichenau. 1273 bestätigte Abt Albert von Reichenau den durch Graf Hermann von Sulz geschehenen Verzicht auf den Fronhof mit dem Patronatsrecht der Kirche zu Heiligenzimmern (WUB VII Nr. 2346).

Schluß folgt

Die Beinwell Symphytum officinale



Den Namen Beinwell führt die Pflanze, weil sie früher als Heilmittel bei Beinbrüchen benützt wurde (symphyein = zusammenwachsen). Nach der Farbe ihrer unterirdischen Teile wird sie auch Schwarzwurz genannt. Ihr Standort sind nasse Wiesen, Gräben und an Bächen. Sie kann bis 1 m hoch werden. Die Blütenkrone ist gewöhnlich gelblich-weiß, selten rot oder violett. Dem feuchten Standort entsprechen die großen, ungeteilten Blätter, die viel Wasser verdunsten können. Die starke Behaarung ist ein wertvolles Schutzmittel gegen Tierfraß. In der Naturheilkunde werden aus der Beinwell Salben und Tinkturen hergestellt.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

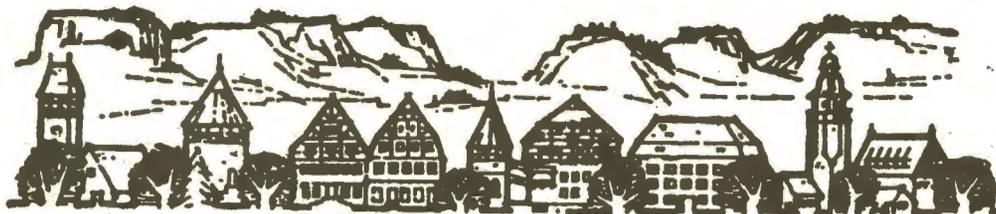
Ehemalige Fronhöfe des einstigen Amtes Balingen

von Dr. Wilhelm Foth

Folgende ehemalige Fronhöfe unseres Gebietes haben sich noch in den Lagerbüchern des Spätmittelalters mit einiger Sicherheit feststellen lassen:

Ort	Name des Hofes	Größe	Flurnamen	Grundherrschaft
Dürrwangen	Fronhof	unbekannt	Braitin	Frühmesse Dürrwangen bzw. eigen
Engstlatt	Selhof	156 Ju., 48 Mm, gr. Wald	Brüel	Kl. Alpirsbach
Erzingen	Großer Maierhof	87 Ju., 17 Mm, 42 Ju. Holz	Brüel	Württemberg
Frommern	Fronhof	64 Ju., 12 Mm	Braitin Brüel	Württemberg
Meßstetten	„Hof“	50 Ju., 35 Mm, 1 Holz	Braite	Württemberg
Oberdigisheim	Maierhof	74 Ju., 43 Mm, 4 Ju. Wald	Priel Braitin	Württemberg
Onstmettingen	Maierhof	zerstückelt, über 44 Ju.	Brüel Braite	Württemberg
Ostdorf	Kelhof	192 Ju., 30 Mm,	Briel Braite	Württemberg
Pfeffingen	Höldlinhof	52 Ju., 23 Mm,	Brüel	Kl. Alpirsbach
Streichen	Maierhof	48 Ju., 18 Mm, 18 Ju. Wald	Braite	Kl. Wannental
Tieringen	„Lehen“	84 Ju., 31 Mm	Brüel	Frühmesse Tier.
Truchtelfingen	Hundshof	120 Ju., 34 Mm, 2 Hölzer	Hofacker, Braite	Württemberg
Weilheim	Endinger Hof	53 Ju., 17 Mm, 38 Ju. Wald	Braitin Brüel	Pfarrei Weilheim
Winterlingen	Großer Hof	58 Ju., 21 Mm, 1 Holz	Briel	Württemberg

Abkürzungen: Ju = Jauchart Acker
Mm = Mannsmahd Wiesen
gr. = groß



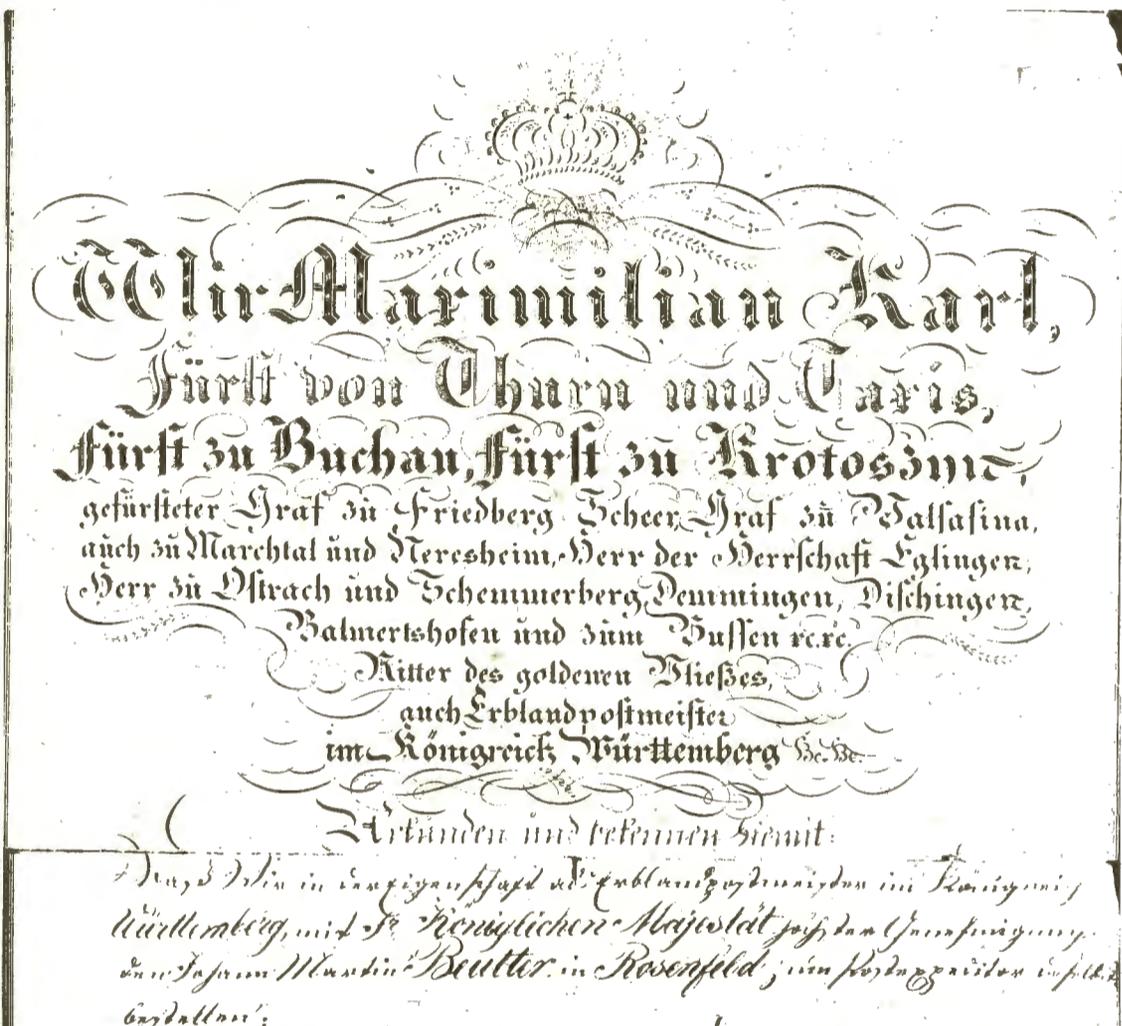
Wie Rosenfeld / OA Sulz 1848 Postort wurde

Von Rudolf Töpfer, Balingen

Aus dem Thurn und Taxis'schen Postakten geht eindeutig hervor, wie es zur Errichtung einer Postexpedition in Rosenfeld / OA Sulz gekommen ist. Am 29. Oktober 1847 machte die General-Post-Direktion in Frankfurt am Main dem Fürsten von Thurn und Taxis in einem Bericht den Vorschlag, die Errichtung einer Postexpedition in Rosenfeld zu genehmigen. Wesentlicher Grund war, zwischen den südöstlichen und den südwestlichen Teilen Württembergs einen weiteren Postkurs zu schaffen, wodurch auch der Verkehr zwischen Balingen und Oberndorf resp. Sulz belebt und der Botenverkehr im Raume Rosenfeld verringert werden könnte. Etwaigen Bewerbern sollte die Verpflichtung auferlegt werden, daß im Falle der Errichtung eines Poststalls in Rosenfeld dann auch dieser übernommen werden müsse.

Bereits am 7. November 1847 erging aus Regensburg, dem Sitz des fürstlichen Hauses, positive Antwort. Wenig später hatten sich beim Oberpostamt Tübingen zwei Interessenten beworben: der Ochsenwirt Martin Beutter und die Witwe des Schloßwirths Traub, weshalb am 7. Januar 1848 die General-Post-Direktion erneut nach Regensburg berichten mußte; unter dem 22. Januar 1848 wurden eine Bittschrift des Beutter und ein Begleitbericht des Oberpostamts Tübingen nachgereicht. Bereits am 23. Februar 1848 wurde in Regensburg durch einen entsprechenden Randvermerk entschieden, daß der Ochsenwirt Martin Beutter dem Kgl. Württ. Ministerium des Innern unicoloco (allein) zur Bestätigung als Postexpeditor in Vorschlag zu bringen sei.

Der nächste Bericht der General-Post-Direktion, datiert vom 20. April 1848. Er enthielt die Mitteilung, daß „dem angebotenen Rescript des Kgl. Württ. Ministeriums des Innern zufolge, unter dem 12. April 1848 die landesherrliche Genehmigung zur Errichtung einer Post-Expedition in Rosenfeld und zur Übertragung an den unico loco präsentierten Ochsenwirth Johann Martin Beutter daselbst mit dem Prädikat eines Post-Expeditors erteilt worden sei“. Alsdann wurde die Bitte ausgesprochen, daß Euer Hochfürstliche Durchlaucht das Höchstdienstherrliche Bestallungsdecret gnädigst vollziehen und zur Aushändigung an den Johann Martin Beutter der General-Post-Direktion wieder zufertigen lassen wolle. Am 28. April 1848 kam es dann zur Ausstellung des Bestallungsbriefes für Johann Martin Beutter als Postexpeditor in Rosenfeld. Seit der Antragsstellung waren nur sechs Monate vergangen und das, obwohl die an der Entscheidungsfindung mitbeteiligten Stellen weit auseinander lagen (Tübingen, Frankfurt/Main, Stuttgart und Regensburg). Im letzten Satz dieses Bestallungsbriefes heißt es abschließend „von Uns eigenhändig unterzeichnet und mit Unserem Fürstlichen Wappen besiegelt, auch vidiert (=beglaubigt) und contrasigniert (=gekennzeichnet)“. Der ausgefertigte Bestallungsbrief wurde am 30. April 1848 der General-Post-Direktion in Frankfurt am Main zur weiteren Verfügung zugeleitet, die nun noch das Verpflichtungs-Protokoll und die Personalliste des neuen Post-Expeditors Johann Martin Beutter auszufertigen und vorzu-



Decret vom 28. April 1848 betreffend die Bestallung des Johann Martin Beutter zum Postexpeditor in Rosenfeld (A. O. Sulz)

legen hatte. In Regensburg wurde die vorgelegte Personalliste „nach vollzogener Prüfung

und nach Vormerkung im Personaltableau der Sammlung angereicht; das Verpflichtungs-Protokoll (Rosenfeld, den 10. May 1848) nebst Eides-Revers ging gegen Empfangsbestätigung dem Archiv zur vorschriftsmäßigen Asservierung (=Aufbewahrung) zu. Diese genaue Art zu arbeiten ist der Grund, weshalb die Thurn und Taxis-Akten noch heute Jahrhunderte zurückliegende Vorgänge so transparent machen. Recht interessant sind auch die das Diensteinkommen des neuen Postexpeditors festlegenden Passagen des Bestallungsbriefes, das aus einem Fixum von jährlich 50 Gulden, einer prozentualen Beteiligung am internen Brief- und Päckerei-Porto sowie dem Bezug der gesetzlichen Emolumente (=Gewinnanteile) bestand.

Nun folgte der mehr praktische Teil, die „Errichtung“ der Postexpedition Rosenfeld. Zunächst war deren Eröffnung zum 1. 8. 1848, die kursmäßige Anbindung, der Bestellbezirk und die zu beachtenden Taxbestimmungen allgemein bekannt zu machen. Das geschah durch Erlaß einer Generale, die folgenden Wortlaut hatte:

Generale an sämtliche Postanstalten.

Frankfurt, den 22. Juli 1848

Die Errichtung einer Postexpedition in Rosenfeld betreffend.

In der Stadt Rosenfeld, Königl. Württembergischen Oberamts Sulz, beginnt vom 1. kommenden Monats an eine Brief- und Fahrpost-Expedition ihre Wirksamkeit, und erhält durch wöchentlich 4malige Eilpostwagenfahrten zwischen Oberndorf und Balingen, sowie durch wöchentlich 3malige Postbotengänge zwischen Rosenfeld und Sulz entsprechende Postverbindungen.

Der Gang dieser Posten ist folgender:

1. des Eilpostwagens: am Sonntag, Montag, Mittwoch und Freitag:

Abgang aus Oberndorf: abends 5 Uhr, durch Rosenfeld: abends gegen 7 Uhr, in Balingen: abends gegen 9 Uhr;

am Montag, Dienstag, Donnerstag und Samstag:

Abgang aus Balingen: morgens 5 Uhr, durch Rosenfeld: morgens 7 Uhr, in Oberndorf: morgens 9 Uhr.

Das Personengeld beträgt bei 40 Pfund Freigepäck 20 Kr. pro Person und Meile, excl. der Einschreibgebühr.

2. der Botenpost:

am Dienstag, Donnerstag und Samstag:
Abgang aus Rosenfeld: abends 6 Uhr,
Ankunft in Sulz: abends 8 Uhr.
am Samstag, Mittwoch und Freitag:
Abgang aus Sulz: morgens 8 Uhr;
Ankunft in Rosenfeld: vormittags 10 Uhr.
Die Postexpedition zu Rosenfeld hat mit den
Poststellen zu Balingen, Freudenstadt, He-
chingen, Horb, Oberndorf, Rottenburg, Stutt-
gart, Sulz und Tübingen posttäglich Brief- und
Fahrpostkartenschlüsse zu wechseln.

Bestellbezirk

Zu dem Bestellbezirk der Postexpedition Ro-
senfeld gehören die Ortschaften: Binsdorf,
Bickelsberg, Brittheim, Leidringen, Isingen
und Rothenzimmern.

Taxbestimmungen

**A. Für die Königl. Württembergischen und
Fürstlich Hohenzollerischen Postanstalten.**
Die Brieffaxe und der Fahrpostmeilenzeiger
nach und von Rosenfeld wird jeder Poststelle
zur Vervollständigung des Briefportotarifis
und Fahrpostmeilenzeigers anbei zugefertigt.

**B. Für die übrigen unter Fürstl. Thurn und
Taxisscher Verwaltung stehenden Poststel-
len, excl. Schaffhausen.**

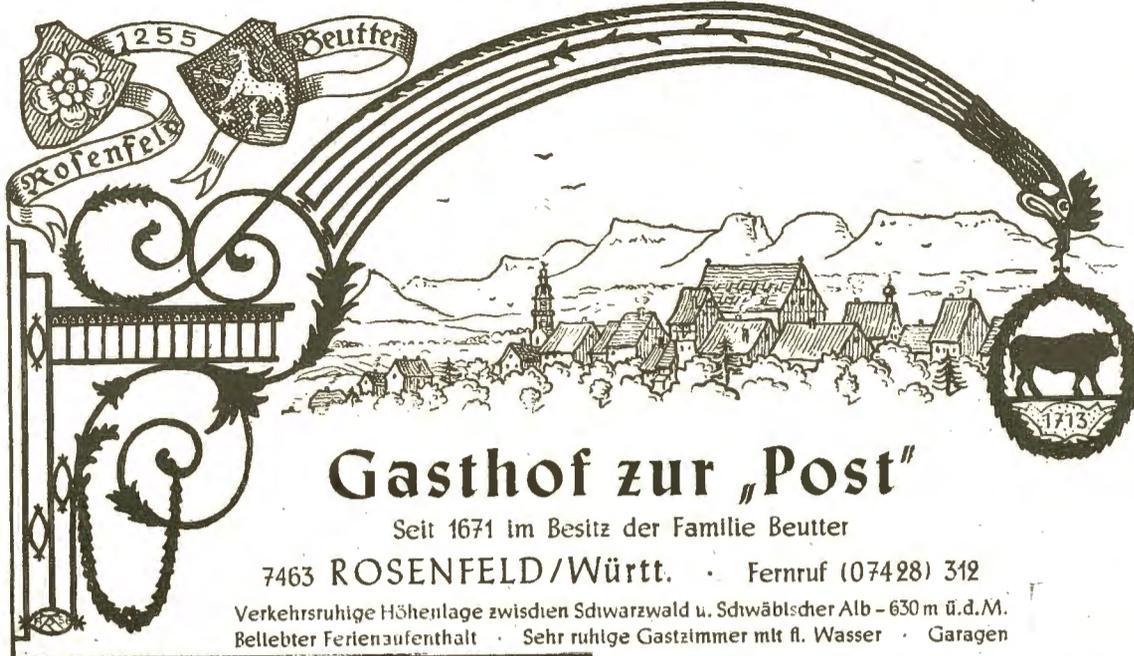
Die Brieffaxe nach Rosenfeld beträgt von
Sinsheim ab et vice versa - 6 Kreuzer = 3
Schilling = 4 Gro.
Die Meilenzahl zur Berechnung des Württem-
bergischen Porto für Fahrpostsendungen
nach und von Rosenfeld beträgt:
von Fürfeld bis Rosenfeld - 17 Meilen,
von Rosenfeld bis Sinsheim - 19 Meilen.

**C. Für die Schaffhausenschen Kantonalpost-
stellen.**

Die Taxe des einfachen Briefes von Schaffhau-
sen nach Rosenfeld et vice versa beträgt = 8
Kreuzer, worunter der Schaffhausensche Por-
toanteil von 2 Kr. begriffen ist.
Diese Taxen und Meilenzahlen sind in den
betreffenden Tarifen und Meilenzeigern gehö-
rig nachzutragen. G. P. D.

/Schmidt

Bereits am 2. September 1848 hatte die Ge-
neral-Post-Direktion in Frankfurt am Main
erneut Anlaß, nach Regensburg zu berichten.
Sie führte aus, daß die Transportleistung auf
dem am 7. November 1847 gnädigst genehmig-
ten Postcourse zwischen Oberndorf und Bal-
ingen (Anmerkung des Verfassers: der Cours
dürfte am 1. Dez. 1847 erstmals verkehrt sein)
damals der Posthalterei Oberndorf übertragen
worden wäre. Wegen vorhandener Terrain-
schwierigkeiten erhebe diese jedoch Deside-
rien (= habe diese Wünsche), die es geraten
erscheinen ließen, in Rosenfeld eine Posthal-
tereie einzurichten und dieser die Transporte
ab Rosenfeld nach Balingen zu übertragen,
wozu der neu ernannte Post-Expeditior Beut-
ter auch bereit sei. Sein Einkommen als Post-
halter solle wie gewöhnlich bestehen a) aus
den Gebühren für die ihm zu übertragenden
ordinären Postfahrten und Ritte sowie b) aus
dem Verdienste von Extrapostfahrten nach
der jeweiligen gesetzlichen Taxe. Aus einem
Randvermerk vom 8. September 1848 geht
hervor, daß man diese Sache so geschehen
lassen könne. Mit Bericht vom 28. Oktober
1848 teilt die General-Post-Direktion dann mit,
daß seine Königliche Majestät vermöge höch-
ster Entschließung vom 4. Oktober 1848 der
beantragten Errichtung einer Posthalterei in
Rosenfeld und der Übertragung derselben an
den Postexpeditior Beutter daselbst unter Ver-
leihung des Prädikats „Posthalter“ die landes-
herrliche Bestätigung erteilt habe; man erlau-
be sich noch vorzutragen, daß wohl ein neues
Anstellungsdecret nicht erforderlich sei und
vielmehr die Eröffnung der Ernennung genü-
gen dürfte. Dem wurde mit den Worten „Eröff-
nung im Wege der einfachen dienstlichen No-
tifikation“ zugestimmt, was am 20. Dezember
1848 in Rosenfeld geschah. Ab 1. Januar 1849
hat die Posthalterei Rosenfeld den Betrieb
aufgenommen. Das wurde wie folgt bekannt-
gemacht:



Gasthof zur „Post“
Seit 1671 im Besitz der Familie Beutter
7463 ROSENFELD/Württ. · Fernruf (07428) 312
Verkehrsuntergeordnete Höhenlage zwischen Schwarzwald u. Schwäbischer Alb - 630 m ü.d.M.
Bellebter Ferienaufenthalt · Sehr ruhige Gastzimmer mit fl. Wasser · Garagen

Im Jahre 1713 gefertigter schmiedeeise-
ner Ausleger am damals „Weißen Och-
sen“ zu Rosenfeld; 1848 in Gasthof „zur
Post“ umbenannt, weshalb der Ochse im
Ausleger durch ein Posthorn ersetzt wur-
de. Später hieß der Gasthof dann „Alte
Post“: Namensänderungen, die bei vielen
Postgasthäusern üblich waren.

**Generale
an sämtliche Postanstalten.
Die Errichtung einer Posthalterei zu Rosen-
feld.**

Zu Rosenfeld, Königlich Württembergischen
Oberamts Sulz, ist eine Posthalterei mit Pfer-
dewechsel für Courriere, Extraposten und
Estaffetten errichtet worden, welche mit dem
1^{ten} Januar kommenden Jahres in Wirksamkeit
tritt.

Die Distanzen sind festgesetzt

- a) zwischen Rosenfeld und Oberndorf auf 3/4
Stat. und
- b) zwischen Rosenfeld und Balingen auf 3/4
Stat.

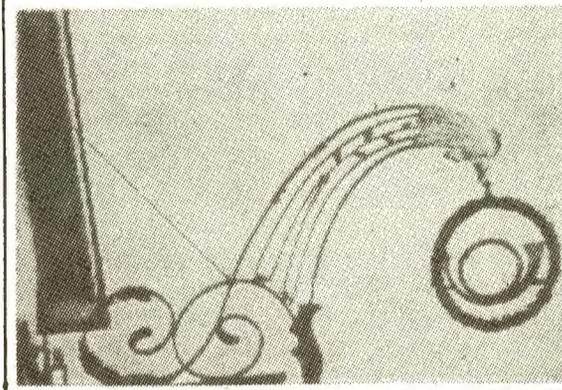
Sämtlichen Postanstalten wird dies unter Be-
zugnahme auf das Generale vom 22. Juni d. J.
ad Nam. 1072 an sämtliche Postanstalten,
mit Ausnahme der Postställe, hierdurch zur
Kenntnis arvisiert.

Frankfurt, am 19^{ten} Dezember 1848G. P. Dir.
/Schmidt

Die „Generalien“, durch die bei der Thurn
und Taxis-Post die untergeordneten Dienst-
stellen unterrichtet wurden, sind eine sehr
aufschlußreiche postgeschichtliche Quelle,
insbesondere wenn Suchende das Glück ha-
ben auf Generalien-Sammlungen zu stoßen.

Damit hatte das auf dem „Kleinen Heuberg“
gelegene württembergische Städtchen Rosen-
feld mit damals 1350 Einwohnern als eine der
ersten Gemeinden, die abseits der großen Ver-
kehrslinien lagen, eine Nebenpostkurslinie er-
halten. Es war sicher auch von allgemeinem
Interesse, hier genau aufzuzeigen, welchen
Gang derlei Dinge zu Zeiten der Thurn und
Taxis'schen Lehenpost im Königreich Würt-
temberg nahmen. Was die Inbetriebnahme an-
betrifft, so gelten folgende Daten:

1. 12. 1847 Inbetriebnahme des **Postcourses**
Oberndorf-Balingen durch die Posthalterei
Oberndorf; im Zusammenhang damit wurde
die durch Rosenfeld führende Landstraße
Oberndorf-Balingen noch 1847 zur Poststraße
erhoben.
1. 8. 1848 Errichtung der **Post-Expedition Ro-**
senfeld/OA Sulz.
1. 1. 1849 Eröffnung der **Posthalterei Rosen-**
feld/OA. Sulz, die von da an vom Postcours



Oberndorf-Balingen das Teilstück Rosenfeld-
Balingen (13 km) übernahm; außerdem wur-
de zwischen Sulz und Rosenfeld eine **Boten-**
post eingerichtet.

Auf diese Weise hatte in Rosenfeld die Aera
der Post-Beutter begonnen, die über 4 Genera-
tionen hinweg bis zum 30. Juni 1945, also fast
einhundert Jahre, andauern sollte. Der erste
Rosenfelder **Postexpeditior Johann Martin
Beutter**, der sich ab Eröffnung der Posthal-
tereie auch „**Königlich württemb. Posthalter**“
nennen durfte, war zugleich Weißochsenwirt.
Sein Gasthaus und damit die Poststation lag
1848 außerhalb der damals noch vorhandenen
Stadtmauer und des Wallgrabens, zusammen
mit weiteren etwa 25 Gebäuden (siehe Stadt-
grundriß von 1838). Das Gebäude befand sich
bereits seit 1671 im Besitz der Familie Beutter;
es soll 1610 schon gestanden haben und „als
erstes Gebäude vor dem Oberen Tor“ errichtet
worden sein. Der „Weißochse“ ist in einem
Verzeichnis von 1699 erstmals erwähnt. Mit
der Errichtung der Postexpedition anno 1848
wurde das Gasthaus in „Post“ umbenannt und
schließlich auch im schmiedeeisernen Ausle-
ger der „Ochse“ durch ein „Posthorn“ ersetzt.
Da das staatliche Gebäude zumindest äußer-
lich nur wenig verändert wurde, vermag uns
eine winterlich-stimmungsvolle Photographie
aus dem Jahre 1958 eine treffende Vorstellung
von diesem traditionellen Postwirtshaus zu
vermitteln, dem der sogenannte „Postbrun-
nen“ gegenübersteht. Tatsächlich ansehen
kann man die „Alte Post“ jetzt nicht mehr: sie
wurde anfangs Mai 1981 abgerissen um einem
Bank-Neubau Platz zu machen. In Kenntnis
dieser Tatsache ist das Postamt Rosenfeld
bereits ab 7. Mai 1976 in ein anderes Gebäude
verlegt worden.

Dem Bestallungsbrief von 1848 zufolge soll-
te der Postexpeditior Johann Martin Beutter
ein **Expeditionslocal** und nötigenfalls ein **Pas-**
sagierzimmer einrichten. Als Beutter wenig
später auch noch Posthalter wurde, mußte er
„**gute postmäßige Wagen** verwenden, diese
stellen und unterhalten“ und sie „von ganz
vertrauten, **tüchtigen Postillonon** fahren las-
sen“, deren **Postmontur** von der Postverwal-
tung unentgeltlich gestellt wurde.

Schluß folgt

Der Balingen Volksfreund berichtete über das KZ Heuberg

Kurz nach der Machtergreifung Adolf Hitlers 1933 wurde auf dem ehemaligen Truppenübungsplatz Heuberg ein Konzentrationslager eingerichtet. Sein Zweck sollte nach einem Bericht des Staatsanzeigers vom 23. 3. 1933 sein, aus ganz Württemberg „alle ruhe- und ordnungsgefährdenden Elemente laufend bis auf weiteres zu entfernen, sicherzustellen und damit die örtlichen Polizeidienststellen zu entlasten“.

Das Lager Heuberg war neben Dachau das erste große KZ in Süddeutschland. Der wohl prominenteste Häftling war Dr. Kurt Schumacher, der spätere Vorsitzende der SPD und Widersacher Adenauers. Das Lager mußte Ende 1933 aufgelöst werden, da es wieder militärischen Zwecken dienen sollte.

Auch der Balingen Volksfreund berichtete zweimal ausführlich über dieses Lager, nämlich am 22. 3. 1933 über die dortige „Feier“ anlässlich der Reichtagseröffnung in Berlin am Vortag, bekannt als „Tag von Potsdam“, und am 13. 4. 1933 nach einer Besichtigung durch die Presse. Beide Berichte seien hier kommentarlos als Zeitdokumente abgedruckt. W. F.

Balingen, den 22. März 1933

Feier im Heuberg Lager

z. Das Lager Heuberg bei Stetten a. k. M. war am gestrigen Dienstag das Ziel vieler Neugieriger. Die beiden Bataillone, die sich augenblicklich dort befinden (Konstanzer, Donaueschinger und Villingen Infanterie) hielten anlässlich der Reichtagseröffnung einen feierlichen Feldgottesdienst ab, an dem auch die SA-Stürme des Schwarzwaldkreises und der SA-Sturm Stetten teilnahmen, die zur Bewachung des ebenfalls in Stetten befindlichen großen Konzentrationslagers für politische Schutzhaftlinge dienen. Auch ein Kommando der Schutzpolizei und eine Sigmaringer Stahlhelmgruppe war unter den langen grauen und braunen Reihen zu bemerken, die den Feldaltar auf dem Lagersportplatz umsäumten. Von Stetten selbst hatten sich die verschiedenen Vereine und die Feuerwehr eingefunden, und aus der Umgebung wollten eine große Anzahl von Gästen den Nationalfeiertag zusammen mit der Reichswehr und der SA begehen. Im Kontrast zu diesem feierlichen, bunten Bild, über dem die schwarz-weiß-rote Reichskriegsflagge stolz im Winde wehte, standen die großen Transporte von Schutzhaftlingen, die just um diese Zeit aus allen Gegenden Württembergs auf großen Omnibussen eintrafen, und die teilweise verdrossenen, teilweise gleichmütigen Gesichter der Kommunisten, die aus den Türen der großen Wohnbaracken lugten. Nach einer Erkundigung bei der Lagerverwaltung haben es die Schutzhaftlinge im Lager Heuberg nicht schlecht. Im Gegensatz zum Münsinger Lager sind hier ja lauter massive Wohnungen. Die Verpflegung soll gut und völlig gleichwertig mit der der Bewachungsmannschaften sein. Die Bewachung ist sehr scharf. Für das Publikum ist das Sammellager gesperrt. Nur anlässlich des Feldgottesdienstes auf dem Lagersportplatz, der sich mitten im Konzentrationslager befindet, war Gelegenheit, die Gefangenen zu beobachten – Der Feldgottesdienst selbst nahm einen würdigen, eindrucksvollen Verlauf. Nach den zur Einigkeit mahnenden Predigtworten des katholischen und des evangelischen Lagergeistlichen nahmen die Fronten der Reichswehr und der Wehrverbände Paradedstellung ein. Es folgte der Apell und eine kurze, markige Ansprache des Bataillonskommandeurs und Lagerältesten, Herrn Major Mittermaier vom 3. Batl. 14, Inf.-Regt. – Anschließend an den Feldgottesdienst fand ein Vorbeimarsch in der Lagerstraße statt. Zunächst die verschiedenen Truppenteile, die in ihrer Paradeausrüstung, zum Teil mit leichten Maschinengewehren, marschierten, dann die SA, zusammen mit der Schutzpolizei und einigen Stahlhelmleuten. Kurz nach dem Vor-

beimarsch belebten weitere Transporte das Lagerbild von neuem. Bis Dienstag waren gegen 400 Häftlinge eingetroffen. Eingerichtet wird das Konzentrationslager für etwa 900 Mann.

Besuch auf dem Heuberg

Das Polizeipräsidium Stuttgart hatte die Vertreter der Stuttgarter Presse zu einer Besichtigung des württ. Schutzhaftlagers auf dem Heuberg eingeladen. Vor Beginn der Fahrt begrüßte Polizeipräsident Kläiber vom Stuttgarter Polizeipräsidium die Presseleute und machte Mitteilungen über die Entstehung des Schutzhaftlagers. Das württembergische Landeskriminalpolizeiamt hat schon seit längerer Zeit vorgesehen, zu gegebener Zeit die kommunistischen Funktionäre auf einen Schlag festzunehmen. Ein telegraphisches Stichwort genügte auch, um zur selben Stunde etwa 500 Funktionäre zu verhaften. Auch eine zweite Garnitur von Festnahmen war vorbereitet. Durch die nationale Revolution wurde der Personenkreis aber wesentlich erweitert. Da die Gefängnisse nicht ausreichten, mußte ein Konzentrationslager geschaffen werden, wozu sich das Heuberglager am besten eignete, da hier massive Gebäude und alle Einrichtungen für die Verpflegung schon vorhanden sind. Wie der Polizeipräsident weiter mitteilte, werden alle Schutzhaftfälle vom Landeskriminalamt in Stuttgart genau nachgeprüft. Er hoffe, so erklärte er, in Bälde eine größere Zahl wieder entlassen zu können, während eine Stammkundschaft noch längere Zeit auf dem Heuberg verbleiben müsse. Wie lange dies daure, stehe noch nicht fest. Bis jetzt konnte eine Beschäftigung nur in kleinem Rahmen durchgeführt werden. Die Schutzhaft auf dem Heuberg soll keine Strafe, aber auch kein Sommervergnügen sein. Ein Teil der Gefangenen ist in Schutzhaft, um sich selbst zu schützen, der weitaus größere Teil aber, um die Bevölkerung vor ihnen zu schützen, weil von ihnen angenommen wird, daß sie die nationale Erhebung stören.

Auf dem Heuberg bei Stetten a. k. M. besichtigten die Pressevertreter unter Führung des Lagerkommandanten SA-Sturmbahnführer (111/119) Major a. D. Kaufmann, Stuttgart, ferner von Polizeioberleutnant Müller und Oberleutnant a. D. Buck das ganze Schutzhaftlager eingehend.

Das Lager. Das Heuberglager, das vor dem Krieg als badischer Exerzierplatz eingerichtet wurde, zählt zahlreiche massive Einzelbauten und bietet Unterkunft für über 7000 Leute. Das Schutzhaftlager nimmt aber nur einen kleineren Teil des Lagers in Anspruch,

nämlich nur 10 Bauten. Die Gebäulichkeiten sind ringsum durch Stacheldraht abgesperrt. Die Häuser selbst und die Lagerstraßen, die nachts durch Scheinwerfer beleuchtet werden, stehen unter scharfer Kontrolle der Polizei- und SA-Wachen. In großen luftigen Räumen sind etwa 30 Häftlinge zusammen untergebracht. Die Bettstellen, immer zwei übereinander, sind wie früher beim Militär zugerichtet. Die Gefangenen schlafen auf guten Strohsäcken, jeder hat seine eigene Decke und sein eigenes Waschzeug. In vier Küchen wird das Essen zubereitet. Es ist ein Eintopfgericht, aber gut, schmackhaft und abwechslungsreich. Besondere Wünsche wie koschere oder vegetarische Kost können aber nicht berücksichtigt werden. Für die Kranken steht ein Verbandssaal und eine Revierstube zur Verfügung. Operationen werden in der in der Nähe liegenden Heilanstalt vorgenommen. Geschlechtskranke kommen sofort ins Arbeitshaus nach Vaihingen a. E. Für den Gottesdienst, dessen Besuch völlig freiwillig ist, sind zwei Kapellen aus der Zeit des Kinderlagers vorhanden. Der erste Gottesdienst wird für die Gefangenen am Karfreitag und an Ostern abgehalten. Besuche dürfen die Gefangenen nicht empfangen. Ihre Post – sie dürfen nur alle 14 Tage schreiben – wird scharf kontrolliert. Eß- und Rauchwaren dürfen ihnen nicht geschickt werden. Dabei bekommen sie oft ganze Körbe mit Brot, Hartwurst, Butter, Käse, Eier, Orangen, auch Wein zugeschiedt; selbst Osterhasen fehlen nicht. Diese Eßwaren werden aber unter die beim Arbeitsdienst Beschäftigten als besondere Zulage verteilt.

Die Häftlinge. 1900 Häftlinge sind zurzeit in dem Lager. Ein Rundgang durch das straff organisierte, militärisch aufgezogene Lager widerlegt auf das treffendste die Greuelnachrichten, die über die Konzentrationslager, vor allem im Ausland, umlaufen. Beim Betreten einer Stube erheben sich alle Gefangenen und der Stubenälteste erstattet Meldung. Jeder Pressevertreter hatte die Möglichkeit sich mit jedem Gefangenen völlig frei zu unterhalten. Man sah manchen bekannten Landtagsabgeordneten und Stadtrat der Linken. Mit der Behandlung sind alle zufrieden. Auch die Qualität des Essens wird anerkannt, wenn auch manche mehr an Quantität wünschen. Ein bekannter Sozialdemokrat beklagte sich, daß er mit Kommunisten, die er stets bekämpft habe, in einem Raum zusammen sein müsse. Willig geben die Häftlinge auf alle Fragen Antwort. Auch in dem berüchtigten Bau 19, in dem die sogenannten schweren Nummern, vor allem die soz. und komm. Funktionäre, auch verschiedene Abgeordnete, Stadträte, Beamte, Lehrer, untergebracht sind, ist, obgleich diese weniger Vergünstigungen bekommen und statt einer halben Stunde jeweils nur 10 Minuten Rundgang haben, das Urteil das gleiche wie die bei den übrigen Stuben.

Schluß folgt

Von der Tierwelt des Posidonienschiefermeeres

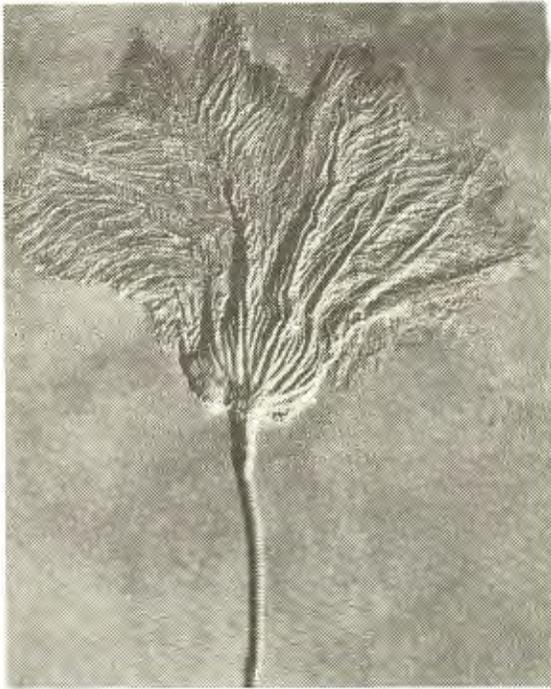
Von Fritz Scheerer

Der Jura Schwabens hat durch seinen Posidonienschiefer Weltruf erlangt, jedoch nicht durch seinen Ölgehalt, der an den günstigsten Stellen nur eine Ausbeute von 6–10% bietet, sondern wegen seiner reichen Saurierschätze und seinen prächtig erhaltenen Seelilien, die Bernhard Hauff in Holzmaden bei Kirchheim zu heben verstanden hat. Auch im Schieferbruch vom Portlandzementwerk Dotternhausen konnten prächtige Exemplare geborgen werden.

Den Namen verdanken die Schiefer der Posidonienschiefer (Posidonomya Bronni) mit ihren konzentrischen Rippen. Wesentlich größer ist eine andere häufige dünnchalige Muschel (Inoceramus dubius). Dann findet man zahlreiche papierdünne, zusammengepreßte Ammoniten, besonders Sichelripper (Harpoceraten). Der feine Schlamm des Posidoniensees,

sein Gehalt an Bitumen und die oft rasche Einbettung bedingten eine vorzügliche Erhaltung der Fossilien. Man findet so Tintenfische mit Mantel, Kopf, Fangarmen, Tintenbeutel, dann Ammoniten mit Siphon, mit dem Verschlussdeckel der Schale, aber auch kleine Ammoniten, die an verwesenden Wirbeltieren saßen. Fische sind vollständig erhalten, nur stark zusammengepreßt. Die Mehrzahl von ihnen gehört zu den Schmelzschuppen (Lepidotas), aber auch Knochenfische sind schon vertreten. Zwei schöne Schmelzschupper befinden sich im Heimatmuseum Balingen (vom Schieferbruch auf dem Heuberg und von Dotternhausen).

Zu den schönsten Versteinerungen des Schiefers gehören die Pentacrinen oder auch **Seelilien** genannt, die häufig noch auf Treibholz sitzen. Es sind echte Meerestiere, keine



Pflanzen, und gehören wie die Seesterne und Seeigel zu den Stachelhäutern. Sie haben im Jurameer ihre Blütezeit erreicht. Die Krone hat bis einen Meter Durchmesser (s. Bild), der Stil bis 10 m Länge. Zu ganzen Kolonien saßen die Seelilien auf einem Stück Treibholz. Das schönste Stück, „Schwabens Medusenhaupt“, bedeckt eine 30 qm große Wand des Geologischen Instituts Tübingen. Hennig beschreibt dieses Prachtexemplar folgendermaßen: „Zu einem ganzen Schopf vereinigt streben mehr denn 30 Stiele riesenhafter, bis zu 16 m langer Seelilien allmählich auseinander, um ihrer mächtigen Krone Spielraum zum Nahrungsfang zu gönnen. Ein weiter Kranz beweglicher Fiederarme mit etwa 1400 Nebenarmen und

300 000 Tentakeln (Fühlfäden) steht um einen verhältnismäßig winzigen Kelch. Nicht weniger als 5 Millionen Kalkplättchen setzen je eine dieser schönen blumenartigen Kronen zusammen. Der geborene Verlauf der geschmeidigen Stiele aber erweckt noch jetzt nach jahrmillionenlangem Todesschlaf den Eindruck graziösester Bewegung im flüssigen Element, als schaute man in die grünen Wogen des Jurameeres mit ihrem ewig-unermüden, quellenden, blühenden Leben hinein“. Durch flimmernde Bewegungen leiteten sie die freien organischen Bestandteile des Meerwassers nach dem in der Mitte des Kelches liegenden Mund. Die prachtvollen Pentacrinen begeistern auch den unerfahrenen Beschauer immer wieder von neuem, den Forscher reizen vor allem die Probleme über ihre Lebensweise und Fortpflanzung, denn manche Frage ist bei ihnen noch offen.

Am berühmtesten wurden aber die **Saurier**, die schon Bernhard Hauff sogar mit ihrer Haut freilegen konnte. In mühsamer, mühevoller Arbeit mit Binokularmikroskop und feinen Messern und Stichelchen konnte er auf Schieferplatten prächtige Schaustücke für Museen der ganzen Welt herauspräparieren. In Holzmaden geschieht das heute noch. Die herausgemeißelte Fischechsen oder **Ichthyosaurier** zeigen vollendete Anpassung ans Wasserleben. Sie waren die Beherrscher des Meeres. Der ganze Körper hat Torpedoform. Der Kopf ist ein spitzer Kegel (s. Bild), der Hals ist kurz und dick. Die Gebeine sind in breite Flossen umgewandelt, Ober- und Unterarme bzw. -schenkel sind stark verkürzt und verbreitert. Die Zehen (bis 10) stecken in einem Hautsack. Die einzelnen Knochen greifen zickzackartig ineinander, so daß vollendete Ruder geschaffen sind. Die senkrecht gestellte Schwanzflosse wirkt wie ein Propeller. Cuvier beschreibt den bis über 10 m langen Ichthyosaurus als ein Geschöpf mit „der Schnauze eines Delphins, den zähnen eines Krokodils, dem Kopf und Brust-

bein einer Eidechse, den Flossen des Wals und den Wirbeln des Fisches“. Die Rippen sind stark gewölbt, der Brustkorb kann mächtige Lungen fassen. Etwa 200 kegelförmige Zähne im mächtigen Schädel dienten zum Ergreifen der Nahrung, die ungekaut verschluckt wurde. Das waren besonders weiche Tintenfische.

Die Ichthyosaurier waren keine Reptilien, die Eier legten, sondern schon lebendige Jungen zur Welt brachten, denn in ihrem Leib fand man ungeborene Junge, zum Teil noch aufgerollt. Das Wasserleben machte die Eiablage am Lande unmöglich. Die Jungen waren etwa ½ m lang. Die Kunst des Tauchens müssen diese gefräßigen Meeresräuber in hohem Maße besessen haben. Der mächtige gewölbte Brustkorb konnte große Lungen fassen und vermochte zum Tauchen die erforderliche Luftmenge zu fassen. Die Ichthyosaurier waren trotz ihrer ins Extrem verzerrten Größenmaße hochentwickelte und ihrem nassen Element prachtvoll angepasste Reptilien.

Prächtige Stücke von Sauriern und Seelilien befinden sich in den Sammlungen von Stuttgart und Tübingen, aber auch die Sammlung vom Portlandzementwerk Dotternhausen kann sich sehen lassen. Diese ehrwürdigen Zeugen grauer Vergangenheit erregen unser Interesse umso tiefer und nachhaltiger, wenn wir sie nicht nur mit den Augen betrachten, sondern wenn wir sie in Beziehung bringen mit der Erdgeschichte überhaupt, wenn wir sie einzugliedern versuchen in den Stammbaum der Tiere. Dann werden sie zu bedeutsamen Dokumenten der Geschichte des Lebens.

Die Akelei

Aquilegia vulgaris



Die Akelei wird heute von Blumenfreunden in vielen Abarten in Gärten gepflanzt. Wild findet sich die schöne schutzbedürftige Pflanze im Juni und Juli in lichten Laubwäldern und Gebüsch mit ihren zahlreichen hängenden Blüten von dunkelvioletter bis blauer; selten rötlicher bis weißen Farbe. Die fünf farbigen Kelchblätter, die wie Kronblätter aussehen, sind nach rückwärts zu legen Spornen verlängert. Zwischen den Kelchblättern und auf ihnen im Wechsel stehen fünf Kronblätter, in deren Mitte die gelben Staubblätter zu einer Säule zusammenhängen und etwas aus der Blüte herausragen. Die gekrümmten Sporen sollen Adlerkrallen (aquilla = Adler) sein.

Fritz Scheerer

Von unseren Fronhöfen

Von Fritz Scheerer Schluß

Hof des Klosters Stein a. Rhein

Der rechts der Schmeie liegende Ortsteil von Straßberg hieß im Frühmittelalter „Burg“ und gehörte zur Scherragrafschaft. Diese Siedlung wurde 854 an das Kloster St. Gallen geschenkt und kam später an das schwäbische Herzoghaus. 1005 übertrug König Heinrich II. „Burg“ dem Kloster Stein a. Rh., das den Ort bis zur Reformation (1559) hatte und hier einen Maierhof besaß.

In Winterlingen gehörte 1372 der Geburshof, ein Hof mit 32 J. Acker und 6 Mm. Wiesen, zum Maierhof in Burg-Straßberg. Er wurde später in drei kleinere Güter zerteilt und 1562 an Württemberg verkauft. Das Hasengut wurde 1400/13 vom Kloster Stein an die Nikolauspflanzung zu Veringendorf verkauft.

Der Ostdorfer Kelhof

„Im Jahr 1297 verpfändete Herzog Konrad von Teck dem Kloster Wald für 37 Pfd., seine Gülden zu Ostdorf von 15 Pfd. Hllr. und 10 Mltr. (Malter) Spelts und 2 Mltr. Haber jährlich von dem Kelnhof daselbst“ (O/A Beschr. Balingen S. 436). Das Pfand wurde später vermutlich wieder eingelöst, da Wald keine Rechte mehr geltend machte. 1368 ist bezeugt, daß der Kelhof, 12 Huben umfaßte, zu denen später noch eine dazu gekommen ist. Die Huben waren hier nur durchschnittlich 17 J. Zum

Gesamtkomplex gehörte auch eine Täfer (Taverne). 1560 umfaßte der Kelhof 192 J. Acker, 30 Mm. Wiesen, 5 J. Garten und 30 J. Hölzer (Wald). Zur Täfer gehörten 5 J. Acker und 1 Mm. Wiesen.

Bereits 1496 war der Kelhof in 17 Anteile zerschlagen und die Huben an zwei oder drei Inhaber ausgegeben. Die Aufteilung der Güter und Höfe muß schon sehr früh begonnen haben. Ein Teil der Lehen war schon um 1500 bauerneigen, bis 1732 waren mehr als die Hälfte der Wiesen und etwa die Hälfte der Acker Eigentum der Bauern.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß noch bis ins 14. Jahrhundert die Grundherrschaften als Fronverbände organisiert waren. Die Fronhöfe, auch Maier-, Ding-, Keloder Herrnhöfe genannt, umfaßten zwischen 150 und 400 Morgen. Daneben war weiteres grundherrliches Land im Ort und war in Bauernstellen aufgeteilt und an Bauern ausgegeben. Die größeren dieser Güter hießen Huben und hatten 30–40 Morgen Land. Die kleineren hießen Schuppen und umfaßten etwa 1/3 einer Hube. Die Leitung eines Fronverbandes unterstanden einem vom Grundherrn eingesetzten Maier, der auch den Vorsitz im Fronhof- oder Dinghofgericht führen konnte, das für alle um den Hofverband gehörenden Leute als Niedergericht zuständig war.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

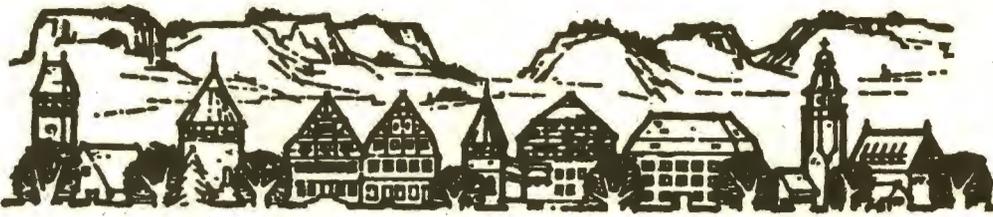
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 28

31. Juli 1981

Nr. 7

Im Barockjahr 1981

Der Bildhauer Joseph Anton Feuchtmayer

Vor rund 200 Jahren ging eine bedeutsame, künstlerisch hervorragende Epoche zu Ende, die man mit Barock bezeichnet. Das Barockjahr 1981 wird uns manche der glanzvollen Schöpfungen dieser Stilepoche (ca. 1600-1770), die gerade in unserem südwestdeutschen Raum besondere Ausprägung erfahren hat, in Baukunst, Plastik, Stuck und Malerei näherbringen. Die Barocke Kunst ist der Versuch einer weiteren und reicheren Erschließung eines in sich geschlossenen Bildes von der Erde mit ihren Pflanzen und Tieren und von Mensch und Gott. Der ganze **Reichtum der Schöpfung** soll eingefangen werden mit allen menschlichen und übermenschlichen Begriffen und Wünschen. Aus einer andern seelischen Gebundenheit als im Mittelalter und mit einer Freiheit der sprudelnden Kraft und Bewegtheit wurden Werke geschaffen, die noch immer über die Jahrhunderte hinweg eine Faszination ausüben.

Es ist die Zeit Friedrichs des Großen, Maria Theresias, die Zeit Shakespeares, Molières, Joh. Seb. Bachs und Mozarts und vieler anderer bedeutender Menschen, die von den Wellen des neuen Geistes hochgetragen wurden und in ihrer Genialität hervortraten. - Hierher gehören auch der Augustinermönch Abraham a Sancta Clara (Ulrich Megerle) aus Kreenheinstetten mit seiner bilderreichen humorvollen Sprache und der Prämonstratensermönch Sebastian Sailer aus Obermarchtal mit seinen lustigen schwäbischen Mundartstücken.

Und hierher gehören auch die beiden letzten Vollender der Rokokoplastik vor dem Einsetzen des Klassizismus: Ignaz Günther (1725-75), der mehr im bayrischen Raum wirkte, und Joseph Anton Feuchtmayer, der vor allem im Bodenseeraum tätig war. Das große

Pathos des Barock geht bei ihnen ins Graziose, manchmal spielerisch Tänzerische, wie wenn von der galanten Hofhaltung des Rokoko etwas in dieses plastische Schaffen übergegangen wäre.

Als typisches Beispiel dafür und als Wahrzeichen für die Wallfahrtskirche Birnau kann der sog. **Honigschlecker** von Jos. Anton Feuchtmayer gelten, der dort am Altar des hl. Bernhard von Clairveaux dessen honigsüße Reden und Predigten symbolisieren soll. Gerade die Putten sind ein Lieblingsthema von Feuchtmayer, er hat sie vollendet in Ausdruck und Bewegung gestaltet, so daß man sie mit



Putto in Nenzingen

rückhaltloser Freude betrachten kann. Die Putten sind bei ihm auch Dekorationsmittel und beleben ungemein gerade seine Altäre. Als **weiteres Beispiel** kann der Putto vom linken Nebenaltar in Nenzingen bei Stockach dienen, der wohl mit zu den lebensprühendsten Putten seiner Hand gehört.

Joseph Anton Feuchtmayer wurde 1696 als Sohn des Bildhauers Franz Joseph in Linz an der Donau geboren. Er stammt aus einem alten Wessobrunner Geschlecht, zu dem auch die Stukkatorenfamilie Schmuzer gehörte. Aufgewachsen ist der kleine Joseph Anton aber in Schongau am Lech, wo die Familie damals ihren eigentlichen Wohnsitz hatte. Im Jahr 1706 übersiedelte sie von Schongau nach Mimmehausen bei Salem. In Salem erhielt der Vater in dem neu eingerichteten Kloster neue Aufträge, und dort im Bodenseeraum war dann auch das Wirkungszentrum des Sohnes, von dem man weiß, daß er eine Zeitlang



Wallfahrtskirche Birnau



Wallfahrtskirche Birnau: Petrus

als Bildhauergeselle in Augsburg und in Weingarten gearbeitet hat.

Nachdem seine Arbeiten an der Liebfrauenorgel im Münster zu Salem Anerkennung



Wallfahrtskirche Birnau: Honigschlecker



Hl. Georg in Sipplingen



Hl. Nikolaus in Liptingen



Hl. Benedikt in Weingarten

Fotos: Wedler

gefunden hatten, wurde ihm 1721 das Gut Killenberg über dem Killenweiher bei Mimmenshausen als Lehen übertragen (man fährt auf der Straße nach Überlingen dort vorbei). – Stukkaturen im Kreuzgang und im Kaisersaal in Salem, eine Altarausstattung der Schloßkapelle in Maurach (bei Birnau) und die Sibyllen im Treppenhaus des neuen Schlosses in Kißlegg folgen. Mit den Arbeiten der Giebel-, Altar- und Stifterfiguren des Benediktinerklosters St. Peter im Schwarzwald beginnt eine Zeit unermüdlichen Schaffens bis kurz vor seinem Tod am 2. Januar 1770.

Wir finden außer in den schon genannten Orten Werke von Feuchtmayer in Einsiedeln und Engelberg in der Schweiz, auf der Mainau, in Kirchberg (Bodensee), Meersburg, Überlingen (Franziskanerkirche und in den Sammlungen), Herdwangen, Schloß Zeil (Altar der Schloßkirche), Wald, Habstal, Scheer, Altheim bei Riedlingen, Merdingen am Tuniberg und in Unterechingen bei Ulm, und dann vor allem in Birnau, wo er entscheidend und mit einer Fülle von Arbeiten an der Ausstattung mit Altären, Stukkaturen und Plastiken beigetragen hat. Sein **Petrus** von der Galerie mit dem Putto darunter, der die Himmelsschüssel trägt, zeigt wiederum sein hohes plastisches Können. In diesen Galeriebüsten der Apostel gestaltete er Typen der Charaktere und Temperamente, in Petrus z. B. den asketischen Denker.

Sein **hl. Georg** in der Dorfkirche von Sipplingen beweist seine Freude am Gestalten, das manchmal einer realen Situation fernbleibt. Er hat es ausgezeichnet verstanden, innere Bewegtheit in äußere Bewegung umzusetzen. –

Auch für St. Gallen, Ottobeuren und Tettwang hat er gearbeitet und Hervorragendes geleistet und auch auf der Schwäbischen Alb zwischen Tuttlingen und Stockach sind Werke von ihm zu finden, so ein Choraltar in Liptingen mit einem **hl. Martin** und einen **hl. Nikolaus**, einer wuchtigen Gestalt mit Bischofsmütze (Bischof von Myra in Kleinasien), den drei goldenen Kugeln auf seinem Buch und einem reichen Brokatgewand bekleidet.

Oder der **Posaunenengel** in Honstetten, der von der Mainauer Orgel stammt und auch die freie gelöste Haltung zeigt. Religiöser Ernst und eine profane Heiterkeit schwingen in seinen Werken zu einer erfreulichen Harmonie zusammen. Der leider später veränderte Hochaltar in Beuron und der Entwurf für den aufgelockerten schwungvollen Choraltar der Wallfahrtskirche auf dem Dreifaltigkeitsberg stammen ebenfalls von Feuchtmayer.

Schon mit 25 Jahren bringt der junge Künstler Beispiele figürlicher Schnitzkunst, etwa in seinem **Benedikt** in Weingarten, die eine wohl-durchdachte, vergeistigte Menschendarstellung von hoher Qualität zeigen. Feuchtmayer wird in seiner Vielseitigkeit als Stukkateur, Schnitzer und Altarbauer und trotz seines vielfachen expressiven Ausdrucks, vor allem seiner plastischen Gestaltungen, als einfacher, schlichter Mensch geschildert ohne Extravaganzen und Abenteuer, an denen ja die Barockzeit nicht etwa unbeteiligt war. Sein erlebter Geschmack, seine menschliche Reife und seine Bescheidenheit haben ihn zu einem Höchstmaß manifesten Ausdrucks befähigt, der wohl zeitlos sein dürfte. Kurt Wedler

Volkskundliches im Balinger Heimatmuseum

Von Fritz Scheerer

Die volkskundlichen Sammelstücke des Balinger Heimatmuseums gehen in ihren Anfängen auf die Sammeltätigkeit des Oberlehrers Landerer zurück. Sie wurden erstmals 1925 mit anderen Beständen in den Räumen hinter den Arkaden der Sichelschule der Öffentlichkeit vorgestellt, später in der Krottengrabenschule und dann in der Spitaltorschule bei der Stadtkirche, bis dann 1938 im alten Stil wieder aufgebauten Zollernschloß, hauptsächlich in den Dachräumen, eine würdige Unterkunft geschaffen war und die Sammlung erweitert werden konnte.

Damals konnte man noch aus dem Vollen schöpfen. Es wurden von interessierten Bürgern viele Stiftungen gemacht, während es heute schwer ist, qualitätsvolle Stücke zu bekommen. Aber trotzdem erfährt gerade die volkskundliche Sammlung immer wieder schöne Neuzugänge, allerdings vorwiegend durch Kauf.

Nicht immer lassen sich Volks- und Heimatkunde klar voneinander trennen, in vielem verwischen sich die Grenzen. Ein Grenzgebiet sind b. B. die Zünfte mit ihren Zeichen, Laden, Fahnen usw. Ihre Beschreibung soll einer späteren Abhandlung vorbehalten bleiben.

Im ersten großen Raum des Museums, den wir betreten, fallen drei riesige schmiedeiserne **Wirtshausschilder** auf, schöne handwerkliche Arbeiten, welche Schmiede und Schlosser ohne Schweißbrenner und ohne elektrische Bohrmaschine anfertigten. Ein schönes Stück zierte einst die Gastwirtschaft zum „Löwen“ (an der Stelle des Altbaus der heutigen Kreissparkasse), entstanden im 18. Jahrhundert. Nicht weniger meisterlich geschmiedet ist der Schild vom Hotel „Schwanen“ (an der Stelle der heutigen Volksbank). An die frühere Zugehörigkeit Schömbergs zu Vorderösterreich (bis 1806) erinnert ein Schild mit dem österreichischen Doppeladler. In ähnlicher Schmiedetechnik, nur für einen völlig anderen Zweck, sind einige **Grabkreuze** gearbeitet.

Langstielige **Waffel-** und **Oblatenisen** (Kucheneisen) zeigen reichgravierten Ornamentalschmuck. Mittels langer Eisenstiele wurden die schweren Geräte über das Feuer gehalten. Heute wird der Brauch nicht mehr praktiziert, zu allen möglichen Festtagen mit dem Kucheneisen dünne, verzierte Kuchen zu backen, zum Verschenken oder zu eigenem Verzehr. Das Waffeleisen in der Bauernküche, das

durch eine Drehung über dem Feuer das Backen auf beiden Seiten ermöglichte, war schon ein Fortschritt.

Was wäre eine Küche ohne **Butterfaß** (unterer Raum), in dem durch emsiges Stampfen aus Rahm Butter gewonnen wurde, den man dann mit dem Buttermodel verzierte. Wichtig war auch die kupferne **Wassergölte**. Auf dem Kopf holte die Hausfrau oder ihre Magd das Wasser am Brunnen. Daß der Kübel nicht so drückte, war der Boden des Gefäßes halbrund eingedrückt. Auf dem Kopf legte man ein weiches „**Bäuschle**“, das mit Spreuer gefüllt war. Im unteren Teil dieser Vitrine betrachten manche ein kleines Gerät, das wie ein Futter-schneider in Kleinformat aussieht. Es ist ein kleiner **Nudelschneider** zum Schneiden von Suppenudeln. In einer hübschen Zuckerdose wurden mit einem gezahnten Messer vom Zuckerhut abgeschlagen grobe Zuckerstücke aufbewahrt.

Unter den vielerlei Schüsseln fällt vor allem eine **Schmuckschüssel** aus den Hungerjahren 1816/1817 auf, die besonders schön verziert ist und auf dem Rand den Spruch trägt „Alles was wir haben seintt lautter Gottes Gaben, Anno domini 1817“. Das Handwerk des Hafners gehört zu den ältesten und volksverbundensten. Im Gegensatz zu heute, wo wir kaum noch einer Hafnerwerkstatt begegnen, gab es vom ausgehenden Mittelalter an oftmals im kleinsten Dorf eine solche. Ähnlich ist es mit den Töpfern. Seit vorgeschichtlicher Zeit waren alle Töpferwaren sogenannte Irdenwaren aus rohem unglasierten Ton (s. Scherben von der Lothen). Später wurden die Gefäße „geschmaucht“, d. h. durch Rauchentwicklung von verbrannten Zweigen wurde die Ware grau und schwarz und undurchlässiger. Erst nach dem 16. Jahrhundert erhielt die Irdenwa-

re eine Glasur, zunächst nur auf der Innerseite, später das ganze Gefäß. Die Gefäße konnten nun leichter gereinigt werden.

Kunstvoll geschmiedete **Türschlösser** hängen an der Wand, davon eines aus dem 16./17. Jahrhundert, noch fast ganz aus Holz hergestellt. Zu den Schlössern sind auch riesige Schlüssel vorhanden.

Interessant sind auch die wenig erhaltenen **Zinngefäße**, die vor dem letzten Krieg im Museum zahlreicher waren. Vom Balingen Zinngießer Tobias Hartenstein entstammt eine zinnerne Taufschüssel und ein schönes Weinkännchen von 1804. Reich vertreten sind kunstvolle Petroleum- (Erdöl) Lampen, teilweise mit prunkvollem Fuß, hellen Milchgläsern und Zylindern.

Ein vollständig aufgebaute gußeiserner Kastenofen, auch **Plattenofen** genannt, aus dem Jahr 1786 ist in der Bauernstube aufgebaut, dessen Platten in den Königsbronner Eisenwerken oder in Wasseralfingen gegossen wurden. Die Vorderplatte trägt die Initialen des damaligen württembergischen Regenten C(arl), H(erzog), Z(u), W(ürttemberg). Der hervorragende Guß zeigt auch das württembergische Allianzzeichen: die teck'schen Rauten, die Fische von Mömpelgard, die Reichssturmfahne und das Heidenheimer Männle, dazu die drei württembergischen Hirschstangen. Im „Öfele“ des Ofens mit seinem Türchen konnten die Speisen warm gehalten oder die Äpfel gebraten werden. Eine andere Ofenplatte stammt von 1737. Selbstverständlich gehörte zum Ofen, der von der Küche aus gefeuert wurde, eine Ofengabel, um die Reisigbüschel hineinzuschließen, und ein Blasebalg.

Recht seltene Gerätschaften und Instrumente befinden sich in der Mitte einer Vitrine. Drei verschiedene Bügeleisen, Rasiermesser, Kneifer, Brillen usw. zeigen die Entwicklung auf den verschiedensten Gebieten. Eine Lichtschere, mit der der rußige Docht der „Erdlampen“ gestutzt und geputzt wurde, darf nicht fehlen.

Das Auffallendste in der **Bauernstube** sind der große bemalte Schrank, das Himmelbett, die Wiege, der Tisch mit einem reichverzierten Stuhl, eine schön bemalte Kleidertruhe und drei Bilder (ein Ehepaar und Anna Koch aus Ostdorf, gemalt von Jakob Friedrich Walker, dem Balingen Flugzeugbauer). Die Personen sind in der damaligen Tracht dargestellt. Die Häubchen der Frauen und Mädchen mit Kinn- und langen Nackenbändern kleideten die Trägerinnen bestimmt überaus schmuck.

Zum Mobiliar der Stube gehörte selbstverständlich das Spinnrad mit der dazugehörigen

Kunkel und ein nach allen Seiten drehbarer Stickrahmen. Auf dem ovalen Tisch steht ein „Sutterkrug“ und ein Fliegenglas, das früher in den Sommermonaten auf keinem Tisch fehlte. Die durch Zucker oder Honig angelockten Plagegeister ertranken im Seifenwasser, das sich in der nach oben gewölbten Innenseite des Glases befand. Eine hübsche Bastelarbeit ist das hölzerne Vogelkäfig in der Schusterwerkstatt. An den Wänden der Stube hängen Gedenksprüche und Totenerinnerungsbilder, teilweise gerahmt, wie zum Tode eines Söhnleins, mit üppigen künstlichen Blumen umrankt und ergreifendem Text.

In einer Bauernstube darf das „Wetterglas“, der Barometer, nicht fehlen. Leider ist seine Quecksilbersäule gebrochen. Der Spieß und die Laterne des letzten Balingen Nachtwächters, des sogenannten Pudelmessers, der bis zum Ende des letzten Jahrhunderts seine Rundgänge durch die engen Gassen der Stadt machte und sein Nachtwächterlied erschallen ließ, erregen immer wieder Bewunderung.

Die Geräte zur **Flachsbearbeitung**, von der nur noch die Alten über dieses einst so wichtige Kapitel der bäuerlichen Selbstversorgung Bescheid wissen, sind sämtliche ausgestellt. Nach dem Ernten blieb der Flachs noch eine zeitlang auf dem Feld, um auszureifen. Danach streifte man mit der Riffel, ein grobzinne Kamm, die Samen ab. Die samenlosen Bündel wurden gewässert (auf eine Wiese gelegt, wo Tau und Regen das besorgen konnte). Diesen gedörrten Flachs brachte man nun zum Brechenloch (Brechete in Rosenfeld), wo über einem Feuer die Stengel „raisch“ wurden. Nun kam der Flachs unter die Breche (Sitz- und Stehbreche), um die strohige Hülle zu brechen. Die Fasern selbst blieben elastisch. Mit der „Schwinge“ (eine Art Holzschwert) schlug man die noch daran haftenden Holzteile ab. Der letzte Reinigungsvorgang war, den langhaarigen Flachs zu kämmen. Er wurde durch die Hechel gezogen, eine eiserne Bürste auf einem Holzgestell ruhend, und zu „Flachswickel“ zusammengeknotet. Jetzt konnte mit dem Spinnen begonnen werden, das dann in den Wintermonaten geschah.

Reich ist die Fülle des Ausgestellten im Museum, aus dem hier nur das Wesentliche vorgestellt werden konnte. Zum Schluß soll noch ein überaus umfangreicher, vierbändiger, in Schweinsleder gebundener Lexikon von 1726 erwähnt werden, in dem Balingen folgendermaßen beschrieben wird: „Balingen – ein Württembergisch stadt und amt – 2 meilen von der Donau gelegen – hat vormals den Grafen von Zollern zugehört“.

merkmale stehen bleiben, sondern man sucht zu einer Deutung, zu einer Sinn-Ermittlung bei dem Ganzen der geographischen Phänomene zu kommen. Dies gelingt aber bei den üblichen Wissenschaftsmethoden kaum.

Daß ein Stein fallen kann, weiß jedes Kind. Die „Gravitation“, die Kraft der gegenseitigen Massenanziehung, wurde schon von Newton der Berechnung zugänglich gemacht, damit aber nicht in ihrem Wesen „erklärt“. Auch beim Versuch einer „Landschaftsdeutung“ im Sinne einer nun auch philosophischen Auswertung der geographischen Faktoren kommt man über das Deskriptive ohne Metaphysik nicht hinaus. Hier kann nun die Unterscheidung von Klages zwischen rationalen und biozentrischen Gesichtspunkten die Betrachtungsweise bereichern. In der Graphologie ist es seit Klages verpönt, mit der oberflächlichen Feststellung „der Schnörkel so – folglich der Mensch so“ vorschnell aburteilend zu arbeiten. Denn „Schriftdeutung“ soll ja nicht nur aus der Aufzählung einiger graphischer und somit charakterologischer Merkmale bestehen, sondern die Tektonik, den Aufbau des ganzen Charakters klarlegen. Klages veröffentlichte schon 1910 seine „Prinzipien der Charakterologie“ und 1936 seine „Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck“. Man kann, auch auf die Landschaft bezogen, sagen: Wer nach Ausdrucksprinzipien fragt, darf nicht nur bei der Schilderung von Einzelmerkmalen stehenbleiben. Entsprechend dominiert die „Landschaftsdeutung“ vor der „Landschaftsbeschreibung“.

Bekannt ist die hier nicht näher zu erörternde graphologische „Formniveautheorie“ von Klages, die sich schematisch auch auf die Landschaftsdeutung anwenden läßt. Dem Grundgedanken nach würde ein Gesamteindruck, z. B. „öde, gefahrdrohend, unheimlich, trostlos“, auch die beobachteten Landschaftselemente im einzelnen negativ qualifizieren – ein zweifellos zu summarisches Urteil, graphologisch eine unzulässige „Schwarzweiß-Malerei“. Ganz vernachlässigen darf man den Gesamteindruck freilich nicht.

Wenn Klages sagt: „Der Leib ist die Erscheinung der Seele, die Seele ist der Sinn des lebendigen Leibes“ und wenn er behauptet, daß „der Geist als Widersacher der Seele“, „den frei strömenden Fluß des Lebens behindere“, dann wird es nötig, den Begriff „Geist“ zu präzisieren. Der „Naturalismus“ erklärt die Welt aus natürlichen Ursachen und leugnet jede Metaphysik, die ihrerseits die Lehre von den Grundursachen des Seins abseits von Wahrnehmung und Erfahrung ist. Max Scheler, der philosophische Vertreter von Phänomenologie und Wertethik, sah im „Geist“ die höchste Lebensstufe und damit die höchstform des erkennenden Bewußtseins. Bei Henri Bergson ist „Geist“ der „élan vital“, der Lebensdrang bei der schöpferischen Entwicklung alles Lebendigen. Klages sagt: „Das nach Leib und Seele polarisierte Leben in die Botmäßigkeit des Geistes zu zwingen, ist eine Formel für den anfangs unbewußten Drang, später für den bewußten Willen alles höheren Denkens.“ Er will also eine biozentrische Weltbetrachtung statt nur Verstandesherrschaft. In der Praxis bedeutet dies: „Jede physiognomische Betrachtung muß von der frei sich bewegenden Gestalt ausgehen und nach ihrem seelischen Gehalt fragen.“ Bei der graphologischen Ausdrucksforschung bedeutet das sowohl das Studium der bewirkten Schriftmerkmalsform als auch des ihr zugrundeliegenden Bewegungsantriebs beim Schreiben. Das passende Wort hierfür ist „Bewegungsgestalt“ als Ausdruck für Statik und Dynamik zugleich. Bei der Landschaftsdeutung wird es Analogien geben, wir sprechen etwa bei der Erosion von morphologischen Verwandlungskräften, unterstellen aber kaum seelische Impulse.

Bei logozentrischer Landschaftsbeschreibung könnte man z. B. beginnen: „Das Matterhorn ist ein steiler, pyramidenförmiger Felsgipfel der Walliser Alpen, 4477 m hoch, auf der Grenze zwischen Italien und der Schweiz gelegen, im Jahre 1865 von dem Engländer Whymper erstmals bestiegen ...“

Schluß folgt

Biozentrische Landschaftsdeutung

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Vor 25 Jahren starb in Kilchberg bei Zürich der 1872 in Hannover geborene deutsche Philosoph und Psychologe Ludwig Klages, der als ein namhafter Begründer der wissenschaftlichen Graphologie gilt. Im Jahre 1917 erschien sein Werk „Handschrift und Charakter“, im Jahr 1932 als Ausdruck einer antirationalistischen Lebensphilosophie sein Werk „Der Geist als Widersacher der Seele“, das manchen Widerspruch fand. Es ist interessant, daß bei Klages gewisse Grundgedanken seiner Graphologie auch in seine philosophischen Betrachtungen hineindrängen und daß man deshalb, mindestens formal, einige seiner graphologischen Prinzipien auch auf die Ausdeutung etwa der Landschaft anwenden kann.

„Bios“ heißt Leben, „Logos“ das Wort, der Begriff, der Sinn. „Biozentrisch“ im Gegensatz zu „logozentrisch“ bedeutet also ein Denken, dessen Mittelpunkt nach Klages das Leben und die Seele und nicht der Geist ist. Hier wird es natürlich sehr darauf ankommen, wie man „Geist“ definiert, aber es gilt bei beobachteten Phänomenen zweifellos nun der „symbolisierende Hinweis“ mehr als die „rationalistische Erklärung“ oder kurz, das Gemüt mehr als der Verstand.

Nun ist aber Beschreibung und Ausdeutung nicht das Gleiche. Bei ganzheitlicher Betrachtungsweise wird etwa die Geographie als eine Synthese aus natur- und Geisteswissenschaft aufgefaßt: Sie ist das Wissen um die Raumstrukturen. Man kann die „Erdkunde“ als eine Lehre von den Eigentümlichkeiten der Landschaft verstehen und ihre Geographie, Geophysik, Meteorologie, Geologie, Vermessungs- und Kartenkunde, Geomorphologie sind den

Sonderverhältnissen nachspürende Forschungsgebiete. Eine besondere Gruppe bildet die Bio-Geographie, die die Pflanzen- und Tierwelt in ihrer Abhängigkeit vom Gestein, Wasser, Luft und menschlicher Beeinflussung beschreibt; ferner die Anthropogeographie, bei der es sich hauptsächlich um menschliche Siedlung, Kultur, Wirtschaft, Technik und Verkehr handelt.

Doch zunächst ist – da „graphein“ schreiben, „geo“ Erde bedeutet – die Geographie eine reine Erdbeschreibung. Aus ihren Disziplinen ergeben sich zusammenfassende länderkundliche Darstellungen oder geographische Monographien als eine Beschreibung spezifischer Erdgestalten. Die sogenannten wissenschaftlichen „Erklärungen“ sind auch hier nur verfeinerte „Beschreibungen“ in der Bemühung um eine wenigstens vordergründige Kausalität. Wie bei der Handschriftanalyse will man also nicht bei der Aufzählung beobachteter Einzel-

Wie Rosenfeld / OA Sulz 1848 Postort wurde

Von Rudolf Töpfer, Balingen (Schluß)

Zum **Bestellbezirk** der neuen Postexpedition Rosenfeld gehörten ab 1. 8. 1848 die Orte Binsdorf, Bickelsberg, Brittheim, Leidringen, Isingen und Rothenzimmern. Die **Amtsboten** aus diesen Orten brachten abgehende Postsendungen mit nach Rosenfeld zur Post und nahmen dort eingegangene Postsendungen mit in ihre Heimatorte. **Postboten** gingen hier damals noch nicht „aufs flache Land“.

Offenbar vom Eröffnungstage an (1. 8. 1848) war bei der Postexpedition Rosenfeld der hierneben abgebildete **Zweikreisstempel** (Type I) in Gebrauch (anfangs in blauer Stempelfarbe), da er dem Verfasser auch mit Datum vom 10. NOV. 1848 vorliegt. Da die Zweikreisstempel erstmals 1847 aufgekomen sein dürften, handelt es sich im vorliegenden Fall mithin um einen recht frühen Zweikreisstempel.



Die Situation auf dem Heuberg um 1850

Recht interessant ist der Inhalt einer Abhandlung von Forstrath Dr. Gwinner in Stuttgart, die unter dem Titel „**Der Heuberg**“ im Dezember 1850 im „Amts- und Intelligenzblatt für die Oberamts-Bezirke Balingen, Sulz und Oberndorf“ veröffentlicht worden ist. Es heißt dort, daß der größere Teil des (Großen) Heubergs damals zum Oberamt Spaichingen, ein kleinerer Teil zum Oberamt Balingen und das sogenannte Hardt zum Oberamt Tuttlingen gehörte. Auf dem Heuberg habe man gegen ein rauhes Klima und weniger dankbaren Boden anzukämpfen, außerdem herrsche angestammte Armut und Erwerbslosigkeit. Viel rauher, stürmischer, kälter und wasserärmer als in den zum Teil tief eingeschnittenen Tälern sei es auf dem Plateau. Von einer Fabrikfähigkeit könne in dieser von der Natur so wenig begünstigten und bis auf die neueste Zeit auch vom Weltverkehr so ziemlich abgeschnittenen Gegend kaum die Rede sein und selbst die Hochöfen und Hammerwerke zu Harras und Bärenthal waren vor 12 Jahren wieder eingegangen, weil die weite Beifuhr des Eisenerzes den Betrieb zu wenig begünstigt haben. Viele Heuberger suchten dagegen im Sommer auswärts, selbst im Elsaß und in der Schweiz, Arbeit als Maurer und Weißputzer. Den Winter über beschäftigte sich die ärmere Bevölkerung mit Stricken, Spinnen und Weben, so weit nämlich fremde Handelsleute oder größere Fabrikanten Aufträge ver-

gaben, was freilich sehr zufällig, im günstigsten Falle aber zur Sicherung einer erträglichen Existenz weit nicht ausreichend sei. In dieser Unzulänglichkeit der Beschäftigung im Winter läge auch die tiefste Ursache der Not. Andererseits sei nicht zu verkennen, daß auf dem Heuberg der **landwirtschaftliche Betrieb** hätte allmählich verbessert werden können, aber manches zu wünschen übrig bliebe und noch vieles geschehen könnte und sollte. Dazu gehöre insbesondere die kunstgerechte Be- und Entwässerung der Wiesen. Obwohl der **Waldreichtum** groß und die Holzpreise nieder seien, wäre auch hier noch vieles zu verbessern, vor allem müsse man bei Holzbieben an steilen Gebirgshängen äußerst behutsam sein und die im Laufe der Zeit kahl gewordenen Stellen allmählich wieder in Holzwuchs bringen (heute Landschaftsschutz genannt). Leider fehle es häufig sowohl an der erforderlichen Sachkenntnis als auch an der Eignetheit, Mühen und Kosten aufzuwenden, obwohl diese einst lohnenden Zins tragen würden. Eingebürgert habe sich die **Strohflechterei**. Flechten könne jedermann, selbst das kleinste Schulkind, auch auf dem Gang zu und von der Schule. In Spaichingen würden Taschen, Hüte, Körbe von zur Zeit 38 Personen angefertigt und selbst im Ausland abgesetzt. Das **Granatenbohren** (gemeint ist der sogenannte böhmische Granat) übe man in verschiedenen Gemeinden aus, so auch in Geislingen. Durch Vermittlung des Kaufmanns Wolber in Balingen würden Rohgranaten aus Böhmen bezogen und an die Arbeiterinnen abgegeben, die von 1200 Stück Rohgranaten 1000 Stück gebohrte Granaten abzuliefern hätten. Zum Bohren benutze man einen Diamant und einen Apparat. Leider aber greife der Quarzstaub Augen und Lungen an, weshalb man diese Arbeit ohne Gefahr für die Gesundheit nur einige Jahre ausüben könne. Zudem unterliege der Bezug der Rohgranaten manchen Zufälligkeiten und der Absatz der Fabrikate dem Wechsel der Mode. Mehr Beachtung verdiene die **Fabrikation von Schwarzwälderuhren**, doch fehle es hier an einem geordneten kaufmännischen Betrieb. Hausierer seien nur auf ihren Vorteil bedacht; sie würden Waren jeder Gattung aufkaufen und um jeden Preis absetzen, wodurch die in Württemberg gefertigten Uhren im Ausland zum Teil in Mißkredit gekommen wären und ihr Absatz ins Stocken geraten sei. Weiter müsse man auch die **Anfertigung von Holzwaren** nennen, wie Schachteln, Zündhölzer, Kapseln, Kinderspielwaren (Oberdigisheim),

Rechen und Gabeln (Wehingen, Egesheim, Reichenbach usw.), Särgen (Aldingen) und anderen Produkten. Aufs neue in Schwung gekommen sei das **Sticken von Vorhängestoffen**. Die Stoffe und die erforderlichen Zeichnungen würden aus der Schweiz geliefert und dann Sommer und Winter hindurch vom weiblichen Geschlecht bestickt, selbst von Kindern bis zum achten Lebensjahre herab. Die Vermittlung geschehe durch Kaufleute in Balingen, Winterlingen und anderen Orten. In verschiedenen Oberamtsbezirken seien Tausende fleißiger Hände mit dieser Tätigkeit beschäftigt. Dem Vernehmen nach begannen nun auch württembergische Fabrikanten damit, die Vorhangstoffe selbst zu liefern. Einer weiteren Ausdehnung fähig seien die **Strumpf-, Manchester-, Baumwollen- und Seidenwebereien**, die sich längst zu Ebingen, Balingen, Spaichingen, Tuttlingen, Rottweil usw. etabliert und auch auf die Heubergsorte ausgebreitet hätten. Dringend wäre die **Erleichterung des Verkehrs** mittels neuer oder verbesserter Straßenanlagen auf dem Heuberg, wenn auch durch den **Bau der Gosheimer und Ebinger Steigen** bereits viel gewonnen worden sei und die **Lochensteige in Aussicht** stehe. Die Vollendung eines zweckmäßigen Straßennetzes hätte auch für den Absatz von Frucht und Holz unberechenbaren Wert.

Der ausgangs 1847 neu eingerichtete Postkurs von Oberndorf über Rosenfeld nach Balingen und im Zusammenhang damit die Erhebung der von den Postwagen befahrenen Landstraße zur Poststraße dürften der verkehrlichen Erschließung dieses Teiles des Heubergs, des sogenannten „Kleinen Heubergs“, mithin förderlich gewesen sein.

Der Schneeball Viburnum opulus



Der ästige, 4 Meter hohe Strauch besitzt unterseits weich-behaarte Blätter. Die weißen, selten rötlichen Blüten erscheinen in reichen Trugdolden. Die unfruchtbaren, fünfzipfligen Randblüten sind auffallend größer und überragen die fruchtbaren inneren und kleineren Blüten. Die giftigen, länglich-runden scharlachroten Beerenfrüchte haben einen roten Stein und hängen noch im Winter am Strauch. Die biegsamen, zähen Sprosse wurden früher zum Binden verwendet, daher auch der Name Schlingbaum. Eine verwandte Art ist der „Wollige Schneeball“ (*Viburnum lantana*), bei dem alle Blüten gleich groß sind und einen angenehmen Wohlgeruch ausströmen. Er wird auch im Garten gepflanzt. Fritz Scheerer

Der Balingener Volksfreund berichtete über das KZ Heuberg

(Schluß)

Tageseinteilung ist folgende: 6 Uhr Wecken, 6.30 Uhr Frühstück, 7 Uhr Antreten zum Arbeitsdienst (zurzeit Einebnen des alten Rosenlagers und Wegebauten auf dem Platz selbst) oder Bewegung auf dem Hof, 12 Uhr Mittagessen, 14 Uhr wieder Antreten zum Arbeitsdienst oder Bewegung im Hof, 18 Uhr Nachtessen, 21 Uhr Bettruhe. In der übrigen Zeit sind die Häftlinge auf ihren Stuben, wo sie sich beliebig beschäftigen können. Meistens spielen und lesen sie.

Die Bewachung. Zur Bewachung der 1900 Häftlinge sind 500 SA-Leute, sowie 60 Ulmer Schutzpolizisten in dem Lager. Täglich mittags 12 Uhr zieht die Wachparade mit klingendem Spiel durch das Lager. Die Wachmannschaften treten ihren 24stündigen Dienst an; ebensolang dauert die Ruhepause. Jeder Wachhabende trägt einen Karabiner. In den einzelnen Bauten sind besondere SA- und Polizeiwachen untergebracht, außerdem patrouillieren vor dem Stacheldraht ständig Posten. Andere Wachhabenden begleiten die

beim Arbeitsdienst Beschäftigten zu ihren Arbeiten.

Der Gesamteindruck der Besichtigung war, daß die Schutzhäftlinge, wie sie auch selbst anerkennen, durchaus menschenwürdig untergebracht sind. Die Häftlinge wenden sich auch selbst gegen die vielen über das Heuberglager im Umlauf befindlichen Nachrichten, die ihnen nicht nützen, sondern nur schaden können. Auf Ostern tritt ein Kommandantenwechsel im Lager ein. Der bisherige Kommandeur Major a. D. Kaufmann geht in seinen Zivilberuf nach Stuttgart zurück. Sein Nachfolger ist der nationalsozialistische Kreisleiter Oberleutnant a. D. Buck.

Die weiblichen Häftlinge. Weibliche Häftlinge gibt es auf dem Heuberg keine. Diese befinden sich in Gotteszell, wohin von Stuttgart, vom Frauengefängnis im Kasernengänge, etwa 40 Schutzhäftlinge gebracht worden sind. Im Frauengefängnis haben inzwischen viele der in Stuttgart verhafteten Dirnen Quartier bezogen.

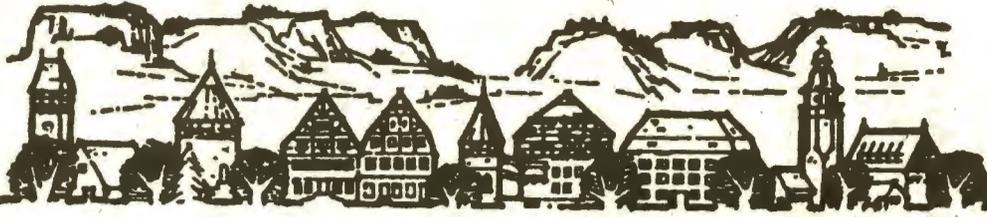
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 28

31. August 1981

Nr. 8

Von den Kapellen unserer engeren Heimat

Von Fritz Scheerer

An vielen Orten stand vor den Mauern der Stadt oder nicht weit von der dörflichen Siedlung entfernt unter schattigen Bäumen, vor allem unter Linden, eine trauliche Kapelle, die nicht für sich und einsam am Wege lag, sondern mehr oder weniger in altes, religiöses Brauchtum einbezogen war. Wie man sich den Bauergarten nicht ohne Rosmarin und Nelken, nicht ohne Rosen und Gelbveigelein denken konnte, so die Kapelle nicht ohne Linden. Die Linde gibt der Kapelle im Landschaftlichen die Dominante. Sie erhebt sich über ihr als schützender Riese.

Bei alljährlichen Prozessionen versammelte sich die Gemeinde (vielfach noch heute) im Schatten der Linden, wo der feierliche Segen gespendet wurde, wenn wogende Ährenfelder im Gold herübergrüßten. Dann fühlte man die Verbundenheit von Schöpfer, Mensch und Natur, von Leben und Arbeit. In der Regel trug die Kapelle ein Glöcklein, das hinein in den Abendfrieden und hinaus in die Morgenstille ertönte und dann beim frommen Beter „Im Gebet erschwingt das Herz/Und mir ist, als trügen Engel eine Seele himmelwärts“ (Viktor Scheffel).

Früher waren diese Kapellen weit zahlreicher als heute. Viele von ihnen sind abgegangen. So stand auf dem Bebbelt bei Balingen eine Ulrichskapelle, die nach der Zimmerischen Chronik um 1500 abgebrochen wurde und um die sich Sagen ranken. Ende des 19. Jahrhunderts fand man von ihr Mauerreste. Im Nordosten des Dorfes Erzingen wird die ehemals der Jungfrau Maria geweihte Kapelle heute als Schuppen, nach der Reformation als Schafstall, später als Fruchtkasten benützt. Von dem rechteckig spätgotischen Saalbau ist das spitzbogige Westportal noch erhalten, während die Fenster verändert und vermauert sind. Manchmal weisen auch Flurnamen auf frühere Kapellen hin. So heißt 1721 bei Ostorf eine Flur „bei des Wendels Häusle“, also bei einer Wendelinskapelle.

Zum Gebäudekomplex des Schloßgutes Oberhausen gehörte auch eine Kapelle, in der 1711 die Scheintrauung der berühmten Wilhelmine von Grävenitz mit dem Grafen Johann Franz Ferdinand von Würben durch den Tieringer Pfarrer stattfand. Diese Kapelle hatte aber schon im Mittelalter eine Vorgängerin, die vermutlich St. Christina geweiht war und um 1500 wahrscheinlich wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde.

Die **Wendelinskapelle** zu Heiligenzimmern (s. Bild) wurde 1626 erbaut, aber auch sie dürfte eine Vorläuferin gehabt haben, da ein Türsturz die Zahl 1508 trägt. Der hl. Wendelin, ein irisch-schottischer Königssohn, kam im 6. Jahrhundert nach Bliestal (Bistum Trier) und verbrachte als schlichter Hirte und Einsiedler sein Leben. Über seinem Grabe (gestorben 617) wurde die Stadt St. Wendel erbaut.

In Schwaben entstanden viele Wendelinskapellen. So findet sich in Tanneck eine Kapelle St. Wendelin, die 1848 neu errichtet und 1957 erweitert wurde. Sie enthält zwei schöne Plastiken aus der Zeit um 1460 und einige Ausstattungsstücke aus dem 18. Jahrhundert. Die Wendelinskapelle zu Trillfingen wurde 1764 vermutlich nach den Plänen des Haigerlocher Christian Großbayer errichtet. In das Rechteckschiff mit einbezogen ist ein halbrunder geschlossener Chor. Die Wände des Schiffs gliedern im Innern Pilaster, die eine Flachtonne mit Stichkappen tragen.

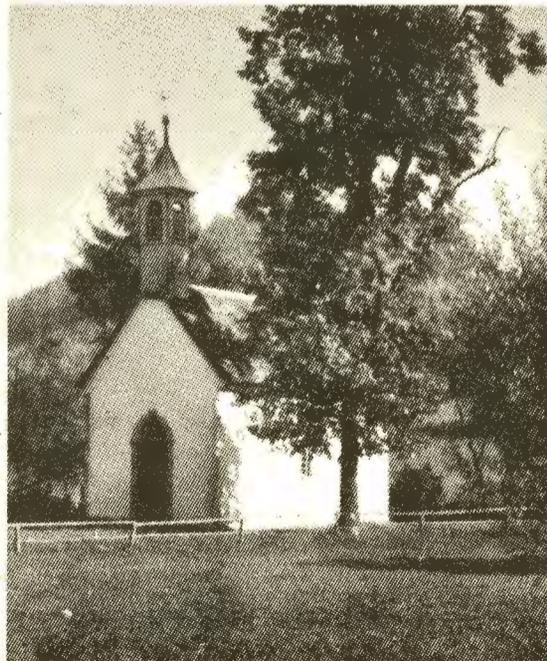
Am östlichen Dorfausgang von Weilheim bei Hechingen wurde 1728 eine kleine **Urbanska-**

pelle erbaut. Beachtenswert in ihr ist die Figur des hl. Urban aus der Zeit um 1440. Der Märtyrer und Papst Urban (222 bis 230) ist der Patron des Weinbaus. Ihm zu Ehren wurde hier eine Kapelle am Weg zu den einstigen Weilheimer Weinbergen im „Siegental“ erbaut. Der Weinbau ist zwar längst erloschen, doch die kleine Urbansplastik ist Zeuge, daß sich die Weilheimer Weinbauern verpflichtet fühlten, den Patron zu ehren.

Am südlichen Dorfe von Harthausen auf der Scher, wo sich in der Pfarrkirche auch ein Altarbild mit dem hl. Wendelin findet, steht die seit 1740 errichtete **Nothelferkapelle**. Sie ist einschiffig mit dreiseitig geschlossenem Chor und weist Ausstattungen aus der Erbauungszeit auf.

Die Kapelle auf dem Friedhof zu Schlatt, einst die Pfarrkirche des Dorfes, hat eine prächtige Lage. Sie ist ein mehrfach veränderter Bau. 1925 wurde in ihr ein auf Ende des 15. Jahrhunderts zu datierendes Freskofragment mit dem Martyrium der hl. **Katharina** aufgedeckt. Bis in die Neuzeit herein wird die Kapelle in das religiöse Leben der Gemeinde einbezogen, indem in ihr alle 14 Tage Gottesdienst gehalten wurde.

Die **Josephs-** oder **Wendelinskapelle** zu Rangendingen aus dem 16. Jahrhundert bildet das Gegenstück zur Dorfkirche jenseits der Starzel. Die Kapelle und der Kreuzweg werden von den Verwandten der Verstorbenen viel besucht. In einem Glasschränklein befindet sich eine kleine gotische Madonna mit Jesuskind. Die Kapelle soll zur Zeit einer Seuche nach glücklicher Abwendung entstanden sein. Als noch Weinberge in der Zelt „Kelterwie-



Die Wendelinskapelle bei Heiligenzimmern

sen“ waren, sollen auch Prozessionen zur Kapelle stattgefunden haben.

Ob die 1911 auf dem Eichberg bei Erlaheim errichtete Josephskapelle eine ältere Vorgängerin gehabt hat, ist nicht sicher. Es werden zwar 1513 „der von Erlen Ceppel“, 1557 „die Cappelin“ und 1610 „das Keppelin“ genannt, was sich aber wahrscheinlich auf die Ortskirche beziehen dürfte. Die Josephskapelle ist ein kleiner, im Stil der Zopfzeit gehaltener Zentralbau über oktagonalem Grundriß mit angefügtem Rechteckchor. Der Altaraufbau enthält ein Relief mit Darstellung des Todes des hl. Joseph.

Auf einem Hügel des 1843 vor das Dorf Dotternhausen verlegten Friedhofs (vorher Kirchhof) wurde 1886 die **St. Annakapelle** erstellt, die 1933 durch einen kleinen Neubau ersetzt wurde.

Bei **Obernheim** weisen etliche Kapellen auf eine kirchliche Haltung der Bevölkerung: St. Wolfgangskapelle, Bubenkapelle, Heiliggrabkapelle und das „Pilgerhäusle“ (die Heiligkreuzkapelle). Eine Heiligkreuzkapelle soll möglicherweise nach einem legendären Bericht bis zur Reformation gemeinsames Eigentum von Obernheim und Tieringen gewesen sein. Ein Marienbild sei immer wieder an seinen alten Standort zurückgekehrt, bis man ihm eine neue eigene Kapelle erbaut habe. Die neue Heiligkreuzkapelle wurde in den letzten Jahrzehnten öfters erneuert. Im Volksmund heißt sie im 18. Jahrhundert „Bilgenhäusle“, aus dem allmählich „Pilgerhäusle“ wurde. In der Reformationszeit, in der die Kirche in Händen eines Anhängers der neuen Lehre war, wurde in der St. Wolfgangskapelle durch Beuroner Kanoniker katholischer Gottesdienst gehalten. 1812 wurde diese Kapelle (auf dem Kirchbühl) abgebrochen. Die Bubenkapelle auf dem Markbühl wurde 1860 erbaut und der schmerzhaften Muttergottes geweiht. Auf dem Scheibenbühl errichtete die Gemeinde 1869 die Heiliggrabkapelle, zu der ein Stationsweg führt. Die Kapellen enthalten einige bäuerliche Plastiken.

Die heutige **Ottilienkapelle** mit ihren Linden zu Weilen unter der Rinne an der Straße nach Ratshausen ist vielleicht der Rest einer dort abgegangenen Siedlung und war ursprünglich eine Marienkapelle. Neben ihr entspringt der Ottilienbrunnen, dessen Wasser man noch im 19. Jahrhundert zur Heilung von Augenleiden holte. Ein Teil der Figuren des Hochaltars der Weilener Pfarrkirche befand sich bis 1923 in der Ottilienkapelle.

Die Heiligkreuzkapelle bei **Hechingen** (s. Bild) zählt zu den ältesten. Sie wurde um 1403 durch den Grafen Friedrich, den Öttinger, auf dem Friedhof errichtet. Noch heute grüßt ihr Glöcklein den sich nahenden Trauerzug. Um ihre Entstehung wob sich der Sage zartes Band. Es ist die Sage des „Höllischen Schusses“ der durch Zielen auf den Heiland am Kreuze erlangten zielsicheren Kugel. Näheres darüber siehe Heimatkundliche Blätter Mai 1981. Von den drei wertvollen alten Kreuzfixen ist das sogenannte „Astkreuz“, das Kreuz als Lebensbaum, bemerkenswert. Bei Prozessionen in der Bittwoche ist die Kapelle Station der Gemeinde Stetten.

Neben der Heiligkreuzkapelle auf dem Geislinger Friedhof (s. April 1981 in den Heimatk. Blättern) werden noch die Schloßkapelle und 1490 ein weiteres „Cäppelin“ erwähnt. Als 1851 nach den Mißjahren die ersten vollen Erntewagen einfuhren, stiftete die Gemeinde

das „Herrgottshäuschen“ am Fuß der Sommerhalde. Zu dieser Kapelle führen zuweilen Öschprozessionen.

Die spätgotische, 1440 erstmals erwähnte **Siechenkapelle** mit prächtigen Linden (heute an der Tübinger Straße) zu Balingen befand sich ursprünglich im Nordosten der Stadt. Sie diente bis 1740 zu Gottesdiensten für die Auswärtigen des nahegelegenen Gutleuthauses. Es ist ein kleiner rechteckiger Bau, der von einem hölzernen Dachreiter gekrönt wird, der eine spitzbogige Tür und im Innern schön profilierte, gekoppelte Viereckfenster mit Maßwerk besitzt. Früher waren im Innern Wandmalereien.

Innerhalb der Stadtmauern befanden sich die Ölbergkapelle (1501 und 1508 erwähnt) und bis zum Bau der Stadtkirche (1443 begonnen) die **Nikolauskapelle**, in die Graf Eberhard III. 1412 einen Altar zu Ehren der Heiligen Sebastian, Barbara und Brigitta stiftete. Die Kapelle befand sich vermutlich an der Stelle der heutigen Stadtkirche und hatte mehrere Altäre.

Von besonderer Bedeutung für die Stadt Binsdorf ist die 1626 von Kaspar Seeger gegründete **Lorettokapelle**. Um die Person Seegers ranken sich sagenhafte Berichte (s. Kreisbeschreibung Balingen S. 110), die hier nicht wiederholt werden sollen. Die Kapelle wurde öfters vergrößert und umgestaltet. Von ihrer Innenausstattung ist ein bekleidetes Madonnenbild aus dem 18. Jahrhundert bemerkenswert und Frühwerke des Augsburger Bildhauers Ignacius Verhelst. Mit 1678 ist ein Stifterbild mit der alten Kapelle im Hintergrund datiert. Binsdorfer Familien stifteten Votivtafeln und alte Ansichten der Kapelle. Zur Wallfahrt an Mariä Heimsuchung (seit 1923 am Sonntag danach) kommen viele Teilnehmer aus den umliegenden katholischen Gemeinden.

Eine bekannte Wallfahrtskapelle ist auf dem Schömberger **Palmbühl**, die von dem Richter und Baumeister Hans Geiger gegen den Willen des Pfarrers erbaut wurde. Sie kann in diesem Jahr ihr 350. Jubiläum begehen (s. Kreisbeschreibung Bd. II S. 748 und 764). Ihre reiche barocke Ausstattung wird dem Schömberger Altarbauer Urban Faulhaber (1711-1789) zugeschrieben. Neben der Kapelle steht das Bruderhaus, ein kleines Wohnhaus, für die seelsorgerisch zu versorgende Wallfahrtsstätte



Die Heiligkreuzkapelle bei Hechingen

durch Franziskaner, die vom 1. Mai bis 31. Oktober hier anwesend sind. Die Wallfahrer stammen zum größten Teil aus dem Umkreis von 20 km.

Auf einem Bergkegel bei Salmendingen liegt weithin sichtbar die **Kornbühlkapelle**, auch Salmendinger Kapelle genannt, eine Wallfahrtskapelle aus dem 16. Jahrhundert (s. Heimatk. Blätter 1980 S. 251). Bemerkenswert ist der Renaissancealtar aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts und im Antependium ein Holzrelief mit der Darstellung der Fußwaschung (1762), möglicherweise eine Arbeit von J. Christian. Die Kapelle ist St. Anna geweiht.

Alle diese Stätten laden zur Einkehr ein, zu beschaulichem Sinnieren und fürbittendem Gedenken. Die Besucher der stillen Heiligtümer sollen hier einen Hauch des in der Kapelle fortlebenden frommen Geistes der Stifter verspüren und dann eine Bereicherung ihres Lebens mit fortnehmen, denn diese Kapellen sind ein Ausdruck volkstümlicher, heimatverwurzelter, schöpferisch-religiöser Tätigkeit.

weiler („Petinwilare“) einen Hof und mehrere Güter inne. Hans Jänichen vermutete, daß dieser Hof identisch sei mit dem Hof Gettenweiler, der um 1400 abgegangen ist und an der Markungsgrenze Nusplingen/Unterdisgisheim lag. Der dort 1461 erwähnte Flurname „Steinmauren“ bezieht sich wahrscheinlich auf Hofreste. Andere suchen diese Siedlung bei Viltsingen.

In **Digisheim** (wahrscheinlich Oberdigisheim) war 768 ein reicher Herr namens Amalbert begütert, der auch in der Baar großen Besitz hatte. Er schenkte dem Kloster St. Gallen acht servi (Hörige) mit ihren Familien (Frauen und Kinder, mindestens 20 Personen) samt ihren Huben. Die Personen sind namentlich genannt: Waltharius, Lallo, Panzo, Zutto, Anno, Nuno, Tuto und Utrihho. Die Schenkung dürfte den größten Teil der Bewohner und der örtlichen Güter zu Digisheim umfaßt haben. Als Zeuge ist ein servus Paldrich aufgeführt (UB St. Gallen 1, 51.).

In **Buchilerperc** (Bickelsberg) schenkte 782 ein gewisser Otger dem Kloster sein gesamtes Gut. St. Gallen hat wohl durch das Lehenswesen in den beiden folgenden Jahrhunderten diesen Besitz wieder verloren. Auch im benachbarten **Brittheim** konnte das Kloster Besitzungen erwerben, denn ein vermutlich dem Hochadel angehörender Wolfhart schenkte im selben Jahr seinen gesamten dortigen Besitz.

2 km oberhalb Schömberg bei der 2. Schlichemühle lag **Holzheim**. Im Jahr 785 schenkte ein gewisser Anselm dem Kloster St. Gallen in Holzheim („Hoolzhaim“) mehrere Äcker und Wiesen und dazu den Wald „Laha“ beiderseits der Markungsgrenze Ratshausen/Weilen. Bei der Ottilienkapelle wurden schon mittelalterliche Siedlungsreste gefunden, die wohl auf diese Siedlung zurückgehen zu der wohl auch der Burgstall „Heidenschlöble“ gehörte. Nach 1200 werden Burg und Siedlung abgegangen sein.

Fortsetzung folgt

Das Kloster St. Gallen als Grundherr in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

Die ersten Nachrichten von einer Grundherrschaft des Klosters St. Gallen in unserer engeren Heimat sind im Urkundenbuch der Abtei St. Gallen enthalten, herausgegeben von Hermann Wartmann, Zürich 1863 (im folgenden abgekürzt UB St. Gallen).

Das Kloster St. Gallen ist neben Reichenau und Hirsau ein Mittelpunkt christlicher Bildung im alamannischen Raum. Im 6. und 7. Jahrhundert verkündeten hier irische Mönche das Christentum. Der erste war Fridolin, der 538 in Säkingen seine Zelle errichtete. Kolumban und sein Schüler Chaillech, wie ihn seine irischen Landsleute und seine Mitschüler im hochberühmten Kloster Bangor nannten, der spätere Gallus, kamen an den Züricher See und den Bodensee. Die beiden gegensätzlichen Naturen trennten sich aber bald. Kolumban zog nach Oberitalien, während Gallus über Arbon und die Steinach aufwärts bis zum heutigen St. Gallen kam, wo im Jahr 612 noch eine Wildnis war. Hier baute er sich eine Einsiedelei, und bald scharten sich einige Jünger um ihn, die neben gemeinsamem Gebet und Feldarbeit auf den kargen Äckern den christlichen Glauben in der Gegend verbreiteten.

Gallus ist um 645 gestorben. Um sein Leben ranken sich viele Legenden, unter anderem auch jene Wundergeschichte mit dem Bären, der auf Befehl des Heiligen ganz zahm Holz herbeigeschleppt haben soll zum Bau der

Mönchsklausen (s. unten Bär im Frommerner Wappen). Bei dem Grabe des Heiligen erstanden um 720 unter Abt Ottmar das Kloster und später die Stadt St. Gallen. Durch Stiftungen und Erwerb gelangte das Kloster sehr früh zu einer bedeutenden Grundherrschaft, die sich auch auf unser Gebiet erstreckte. Um 700 hatte sich der größte Teil der Bevölkerung unserer Heimat zum Christentum bekannt, das bereits in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts bei den Herren Wurzel geschlagen hatte. Schon 735 hatte das Kloster St. Gallen bei uns in **Petten-**

Lehrer aus Schömberg im 19. Jahrhundert

Von Alfons Besenfelder, Schwäbisch Hall

Vorbemerkung: Herr Rektor i. R. Alfons Besenfelder, geb. am 9. 11. 1905 zu Schömberg, hat in mühevoller Arbeit die Lehrer des 19. und 20. Jahrhunderts, deren Wiege in Schömberg stand, aus Archiven zusammengetragen. Dabei konnte er sich für das 19. Jahrhundert auf Vorarbeiten des am 3. 6. 1883 in Schömberg geborenen Oberlehrers Hermann Eha stützen und dessen Manuskript um das 20. Jahrhundert ergänzen. Von diesen umfangreichen, überaus interessanten Aufzeichnungen soll in folgendem das Wichtigste über die vielen aus Schömberg stammenden Lehrer des 19. Jahrhunderts wiedergegeben und da-

bei die Versippung der alten Schömberger Geschlechter herausgestellt werden.

Die Schriftleitung

Von 1816-1835 „schulte“ in Schömberg der Vater der Großmutter Hermann Eha, **Melchior Besenfelder**. Er war zugleich Mesner, Lehrer, Buchbinder und Weber und hatte auch eine kleine Landwirtschaft. Ob er in einem besonderen Kurs für das Lehramt ausgebildet wurde, ist nicht bekannt. Auch sein Sohn Jakob wurde Lehrer.

Melchior Besenfelder wurde am 31. 12. 1776 geboren und starb am 26. 1. 1860. Er war in 1. Ehe mit Rsoina Söll, einer Tochter des Stadt-

schultheißen Söll, der aus Rottenburg stammte, verheiratet. Aus dieser Ehe stammte die Tochter Philippine, die die Stammutter des Ehageschlechts wurde. In 2. Ehe war Melchior Besenfelder mit Franziska Wagner von Harras verheiratet. Sehr interessant ist im Urbar des Pfarrarchivs, was der Ortschronist über die Verhältnisse des damaligen Schulwesens und über Melchior Besenfelder schreibt: „1860 den 27. Januar starb Mesner Melchior Besenfelder im Alter von 83 Jahren. Er bekleidete 66 Jahre, seit 1796 den Mesnerdienst, anfangs für seine Mutter, nachher selbständig. Er war mit allen Kirchenbräuchen sehr bekannt, auch sehr fleißig, versah auch von 1817 bis 1832 den Schuldienst 2. Klasse als Unterlehrer, zur Zufriedenheit der ganzen Gemeinde und seiner Vorgesetzten . . . Er nahm den Ruhm eines braven Bürgers in das Grab. Sein Sohn Stephan übte das Amt des Palmbühmners aus. Als solcher legte er das Eschenronnell der Palmbühlkirche an“.

Unter den Schömberger Lehrern des 18. Jahrhunderts findet sich ein **Josef Wuhner** (1774 Schule übertragen), und ein **Christof Hofer** (1769-1809 an der Schule), ein **Karl Mager**, ein **Ignatz Grötzinger** (gest. 1820) und ein **Johann Josef Riedlinger** (alte Schömberger Namen). Aus dem Geschlecht der Hofer wurde auch der Sohn Fidel Eduard und wieder dessen Sohn Karl Hubert (geb. 1824, gest. 1907) Lehrer. Letzterer bezog ein jährliches Gehalt von 300 fl. und 48 fl. Hauszins. Sein Großvater bezog pro Woche um 1769 1 fl. Hubert war ein frommer und guter Mann, dem aber die Schömberger Buben, als er alt war, mit ihren Unarten das Leben verbitterten. Mit ihm starb das Geschlecht der Hofer zu Schömberg aus.

Eine angesehene Lehrerpersönlichkeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts war der **Wuhner-Paule**, er „in Ewigkeit Provisor“ war (geb. 1804, gest. 1874). Das Rechnen lernte er seinen Anfängern in Reimen („Eins ist der halbe Teil von zwei, zweimal eins ist zwei“ usw.).

Mager Engelbert, Zeichenlehrer in Schwäb. Gmünd 1870-1913, 1905 Professor, wurde als 12. Kind des Kreuzwirts Konrad und seiner 2. Ehefrau Maria geb. Henne von Deilingen am 30. Oktober 1849 in Schömberg geboren. Die Jahre 1847 bis 1857 waren infolge starker Regengüsse mehr oder weniger Hungerjahre auf dem Heuberg. „Dieser Heimsuchung verfiel auch die Familie Konrad Mager“. An „Nervenfieber“ starben damals viele Einwohner, so auch die Mutter und der Vater des kleinen Engelbert. Stadtpfarrer Wahl, später Dekan, nahm sich des Waisenknaben an (8 Jahre alt) und brachte ihn in die Staatswaisenanstalt Weingarten, wo er eine vorzügliche Erziehung genoß. Der begabte Junge wurde dem Lehrerberuf zugeführt. Im nahen Schörzingen war er zwei Jahre Provisor. Hervorragend waren seine Zeichenkenntnisse. Er wurde Zeichenlehrer am Lehrerseminar Schwäb. Gmünd und den beiden Taubstummenanstalten. Er leitete Zeichenkurse, beteiligte sich an Ausstellungen, redigierte Zeichenschriften und schrieb zahlreiche Broschüren. Vielseitig waren seine literarischen Betätigungen. Im Verlaufe seiner Tätigkeit wurde er mit verschiedenen Medaillen und Orden ausgezeichnet. Mit seiner Tochter Antonia, die Lehrerin war, stiftete er das Marienbrunnle auf dem Palmbühl. Die Gmünder Zeitung widmete ihm bei seinem Tode (18. 10. 1926) einen ehrenden Nachruf, wie auch der „Schwarzwälder Volksfreund“, Rottweil.

Die Tochter Antonia war Lehrerin in Waldhausen bei Gmünd. In den „Feierstunden, Gedichte schwäbischer Lehrer und Lehrerinnen“, Verlag Paul Christian, Horb a. N., veröffentlichte sie 1926 Gedichte. Auch andere Nachfahren waren Lehrer (Enkel Engelbert, dessen Vater Alfons). Auch Kinder Engelberts setzten die Lehrertradition fort.

Mager Franz Sales, geb. 16. 1. 1850 als Kind des Bauern Benedikt Mager und der Magdalene Schmidberger, erhielt seine Ausbildung am Lehrerseminar Gmünd. Er war Lehrer bei Mergentheim, in Reichenbach auf dem Heu-

berg und in Moosburg in der Nähe des Federsees. Seinen Ruhestand verlebte er in Waldsee, wo er am 26. 11. 1919 starb.

Bernhard August, geb. 22. 2. 1863 als Sohn des Sonnenwirts Bernhard. Seine Ausbildung erfolgte am Lehrerseminar Gmünd. Seine 2. Stelle war Lauterach an der Großen Lauter. Der Junggeselle wird als Original geschildert, seine Schwester Philippine führte ihm den Haushalt. Einmal trat einer seiner Unterlehrer den übertragenen Dienst zu spät an. Diesen begrüßte er mit folgenden Worten: „Philippine! Jetzt ist des Male do, bring da Tazensteckara, der kriegt vier Tatza, weil er z'spät komma ist“. Hernach führte er den Neuangekommenen ins Kosthaus (Wirtshaus). Vor ihnen ging eine Dorfschöne und nahm ihren Rock etwas gerafft zur Seite. Da rief er ihr zu: „Marie, loßt glei dein Rock falla, glaubst du, du dürftest em nuei Provisor schon am ersta Tag deine Wada seha lau“!

Ströbel Johann, geb. 5. 1. 1854, Bruder von Albert Ströbel, Steinmetzmeister auf der Ägat - Eggart - erhielt seine Ausbildung auch in Schwäb. Gmünd. Eine ständige Stelle hatte er Ehestetten, Hussenhofen (bei Gmünd) und in Rottenburg. In Hussenhofen ertranken ihm und seiner Ehefrau aus Ittenhausen in der Rems zwei Buben beim Baden. Johann Ströbel starb am 6. 9. 1921 an Ruhr in Rottenburg. Er hinterließ eine zahlreiche Familie (8 Kinder) (Paul, Steuerberater; Emil, Finanzamtsvorstand in Nürtingen; Georg, Kaufmann in Zuffenhausen; Hans, Stadtpfleger in Rottenburg; Lina, verheiratet mit dem Medizinalrat Raether in Düsseldorf, zwei Kinder sind erwachsen gestorben). Ströbel brachte am Ende der 80er Jahre das 1. Fahrrad, ein Hochrad mit Vollgummi, nach Schömberg.

Die folgenden 6 Lehrer, geboren 1869, 70 und 71, verdanken ihren Beruf Jordan Riede, Oberlehrer, geb. 4. 12. 1850 in Ratshausen, verheiratet mit Genovefa Eha, Tochter des Zollwirts Lous Eha. Jordan Riede war von 1882-1888 Oberlehrer in Schömberg. 1888 kaufte er von Präparandenlehrer Habermann in Saulgau die Präparandenanstalt, in der dann zusammen mit zwei Unterlehrern Knaben für die Seminare vorbereitet wurden. Es war ein strenges Internat.

Koch Johann, geb. 18. 3. 1869 in Schömberg in der oberen Mühle, war Provisor in Grünmettstetten und Offingen, Unterlehrer in Kirchheim/Teck. Seine 1. ständige Stelle war in Rot a. d. Rot, wo er seine musikalischen Fähigkeiten auf der alten Klosterorgel zeigen konnte. 1911 übernahm er eine Stelle in Biberach/Riß, seinen Ruhestand verbrachte er in Schömberg.

Vogel Josef, geb. 1. 3. 1869 in der „Oberen Schmiede“ in der Nähe des alten Schulhauses. Seine Ausbildung erfolgte im Seminar Saulgau. Er hatte eine Lehrerstelle in Markelsheim bei Mergentheim, dann an der Konfessionsschule Backnang (Diaspora) und 36 Jahre in Hüttlingen Kreis Aalen. Der Ehe, auch mit einer Frau aus Ittenhausen (wie Ströbel), entsprossen 7 Kinder: Ein Sohn Pfarrer in Eutingen (Horb), einer Rektor des Missionsseminar Graz, eine Tochter Oberlehrerin in Vollmaringen (Horb), ein Sohn Missionsschreiner in Südafrika, eine Tochter Damenschneiderin in Ellwangen und der jüngste Sohn Gutsverwalter in Horb. „So sind die Schömberger Vögel in alle Welt geflogen und haben sich überall bewährt“.

Riedlinger Karl, geb. 18. 11. 1869, Sohn des David Riedlinger in der „Hinteren Gasse“. Auch er kam zum Lehrerberuf und war Provisor in Hirrlingen und Schussenried. Schon mit 24 Jahren erhielt er eine ständige Stelle in Dotternhausen. Dasselbst verheiratete er sich mit der Schwester des dortigen Pfarrers Adis. 1903 kam er an die Stöckachschule in Stuttgart. Von einem schweren Lungenleiden suchte er Heilung in Davos, starb aber dort um die Weihnachtszeit 1914.

Seifritz Jordan, geb. 22. 5. 1870, Bruder von Ägat-Jakob. Er war Provisor in Deilingen, wo er seine Frau kennenlernte, später Unterlehrer in Ehingen a. d. Donau. Seine 1. ständige Stelle bezog er 1898 in Tiefenbach am Federsee, seine 2. ständige Stelle war Nendingen bei Tuttlingen. Er trieb leidenschaftlich Familien-

Biozentrische Landschaftsdeutung

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

(Schluß)

Bei biozentrischer Landschaftsdeutung: „Das Matterhorn! Welch imponierendes Niveau der Form inmitten einer grandiosen Hochgebirgsszenerie! Welche Erhabenheit, die die Menschen immer wieder begeistert und Wunder des Lebens im Fels entdecken läßt! . . . Klages gibt in seinem „Kosmogonischen Eros“ selbst ein „biozentrisches“ Beispiel. Er schreibt: „Hundertmal kann ich den Wald vor meinem Fenster gesehen haben, ohne etwas anderes als eben das Ding zu erleben, das auch der Botaniker meint. Aber einmal, während es flammt in den Glutten der Abendsonne, vermag mich der Anblick meinem Ich zu entreißen, und da schaut meine Seele plötzlich das Urbild des Waldes.“ Daß man diesem ganz verschieden, biozentrisch und logozentrisch begegnen kann, ließe sich auch mit dem Hinweis belegen: „Den Kunstmaler freut das schöne Waldmotiv; der Förster zählt die Festmeter!“

Man darf natürlich nicht annehmen, daß Klages die üblichen Definitionen von „Geist“ nicht gekannt hätte. Wenn er vom „Geist als Widersacher der Seele“ spricht, dann ist ihm „Seele“ der Inbegriff der Vitalenergie des Menschen, an deren Kräften der das Leben dann doch verfeinernde Geist bei der sogenannten „Vergeistigung“ zehrt. Geist, so aufgefaßt, mindert die vitalen Triebe; er ist autonom und wirkt aus eigenen Gesetzen. Er stört die Harmonie und Fruchtbarkeit des Organischen. Die „Seele“ als Regulativ der Triebe und gewisser Nöte des Menschen ist universeller, über weite Räume und Völker hinweg typisch ähnlich reagierend. Bei der sogenannten „Trichotomie“, bei der Dreiteilung in der Gliederung der Menschennatur nach Leib, Seele und Geist ist die Seele die Brücke zwi-

schen Stoff und Geist. Als „Widersacher der Seele“ und deren Vermittlerfunktion würde der Geist am „toten Stoff“ nur schwer angreifen können. Im engsten Bezirk ist mit „geistigem Widersachertum“, also der eisige Verstand gemeint, der warme, vermittelnde Seelenregungen unterbindet.

Bei der Landschaftsdeutung ist man über das reine Beschreiben mit Ciceros „ubi bene ibi patria, wo es mir gut geht, ist mein Vaterland“ schon hinausgekommen. Im Wort „Elend = eiland, Ausland“ begegnet uns aus schmerzlich empfundenem Mangel die Wertschätzung einer intakten Heimat. Goethes Wort: „Jeder Bär brummt nach seiner Höhle“ weist auf den Wurzelbereich des Regionalen und damit auf den hohen Wert des Heimatlichen hin. Zugleich wird so ein Wort von M. Scheler illustriert: „Jedes Individuum trägt die Struktur seines Milieus mit sich herum“. Die Natur erkennen wir als Einheit in der Vielheit. Was in geheimnisvollen metaphysischen Tiefen wurzelt, ist über trennende Wertordnungen wie „Biozentrik“ und „Logozentrik“ ziemlich erhaben. Denn diese Betrachtungsweisen erkennen wir als Aspekte, die sich nicht unversöhnlich ausschließen.

Das Leben pflegt kein Idyll zu sein; der Geist hat seine Härten: Die Landschaft ist voller Probleme, wissenschaftlich als ständiges Forschungsobjekt, menschlich als anspruchsvolle Nahtstelle von Tradition und Moderne. Gelingt es, die Flamme von ihrer Aschendecke zu befreien, dann wird aus der Betrachtung und Betreuung der heimatlichen Landschaft ein beglückendes Erlebnis des Göttlichen, weil Bios und Logos hier innig zusammengefundnen haben.

kunde von Schömberg. Die Sammlung kam in den Besitz seines Sohnes, Zahnarzt Dr. Eugen Seifritz in Mühlheim/Donau. Kinder: Leo, Jugendamt Tuttlingen; Beda, Notar in Wangen/Allgäu; Pia, verheiratet in Gosheim, Hilde in Tuttlingen.

Lander Matthäus, geb. 20. 9. 1817. Seine erste ständige Stelle erhielt er 1897 in Kirchen Kreis Ehingen. Lander war ein fleißiger Lehrer und Kirchenmusiker. Er gründete in Kirchen einen Gesangverein. Auf seiner letzten Schulstelle war er nur kurze Zeit (Munderkingen). Er starb 1937.

Öchsle Adolf, geb. 18. 11. 1871, Sohn des Matthias Öchsle, Bauer, und der Maria, geb. Schiller. Seine 1. ständige Stelle war in Waldhausen bei Riedlingen, wo er sich 1897 mit der Tochter eines Holzhändlers, Agnes Kraker, verheiratete. Der Ehe entsprossen 3 Söhne, von denen zwei in den beiden Weltkriegen fielen. Schon mit 31 Jahren starb er in Kirchberg a. d. Iller, der Heimat seiner Frau.

Hermann Eha ist am 3. 6. 1883 in Schömberg als Sohn des Richard Eha und dessen Ehefrau Elisabeth Zamboni geboren. Sein Elternhaus stand auf der Egart („Ägat“). Hermann besuchte die Schömberger Volksschule und die Präparandenanstalt Saulgau. Als er Seminarist in Saulgau war, hatte er immer Heimweh

nach Schömberg. Er war Lehrer in Dettingen bei Ehingen. 1950 wurde er pensioniert. Der Ehe mit Emilie Goll entsprossen 5 Kinder. Der Sohn Thomas und die Tochter Elisabeth wurden Lehrer. Der Sohn Hermann kam bei einem Flug im 2. Weltkrieg nach Schottland nicht mehr zurück. Ein Bruder von Hermann Eha wurde Pfarrer in Geislingen bei Ellwangen. Drei Töchter von Thomas (Gunthild, Ruth und Marianne) wurden Lehrerinnen.

Johann Chrsostomus Besenfelder ist am 21. 1. 1820 in Schömberg geboren, heiratete am 5. 5. 1857 in Eutingen bei Horb Theresia Scheerer. Sehr wahrscheinlich war er Lehrer in Eutingen. Später ist er Lehrer in Huldstetten bei Riedlingen. Sein Großvater war Joseph Besenfelder, Bäcker.

Es wurde versucht, die einzelnen aus Schömberg stammenden Lehrer des 19. Jahrhunderts als Persönlichkeit darzustellen. In dem Städtchen Schömberg, das noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nie über 1700 Einwohner hinauskam, war wohl ein Mittelpunkt eines großflächigen Hinterlandes. Es blieb aber nicht aus, daß die Geschlechter der alteingesessenen immer mehr oder weniger miteinander in verwandtschaftliche Beziehungen traten. Auch dies wollte der Verfasser an einigen Beispielen zeigen.

Sonnige Wacholderheiden um Ebingen

Als Standorte zahlreicher interessanter Pflanzenarten

von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch und Georg Meyer

In den nach Süden, Westen oder Osten abfallenden windstillen Hängen um Ebingen zieht sich ein teilweise nur 20 m breiter Wacholderstreifen zwischen Bebauungsgrenze und Waldgrenze hin. Die Hangneigung beträgt etwa 17 bis 20 Grad. Die Weißjura-Schichten bilden den Gesteinsuntergrund. Die Schichten bestehen aus hellgrauen Mergeln, die oft von mergeligen Kalkbänken durchsetzt sind. Die entsprechenden Böden sind sehr humusarm, aber etwas toniger und feuchter als z. B. diejenigen im Weißjura.

Ausgesprochen trockene, stickstoffarme Rohböden bilden sich, wenn die oberflächigen Schichten durch starke Sonneneinstrahlung austrocknen und die Humusschicht abgebaut wird. Im allgemeinen folgt auf den sehr gering entwickelten Oberboden (A-/C-Horizont nach unten anstehend entweder Kalkgestein oder rohe Mergel. Die Wasserspeicherung in diesem flachgründigen Bodenprofil reicht normalerweise nicht aus, um einen wirklich kräftigen Baumbestand zu versorgen. Die Wald-bäume z. B. Eiche und Buche treten oft nur in Buschform auf. Die Böden sind somit weder für einen wirtschaftlichen Waldbau noch als landwirtschaftliche Flächen geeignet. Die Nutzung als Schafweide bot sich an. Ergänzend sei in diesem Zusammenhang bemerkt, daß die heutigen Schafweiden ein Mischbiotop zwischen echter Schafweide und einmähdigen Wiesen darstellen. Die Gründe für diesen Sachverhalt sind: Die einmähdigen Wiesen ermöglichen vielen Pflanzen keine Existenz mehr. Düngung oder Aufforstung der Wiesen sind hierfür die wichtigsten Ursachen. Durch den Rückgang der Schafhaltung in den Sechziger Jahren konnten die aus den Mädem verdrängten Pflanzen in die ursprünglich artenarmen Wacholderheiden ausweichen. Die Zunahme der Arten erklärt auch die Forderung der Naturschützer nach einer zeitweisen Einschränkung der Beweidung dieser Mischbiotope.

Die erwähnten Wacholderheiden sind Standorte zahlreicher interessanter Pflanzenarten. Robert Gradmann (Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb, 1950) hat für die Gesamtverbreitung der Albpflanzen einen nördlichen, mitteleuropäischen, südlichen, binnenländischen und atlantischen Verbreitungstyp unterschieden und die einzelnen Pflanzenarten diesem Verbreitungstyp zugeordnet. Im folgenden sollen wenigstens in Ansätzen aus der Vielfalt die bekanntesten in den Heiden vorkommenden Orchideenarten aufgeführt werden. Die Erwähnung einiger weiterer wärmeliebender Pflanzen, die zum südlichen und binnenländischen Verbreitungstyp gehören, ist Gegenstand des anschließenden Abschnitts (Die polwärtige Verbreitungsgrenze der südlichen Pflanzen zieht durch das Nord-

deutsche Tiefland; den binnenländischen Pflanzen ist gemeinsam, daß sie die Nähe der Meere meiden).

Von den Orchideen sind in den Wacholderheiden die Insektenorchis-Arten (Ophrys) wie z. B. Fliegenragwurz, Bienenragwurz und Hummelragwurz wohl die kostbarsten Blütenpflanzen. Diese täuschen mit ihren Blüten verschiedene Insekten vor. Relativ häufig verbreitet ist die Fliegenragwurz (Ophrys insectifera). Nach Durchzug einer Schafherde findet man in den Nähe von Wacholderbüschen noch gut erhaltene Exemplare. Dies liegt daran, daß die Schafe die Büsche und deren unmittelbare Nachbarschaft meiden. Die zu den Leitpflanzen der Heide und zum südlichen Verbreitungstyp gehörende Hummelragwurz (Ophrys fuciflora) ist in Ebingen nur selten anzutreffen. Das Helmknabenkraut (Orchis militaris), eine Pflanze des binnenländischen Verbreitungstyps, kommt an trockeneren Standorten vor, während das Gefleckte Knabenkraut (Orchis maculatus) die feuchteren Stellen bewohnt. An trockenen Standorten hat auch die Einknolle (Herminium monorchis) ihren Wuchs-ort. Relativ häufig anzutreffen ist die Mücken-händelwurz (Gymnadenia conopsea), die besonders sonnige Flächen bevorzugt. Die Sumpfwurz (Stendelwurz) kommt in zwei Arten vor, die beide in der Nähe von Gebüsch auftreten, und zwar als Braunrote- und als Breitblättrige-Sumpfwurz (Epipactus atrorubens bzw. helleborine). Auch das Große Zweiblatt (Listera ovata) und die Zweiblättrige Kuckucksblume (Platanthera bifolia) bevorzugen schattige Stellen an Gebüschrändern. Das weiße Waldvögelein (Cephalanthera alba) findet man unter eingestreuten Waldbäumen. Direkt am Waldrand treten manchmal das Rote Waldvögelein (Cephalanthera rubra) und die blattgrünlose zu den Fäulnisbewohnern gehörende Nestwurz (Neottia nidus-avis) auf. Wurzelpilze geben die aus dem Moder gesaugten Nährstoffe an die Orchidee weiter. Die Orchideengesellschaft stellt somit eine Assoziation von Arten dar, die in Trockenrasen, feuchten Wiesen bzw. feuchten Waldwiesen und Wäldern verbreitet sind. Bei einer Begehung Anfang Juli konnten in einem relativ schmalen Wacholderstreifen oberhalb der Georg-Büch-

ner-Straße neun der angegebenen Orchideen beobachtet werden.

Zu den Pflanzen, die neben den Orchideen die Wacholderheidelandschaft mitprägen und zum südlichen Verbreitungstyp zählen, gehören einige recht häufige Arten wie Zypressenwolfsmilch (Euphorbia cyparissas), Blaugras (Seslerie caerulea), Rindsauge (Bupthalmum salicifolium), Gefranster Enzian (Gentiana ciliata) und Flügelginster (Genista sagittalis), wobei das Rindsauge und das Blaugras in ihrer Verbreitung das Norddeutsche Tiefland nicht mehr erreichen. Sehr schön ist bei der Zypressenwolfsmilch die Anpassung an die sonnenbeschienenen Böden zu beobachten. Die schmalen Blätter bilden insgesamt eine kleine Fläche. Die Verdunstung durch die Blattoberfläche wird so wirksam herabgesetzt. Das dichtere Wurzelwerk kann durch seine beträchtliche Ausdehnung von entfernteren Stellen das Wasser heranholen. Einige andere Arten, z. B. Kugelblume (Globularia vulgaris)



Die in den Wacholderheiden relativ häufig vorkommende Fliegenragwurz (Ophrys insectifera)

und Echter Gamander (Tencrium chamaedrys), sind um Ebingen nur selten anzutreffen.

Von den binnenländischen Pflanzen sind Ästige Graslilie (Anthericus ramosus), Großblütige Braunelle (Brunella grandiflora), verschiedene Leinblattarten (Thesium), Schafschwingel (Festuca ovina) und die für die Heiden so typische Silberdistel (Carlina acaulis) noch häufiger anzutreffen. Schon seltener sind Küchenschelle (Pulsatilla vulgaris), Straußblütige Margarite (Chrysanthemum corymbosum) und Karthäusernelke (Diathus Carthusianorum). Recht selten ist der Rauhe Alant (Inula hirta). Die am Rande der Wohngebiete liegenden sonnigen Wacholderheiden sollte man erhalten und schützen, um gefährdeten Pflanzen- und Tierarten Gebiete zur Verfügung zu stellen, in denen sie überleben können, und um den Menschen, die in der unberührten Natur Entspannung suchen, die nötigen Erholungsräume zu sichern.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

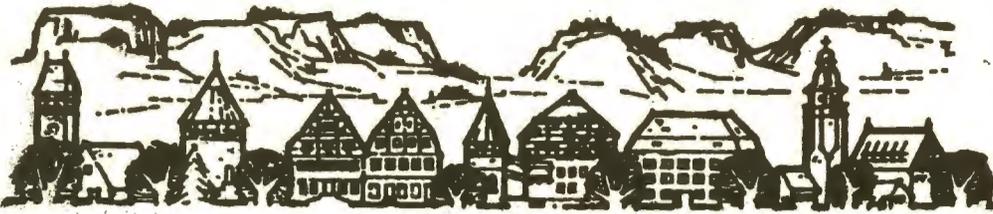
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 28

30. September 1981

Nr. 9

Von Ärzten und Apothekern, Kranken und Krankenhäusern im alten Ebingen

von Dr. Walter Stettner

Allgemeines zum Gesundheitswesen

Nicht bloß in Ebingen, im ganzen Lande Württemberg lag die Gesundheitspflege und -Vorsorge lange Zeit im Argen. Nur in einigen großen Städten gab es Ärzte; Krankenhäuser sind eine Errungenschaft des letzten Jahrhunderts. Kranke wurden zu Hause von den Angehörigen gepflegt und versorgt, dort begegneten sich Geburt und Tod.

Die Spitäler waren vorwiegend Altenheime, in die sich vermögliche Leute einkaufeten; sie durften im Krankheitsfall mit Pflege rechnen. Siechenhäuser, auch Gutleuthäuser genannt, dienten der Aufnahme von Sondersiechen, vor allem von Aussätzigen. Bei ihrer Aufnahme in diese Häuser verfolgte man nicht so sehr das Ziel, ihnen eine ordentliche Pflege angedeihen zu lassen, als vielmehr dies, die Allgemeinheit vor Ansteckung zu schützen, die mit einer ansteckenden Krankheit Behafteten aus der Gemeinschaft auszusondern. Daher wurden die Siechenhäuser in einiger Entfernung von Städten und Dörfern erbaut, meistens auch Kapellen dabei errichtet. Besondere Probleme für Obrigkeit und Bevölkerung brachten Epidemien. Über die Wirkung des sog. „Schwarzen Todes“, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts weite Teile Europas verheerte, liegen aus unserer engeren Heimat keine Nachrichten vor. Im 16. und 17. Jahrhundert litt die Bevölkerung wiederholt unter Seuchen, die man damals Pest nannte. Am schlimmsten wütete diese während des 30jährigen Kriegs im Jahr 1635.

Ärzte wurden an den Universitäten ausgebildet. Die Medizin gehörte zu den klassischen Fächern der Universitäten, so auch an der 1477 von Graf Eberhard im Bart gegründeten Universität Tübingen. An der Hohen Karlsschule in Stuttgart studierte u. a. Friedrich Schiller Medizin. Die Zahl der Ärzte reichte aber nicht aus zu einer genügenden Versorgung des Landes.

Chirurgische Handgriffe besorgten die Bader oder Barbierer. Badstuben fand man nicht nur in den Städten, sondern auch in vielen Dörfern (1); sie wurden zumeist im 17. Jahrhundert geschlossen. Die Barbierer rasierten nicht bloß, sie machten Verbände, kurierten Brüche, ließen zur Ader usw. Bei den Truppen hießen sie Feldscherer. Im zivilen Bereich bürgerte sich nach 1700 für diejenigen, die eine ordentliche Ausbildung genossen hatten, die Bezeichnung Chirurg oder Wundarzt ein. Sie mußten sich auf äußerliche Behandlung beschränken; die innere Medizin war den „studierten“ Ärzten vorbehalten. Es gab jedoch zahlreiche Übergriffe Unbefugter, die, wenn zur Kenntnis der Obrigkeit gebracht, Strafe zur Folge hatten.

Ebingen als Probefall

In Ebingen gab es einen Spital (Spital ist im Schwäbischen männlichen Geschlechts). Er

war um 1410 von Katharina der Strichin gestiftet worden, also einer Angehörigen der heute noch blühenden Familie Streich, und befand sich anfangs in der Marktstraße neben dem Oberen Tor. Er hieß später der alte Spital und diente als Spitalfruchtkasten (oder Obertorkasten) der Aufnahme und Aufbewahrung der Frucht, die dem Spital zustand. 1953 mußte er nach schwerer Beschädigung im letzten Krieg einem Neubau der Volksbank weichen (2).

Nach dem Tod des Grafen Sigmund von Hohenberg verkaufte Graf Eberhard von Württemberg als Eigentümer das sog. Hohenberger Schloß an die hiesige Bürgerschaft, die nun dieses zum Spital einrichtete. Als solcher diente es fast vierhundert Jahre; erst 1878 konnte der „neue“ Spital an der Sonnenstraße, der im letzten Jahr abgerissen worden ist, bezogen werden. Der alte Bau am Spitalhof brannte 1880 ab; an seiner Stelle befindet sich jetzt das ev. Gemeindezentrum Spitalhof. Der Bau an der Sonnenstraße wurde von Anfang an auch als Krankenhaus benützt und diente ab 1937 ausschließlich diesem Zweck (3).

Ein Siechenhaus stand am äußeren Ende der Unteren Vorstadt (auf der rechten Seite), ihm gegenüber (am Platz der späteren Wirtschaft zur Unot) eine Siechenkapelle, in der die Siechen ihre Andacht verrichten und an bestimmten Tagen das Abendmahl empfangen konnten. 1786 wurde das Siechenkirchlein, in dem angeblich seit der Reformation kein „Cultus gehalten worden“ war und das viele Jahre als Holzkammer gebraucht wurde, auf den Abbruch verkauft. Das Gutleuthaus war 1727 neu erbaut worden. Aussätzige gab es aber im 18. Jahrhundert kaum noch, daher schaffte man die Siechenmagd ab. Das Haus diente anderen Kranken, die sich selbst versorgen mußten. 1713 war eine Witwe aus Bitz eine Zeit lang darin, weil sie „mit einem scharbokisch versäuerten Geblüt infiziert gewesen“. Im Jahr 1813 wurde auf Anregung der Regierung im Siechenhaus ein Krankenhaus eingerichtet, zunächst nur mit einem Krankenzimmer, während andere Räume von Ortsarmen bewohnt wurden. Dieses Krankenhaus war anfangs vom Magistrat und der Bürgerschaft nicht gerne gesehen, wie Stiftungsverwalter Rau 1818 feststellte. Kurz danach wurde es zum reinen Krankenhaus mit zwei Kranken- und einem Irrenzimmer und einer Wohnung des Krankenhäufers umgestaltet und beherbergte Geistes- und Geschlechtskranke. Mit Geisteskranken hatte man öfters seine liebe Not: 1795, 1799 und 1803 wollte man Irre in das Irrenhaus Ludwigsburg abgeben, was – abgesehen von finanziellen Schwierigkeiten – wegen Platzmangel abgelehnt werden mußte. 1803 wurde bei einem der Kranken, der gelegentlich gewalttätig wurde, nötigenfalls die Anwendung der englischen Hemden (was für ein Materinstrument mag das gewesen sein?) empfohlen. (5) Mehr und mehr wurde das Siechenhaus am Ende der Unteren Vorstadt

baufällig, so daß sich die Stadt nach einer anderen Bleibe umsehen mußte. Man fand sie in dem Haus (jetzt) Schmiechastraße 70, wo nun auch kranke Knechte und Dienstboten Pflege fanden. Dieses Krankenhaus enthielt sieben Krankenzimmer für je 1–3 Kranke und ein Sektionszimmer. 1878 erfolgte dann, wie schon erwähnt, der Umzug in den neuen Spital an der Sonnenstraße. Badstuben hatte Ebingen im Jahr 1440 zwei, die hintere und die untere. Die hintere Badstube stand oberhalb des St. Martinsfruchtkastens, der späteren Frauenarbeitsschule, und nutzte das Wasser des Bachs, der zum Stadtmühle und durch den Landgraben zum oberen und unteren Marktbrunnen geleitet wurde. Der Standort der unteren Badstube konnte noch nicht ermittelt werden, man wird sie in der Unteren Vorstadt suchen müssen. gebadet wurde in Wasserzubern oder Wassergölten. Ein wichtiges Heilmittel war der Besuch von Heimbädern, z. B. Wildbads. Dorthin reisten nicht bloß Geistliche und vermögliche Bürger, sondern auch nach Verordnung durch Arzt oder Chirurg arme Leute; sie erhielten bei dürftigen Vermögensverhältnissen einen größeren oder kleineren Zuschuß aus der Stadt- oder der Stiftungskasse. (7)

Brauchte man einen studierten Arzt, so mußte man bis zum Jahr 1796 nach Balingen, Sigmaringen oder Tübingen fahren. Der in Balingen praktizierende Arzt war zugleich „Physicus“, das meint einen Amts- oder Oberamtsarzt. Er führte die Aufsicht über die Apotheker, Chirurgen und Bader und war als erster für die Bekämpfung von Seuchen und Unreinlichkeiten zuständig.

1778 richteten die Ebinger ein Gesuch um Einrichtung eines eigenen Physikats an die herzogliche Regierung. Der Geheime Rat empfahl aber, das Gesuch abzulehnen. Die Ebinger sollten dem Balinger Physicus Dr. Camerer, wenn sie Vertrauen zu ihm hätten, ein Wartgeld reichen und ihn damit verpflichten, wöchentlich ein- oder zweimal bei ihnen Besuch zu machen. Erst recht sollte ihr Vorschlag, den Chirurgen und ehemaligen Regimentsfeldscherer Rieber zum Physicus zu machen, zurückgewiesen werden, denn er habe noch nicht einmal das Examen als Chirurg abgelegt und erst recht nicht Medizin studiert. Wenn er dieses Examen bestehe und sich zum Accoucheur (= Geburtshelfer) für tüchtig halte, solle er sich auch darin prüfen lassen, dann könnten ihm die Ebinger unter dem Titel eines Accoucheurs ein Wartgeld auswerfen.

Trotz dieser Ablehnung hielten die Ebinger zunächst an Johannes Rieber fest, „welcher viele Erfolge nicht nur in der Chirurgie hat, sondern auch im innerlichen Praktizieren und Accouchieren (= Geburtshilfe leisten) viele Proben abgelegt hat, so daß derselbe besonders wegen seiner bisher angewandten Treue, Gewissenhaftigkeit und Fleiß sich bei der ganzen Einwohnerschaft daher beliebt gemacht hat“. Die Stadt wollte ihm 1788 als Geburtshelfer ein Wartgeld von jährlich 75 fl. (= Gulden) und also medicinae practicus 125 fl., zusammen also 200 fl. reichen. Aber die Regierung versagte diesem Plan ihre Zustimmung, daher bewilligte ihm die Stadt nur die 75 fl. als Accouchenr. (8)

Nach einem Stadtgerichtsprotokoll vom Januar 1788 hatte man in Ebingen bei den bisher vorgenommenen Apothekervisitationen jedesmal darauf angetragen, einen eigenen Physi-

cus für den hiesigen volkreichen Ort aufzustellen, schreckte aber selbst wieder davor zurück, weil man glaubte, die zu erwartenden finanziellen Forderungen eines Physicus nicht erfüllen zu können. (8a)

Über Auswirkungen von Seuchen in Ebingen liegen Erkenntnisse erst aus dem 16. und 17. Jahrhundert vor. In Balingen hatte eine von 1463-65 wütende Beulenpest zur Stiftung einer Sebastiansbruderschaft geführt. (9) Vielleicht hatte eine seit etwa 1500 hier nachweisbare Sebastiansbruderschaft den gleichen Ursprung. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war der Staat bereit, bei Epidemien die Unkosten der Gemeinden zu zwei Dritteln zu bezahlen, das letzte Drittel mußten die Kommunen tragen. Gemäß dieser Regelung erhielten im November 1811 Lautlingen 50 fl., Ebingen und Nusplingen 32 fl., Ebingen und Winterlingen 210 fl. und Tailfingen zusammen mit Truchtelingen 93 fl. (Kreuzer- und Hellerbeträge sind hier und im folgenden weggelassen). (10)

1576 beginnt das Ebingen Totenbuch. Es enthält zeitweise auch Angaben über Pestfälle und andere Todesursachen. 1585 war die Zahl der Gestorbenen gut um die Hälfte höher als im Durchschnitt, damals wurde durch die Familie des Bürgermeisters Matthias Groz, der etwa 30 Jahre vorher hier zugewandert ist, bis auf ein Mitglied (von neun) ausgerottet. 1600-1608 schwankte die Zahl der Toten zwischen 30 und 40, stieg 1609 auf 65, 1610 auf 213, 1611 auf noch 172 und ging erst 1612 auf 34 zurück. Um 1635 ergab sich ein bis dahin nie erreichter Gipfel (oder vielleicht besser Tiefpunkt): 1632 - 54 Tote, 1633 - 71, 1634 - 122, 1635 - 606 (etwa ein Drittel der Bevölkerung), 1636 - 78, 1637 - 27. Gegen solche Seuchen waren Barbierer, Chirurgen und Ärzte (die es damals in Ebingen noch nicht gab) machtlos. Sonstige Todesursachen werden im ersten Kirchenbuch (1576-1660) selten genannt, darunter öfters „Durchschlechte“, auch Dysenterie oder Diarrhöe genannt, wohl eine Art Ruhr; tussis = (Keuch)Husten; Wassersucht; zweimal auch Gelbsucht. Mehrere Kinder starben an Roten Flecken (variolis), zwei Knaben am „Stein“, ein anderer ist „am Stein geschnitten“ worden, doch am Schnitt gestorben. 1586 stirbt ein Kind, das „aus der Mutter geschnitten worden“. Mehrfach genannte Geschwülste wird man als Krebs deuten müssen. Zwei Frauen starben an Epilepsie. Tod durch Kriegseinwirkung wird im Dreißigjährigen Krieg bei etwa zehn Personen genannt. Bei manchen dieser Angaben ahnt man etwas von der mutigen, ja waghalsigen Geschicklichkeit der „Chirurgen“, aber auch von den Schmerzen, die die Patienten auszuhalten hatten. (11)

Von Ärzten

Dr. Wilhelm Friedrich Schäffler

Trotz der oben erwähnten Ablehnung ihres Gesuchs und Verwilligung eines eigenen Physikats hatten die Bürger dieses Ziel nicht aus den Augen verloren. Der Tod des Regimentsfeldscherers Rieber hatte dem Wunsch neuen Nachdruck verliehen. Im Herbst 1796 richtete der Magistrat ein neues Gesuch an die Regierung. Der Balingen Arzt habe zwar 1735 bei einer Seuche in Ebingen den Auftrag erhalten, gegen eine Vergütung von (jährlich) 30 fl. die Stadt von Zeit zu Zeit zu besuchen, aber das habe schon 1737 wieder aufgehört. Seitdem seien die Ebingen keinem Arzt verpflichtet, sie könnten bei Krankheiten sich an den Arzt halten, zu dem sie das größte Vertrauen hätten, sei es in Sigmaringen, in Balingen oder in Tübingen. In Ermangelung eines eigenen tüchtigen Arztes hätten manche ihre Zuflucht zu Afterärzten oder gar Kleemeistern genommen. Jetzt wünschten sie einen Physicus; ihre pia corpora (= Stiftungen) seien imstande, die Besoldung zu übernehmen. (12) Durch einen herzoglichen Befehl wurde im November 1796 die Aufstellung eines eigenen Physicus für die Stadt Ebingen genehmigt (13). Nun war es an Oberamtmann, Bürgermeistern, Gericht und Vierern, unter verschiedenen Bewerbern einen zu wählen und seine Besoldung zu bestimm-

men. Es meldeten sich acht Bewerber, darunter der Stadt- und Amtsphysicus von Hornberg (im Schwarzwald, damals noch württembergisch), Dr. Enslin in Tübingen, Dr. Nagel und Dr. Hehl in Stuttgart und Dr. Schäffler in Backnang. Dieser muß auf die Wähler den besten Eindruck gemacht haben, denn er wurde einstimmig gewählt.

Zu seinen Pflichten gehörte es, den Hospital jeden Monat zu visitieren und die dortigen Kranken ex officio (pflichtgemäß, ohne besondere Vergütung) zu behandeln. Als Besoldung wurden dem Physicus 250 fl. und 10 Scheffel Dinkel ausgesetzt, davon 50 fl. aus der Stadtkasse, das übrige von den Stiftungen.

Schäffler, der 1794 mit einer 19-seitigen, lateinisch geschriebenen Dissertation in Tübingen promoviert hatte, wurde am 9. Januar 1797 zum Physicus in der Stadt Ebingen ernannt und von der Regierung vereidigt (14). Seine erste Frau stammte aus der hochangesehenen schwäbischen Familie der Köstlin, Vier ihrer Brüder bekleideten Spitzenstellungen: einer war Prälat in Stuttgart, einer Ephorus in Urach, der dritte Obermedizinalrat und der vierte Vorstand der Kunstschule und des Konsistoriums in Stuttgart.

Für die Umzugskosten bekam Dr. Schäffler auf sein Ansuchen von der Stadt einen Zuschuß von 150 fl. 1798 hielt er einen Unterrichtskurs für die vier Hebammen, den ihm der Stadtrat mit 25 fl. honorierte (15). Aber der neue Doktor hatte keinen leichten Einstand. Er litt vor allem unter der Konkurrenz der Chirurgen und Barbierer. In einer Eingabe an die Regierung vom September 1803 sagte er von einem früheren Regimentsgeldscherer (wohl Johannes Rilber), daß er „zwar weit mehrere Kenntnisse besaß als viele andere Chirurgen, doch aber manches Vorurteil unterhielt, so wie er ein außerordentlicher Liebhaber von Blutabzapfen zur Verbesserung desselben war und die schädliche Meinung verbreitete, als ob bei Kinderkrankheiten nichts zu machen sei. Daher kam es auch, daß, als ein älterer Barbier die Torheit beging, aus vier Söhnen, die er hatte, Barbierer zu machen, diese desto freieren Spielraum hatten, sich mit Quacksalben zu ernähren, und dann, wenn sie sich nicht mehr zu helfen wußten, nach Balingen zum Physicus zu schicken. Dies trieben sie noch am Anfang meines Hierseins fort, indem sie dadurch zu verhindern suchten, daß man nicht hinter ihre Böcke und Puscherei komme, bis unsere hochweisliche Regierung auf meine Bitte und Vorstellung diesem Unwesen Einhalt gebot. Überzeugt, daß es schwer ist, die Barbierer ganz vom Mediziner abzuhalten, war ich auch nicht zu streng und versuchte den Weg des Guten. Sie trieben aber das Quacksalben mit einer solchen Frechheit und Unverschämtheit, daß ich zur Klage gezwungen war. Unter diesen Chirurgen zeichnen sich vorzüglich Melchior und Jakob Rieber aus, welche die schwersten Krankheiten, welche sie als ununterrichtete Leute nicht kennen, übernehmen, ohne sich um die Folgen zu kümmern. Auch verstehen sie das Beutelschneiden vortrefflich, so daß die guten Bürger neben ihrer Gesundheit oft um einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens kommen. Dies, könnte man denken, wäre dann die gerechte Strafe solcher Toren. Aber dieses Unglück betrifft hier auch Waisen und arme Leute und auf diese Weise die pia corpora. Um bei den Stiftungen so viel wie möglich zu fischen, geben sie dann die innerlichen Krankheiten, welche sie behandelt haben, als äußerliche an und machen Conti (Rechnungen) von 10, 20, 30, 40 fl., und da sie im Gericht Verwandte haben und da der Herr Stadtpfarrer, welcher sich sonst selbst gern mit Medizinern abgibt und mir deswegen anfangs sehr vielen Verdruß bei Kranken, die er fleißig besucht, verursachte, den Patron der Quacksalber macht, so gibt man den Leuten, welche mit solchen Conti von Barbierern kommen, aus den Stiftungen eine bestimmte Summe, daß sie die Barbierer davon bezahlen können. Auffallend war es mir immer von Anfang bis jetzt, daß, wenn ein Mensch ein Glied bricht, es Gewohnheit ist, ihm 5-10 Gulden zur Unterstützung zu gratifizieren (= schenken). Wenn

aber ich ein Accouchement (= Entbindung) habe, so werden sie (mit einer Bitte um Unterstützung) zurückgewiesen und ich dadurch genötigt, bei solchen Armen aus Mitleiden nur die Hälfte oder auch nur ein Drittel meiner Forderung zu nehmen“.

In seinen weiteren Ausführungen macht Dr. Schäffler noch deutlicher, daß es ihm um eine bessere Honorierung seiner Arbeit geht. Daher „gab ich schon im Sommer 1801 eine Bittschrift ein, daß mir für die Besorgung aller armen Familien ein gewisses Honorar ausgesetzt werden möchte, damit die Armen den Arzt frei gebrauchen möchten und der Arzt nicht nötig hätte, die Belohnung seiner Mühe nach Rezepten abzumessen“ (16).

„Auf das neue Gesuch erhielt der Bittsteller auf Vorschlag des Stadtrats durch Verfügung Kurfürst Friedrichs vom 23. 12. 1803, eine Zulage von 30 fl. und 5 Schfl. Dinkel verwilligt, was aber mit der Auflage verbunden war, „die ganz armen und unvermöglichen Kranken, besonders auch Gebärende, als Arzt und Accoucheur zu besorgen und denselben sorgfältige Hilfe zu leisten, ohne dafür, wie bisher geschehen, besondere Vergütung zu verlangen“ (17).

Trotz dieser Zulage war Dr. Schäffler anscheinend knapp bei Kasse, denn im August 1804 nahm er zusammen mit seiner Frau Sophie Gottlieb, geb. Köstlin, bei dem Apotheker Rampold 1400 fl. gegen Verpfändung ihrer Behausung auf dem Markt auf. Etwa acht Wochen später machte eine Karoline Schäffler, vielleicht eine Schwester des Doktors, ihm eine Schenkung von 300 fl. deren Rechtmäßigkeit aber von zwei Personen angezweifelt wurde (18).

Die Behausung auf dem Markt gehörte übrigens ihm nicht allein: Ende 1803 hatte er wegen des Heubarns mit dem Mitbesitzer, dem Zeugmacher Jerg Adam Weinheimer, einen Streit, der nach Schäfflers Wunsch vom Tübinger Untergangsgericht entschieden werden sollte; offenbar traute er dem hier herrschenden Filz beim Gericht kein gerechtes Urteil zu. (19)

Verdienste um die Bevölkerung hat sich Dr. Schäffler durch die Anwendung von Schutzimpfungen bei Epidemien erworben. 1802 herrschten ab Juli Kinderblattern. Damals starb von 69 geimpften Kindern nur eines, und zwar an einer bösartigen Lungenentzündung. Im März 1809 wurde die Blatternpest durch einen französischen Soldaten eingeschleppt. Darüber berichtet Dr. Schäffler in der Schwäbischen Chronik: Schnell griff die Pockenkrankheit um sich, und wo sie in ein Haus kam, blieb diesmal auch nicht ein Kind verschont. Oh, wie viele unserer Kinder wären ein Raub dieses Würgeengels geworden! Durch den Eifer, womit der Beamte und der Magistrat die Schutzpockenimpfung begünstigten, und durch die Folgsamkeit der Bürgerschaft wurde es möglich, diesem Übel Einhalt zu tun, das Leben und die Gesundheit so vieler Kinder zu sichern und die großen Kosten, Beschwerden und Schäden der Sperre zu ersparen . . . Von 42 vom 30. März an bis 28. Juni, angesteckten Kindern starben 5, der herrschenden Epidemie ungeachtet starb von 370 in möglichster Eile geimpften Kinder gottlob nicht eines. Schon im Mai konnte man diese Pest für beendet ansehen . . .“ (20) Die Schutzimpfung gegen Pocken wurde in Württemberg als Zwang 1817 eingeführt.

Die Einkünfte eines Amtsarztes hingen vom Umfang seines Amtsbezirks ab. Dem Physikat Ebingen war zunächst nur die Stadt und das Dorf Bitz, das ja Ebingen gehörte, unterstellt. Im Jahr 1810 wurde vorübergehend ein Oberamt Ebingen gebildet, das bis zur Donau reichte. Damit gewann auch das Physikat Ebingen an Bedeutung und Ansehen. Aber schon vor Jahresschluß hatte diese Herrlichkeit ein Ende, das Unteramt Ebingen blieb dem Oberamt Balingen zugeteilt (und wurde 1817 ganz aufgehoben). Zu den vielen Ebingern, die diesen Verlust bedauerten und die Wiederherstellung eines Oberamts Ebingen wünschten, gehörte auch - nicht ganz uneigennützig - Dr. Schäffler. Er brachte diesen Wunsch zum Ausdruck mit einer umfangreichen Denkschrift, einer

„Topographie der Stadt Ebingen“, die er am 28. Dezember 1810 dem Stuttgarter Staatsminister zuschickte. (21)

Die Denkschrift gibt einen uns höchst willkommenen Querschnitt durch fast alle Sachgebiete der Stadtgemeinde Ebingen. Den Plan dazu hatte Schäffler, wie er im Vorwort schreibt, schon mehrere Jahre erwogen. „Der Gedanke aber, daß meine Arbeit im wirklichen (= gegenwärtigen) Zeitpunkt dieser guten Stadt etwas nützen könnte, trieb mich, eine skizzierte Ortsbeschreibung der Stadt Ebingen zu unternehmen, durch welche ein höheres Interesse für dieselbe geweckt und sie durch landesväterliche Unterstützung vor dem Verfall des Flors gerettet werden könnte“. Schäffler legt die geographischen Verhältnisse der Stadt und die wirtschaftlichen Erfolge ihrer Kaufleute und Handwerker dar. Er schreibt liebevoll von Brunnen und Wassern von den Bergen und ihren Höhlen, liefert statistische Angaben über die Bevölkerung, die öffentlichen Gebäude, die Erträge der Landwirtschaft (Kostprobe: Der Gartenbau ist von keinem Belang. Ehemals baute man in den hiesigen Gärten nichts als Kraut und Salat, und in den vielen kleinen Gärten sieht man noch den Sommer über nichts als Salat. An den Salat ist man so gewöhnt, daß ihn die Kinder und Alte roh essen und Kinder sich häufig einen Salatstock zum Geschenk erbitten, den sie dann begierig blattweise verzehren. So roh diese Sitte einem nicht daran Gewöhnten vorkommt, so nützlich ist sie für die Knöpflesmägen“). Knapp sind die Angaben über Mundart und Sprache und über den Charakter der Ebinger. Ganz auf eigenen Beobachtungen fußen die Ausführungen über die Gesundheit der Bevölkerung und die zur Naturgeschichte mit den Unterabschnitten das Tierreich, das Pflanzenreich und das Steinreich. Er hat von den Felsen am Katzenbuckel „Kalk gebrannt, welcher so weiß wie Alabaster wurde, beim Ablöschen eine außerordentliche Hitze von sich gibt, in die kleinsten Teile zerfällt und sich wie Alaun aufbläht“ und „auf dem Schwenninger Berg gräbt sich an verschiedenen Orten eine schöne, weiße und fette Erde. Die Versuche, welche ich mit selbiger anstellte, geben Hoffnung, daß sie zu Steingeschirr und Steingut taugt“.

Ich bin auf die Schrift etwas näher eingegangen, weil der hochgestellte, aber unbekanntere Empfänger sie an den Balingen Oberamtman Sattler weiterleitete mit der Bitte, ihm Auskunft über Schäffler zu geben. Darauf berichtete Sattler am 12. Januar 1811, u. a.: „Er hat einen guten Kopf und keine gemeinen (= gewöhnlichen) Kenntnisse im medizinischen Fach. In diesem aber würde er mehr leisten, als er wirklich leistet, und eine größere Praxis haben, wenn er sich ihr mehr widmete und sich nicht durch Nebenbeschäftigungen, Weinhandel und Salzfactorie, distrahiere ließe. Sein moralischer Charakter wird nicht gelobt, hervorstechende Züge desselben sind Wollust, Ehrgeiz und Eigennützigkeit. Im Umgang ist er Schmeichler und Heuchler, und wer seinen Plänen im Wege steht, dem sucht er hinterrücks zu schaden. So plump seine Schmeicheleien sind, so weit ausgeholt und intrigant sind die von Ehrgeiz und Eigennutz ihm eingegebenen Pläne . . . Religion ist ihm Tand und Popanz für den Pöbel. Sicherlich lassen sich seine Ideen über Einteilung der benachbarten Ober- und Landvogteiämter aus dieser Kenntnis seines unruhigen Kopfes und seiner Leidenschaftlichkeit aufhellen, und man hat große Ursache, ihnen zu mißtrauen. Ohne Zweifel will er seinen Physikatdiskrit erweitern . . . Er war der Rivale des hiesigen Physicus Wagner bei der Neubesetzung des hiesigen Physikats, und seit meiner Amtsführung hat er schon etliche Versuche gemacht, dessen Amtsdistrikt zu schmälern . . . Schäffler wagte es nicht, seine Organisationsideen Eurer Exzellenz nackt vorzulegen; er kleidet sie in eine Topographie von Ebingen ein. Diese war ihm aber nur das Mittel, um mit jenem hervorzutreten. Wer seinen Charakter nicht kennt, wird es vielleicht nicht ahnen“. Damit schließt Sattler.

Ich meine, mindestens mit dieser Schlußbe-

merkung geht der Balingen Oberamtman zu weit, sieht er Schäfflers Tätigkeit und Bestrebungen in einem zu negativen Licht. Es mußte ja des Oberamtsmanns eigener Ehrgeiz sein, das ihm anvertraute Oberamt intakt zu halten, es nicht durch ein besonderes Oberamt Ebingen einengen oder gar gefährden zu lassen. Dienten nicht seine Ausführungen auf eine schlaue Weise seinen und der Stadt Balingen Interessen? Der größte Teil der Topographie Schäfflers hat gar keinen Bezug auf eine neue Bezirksorganisation, darf als Selbstzweck zum Lobe Ebingens angesehen werden.

Schäfflers Bemühungen blieben fruchtlos: Ebingen erhielt kein eigenes Oberamt, und er selbst konnte keine weitere Besoldungserhöhung durchsetzen. Ob die „Selbstzahler“ unter den Bürgern mit ihren Leiden zum Dr. Schäffler oder lieber zu einem alteingewessenen Chirurgen oder zu einem auswärtigen Arzt gegangen sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Auch der Wunsch Schäfflers, von Ebingen weg ins Unterland zu kommen, blieb ihm unerfüllt. In der Einleitung zu seinem Schreiben an den Staatsminister klagt er, „ein noch nie gefühlter Unwille gegen Ebingen“ peiniget ihn; er redet von dem „Druck“, der 13 Jahre lang auf die Seele eines geborenen Unterländers lastet“. Aus dem Lobpreis Ebingens in der Topographie auf der einen Seite, dem „Druck“ und „Widerwillen“ andererseits ergibt sich ein innerer Widerspruch, der kaum aufzulösen ist.

Eines hat Dr. Schäffler erreicht: seinem Amtsbereich wurden 1810 Bitz und Winterlingen und 1814 auch die Talganggemeinden unterstellt. Damit hatte die Stelle des Ebinger Unteramtsarztes an Gewicht und Ansehen gewonnen, jedoch war er seit 1807 dem Balingen Oberamtsarzt unterstellt.

Als Ende Mai 1814 der Balingen Oberamtsarzt Dr. Wagner starb, mußte ihn Dr. Schäffler einige Wochen vertreten und die „Legalfälle“

(die dienstlichen Oberliegenheiten) besorgen. Es war aber klar, daß Balingen schnell wieder einen eigenen Arzt haben mußte, zumal da in einigen Amtsorten das Nervenfieber herrschte. Dr. Schäffler hat sich nicht um die Stelle beworben, vielleicht fühlte er sich schon nicht mehr im Vollbesitz seiner Kräfte.

Er ist am 20. Februar 1815 im Alter von 47 Jahren an den Folgen eines Nervenfiebers gestorben, das er sich bei Ausübung seines Berufs zugezogen hatte. Er hinterließ seine Gattin, zwei Söhne und eine Tochter. Durch seine Tätigkeit hat Dr. Schäffler anscheinend keine Reichtümer angesammelt: seine Witwe konnte kaum ihr eheliches Beibringen zurückbekommen.

Lange nach Dr. Schäfflers Tod wurde festgestellt, daß dieser von der Stiftungspflege zu viel Gehalt bezogen hatte. Ein Betrag von 84 fl. wurde nun bei den Erben, zwei Söhnen und einer Tochter, zurückgefordert. Eingaben um Erlaß der Summe blieben erfolglos, der hiesige Magistrat beharrte auf Rückerstattung. Darauf schickte der eine Sohn des Verstorbenen, Pfarrer Schäffler in Affaltrach, seinen Anteil im Juni 1830 an den Stiftungsverwalter Rau mit einem bitteren Brief: Das sei ein Drittel an der Summe, in welche die Leibeserben des einst in Ebingen so tätig gewesen Dr. Schäffler von der dankbaren Vaterstadt verurteilt worden seien. „Es ist der Denkstein des Dankes, den sich, leider, daß ich, der Sohn, das sagen muß, in den Herzen seiner Kinder der Vater gesetzt hat. Glauben Sie mir, verehrtester Herr Stiftungsverwalter, nicht die 28 fl., die ich abgeben muß, sind es, die mir diese Worte hervorrufen, sondern das schmerzliche Bewußtsein, daß unter den zahlreichen Mitgliedern des Ebinger Magistrats das Andenken an den schon erloschen sein soll, der seine Ruhe, seine Gesundheit durch eine rastlose Tätigkeit dem Wohle seiner Bürger zum Opfer brachte. Fortsetzung folgt

Das Kloster St. Gallen als Grundherr in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Ein Hof und die Mühle in Holzheim gingen 1269 von Ritter Walger von Bisingen an das Kloster Kirchberg über. Die Bewohner der Siedlung wanderten allmählich in die Stadt Schömberg ab. Soweit die Felder und Wiesen nicht der Bewaldung überlassen wurden, sind sie später von Schömberger Bürgern bewirtschaftet worden. An den Ort erinnert heute noch der Waldnamen Holzinger Berg.

Die große Schenkung des Grafen Gerold

Im Beisein von 18 Zeugen schenkte am 3. Mai 786 Graf Gerold, der Schwager Karl des Großen, zu Nagold („villa nagaltuna“) in 14 Gemeinden in den Berchtoldsbaar gelegenen Güterbesitz dem Kloster St. Gallen, ihn jedoch zeitweilig gegen einen an das Kloster zu zahlenden Jahreszins von 20 Schillingen halten darf (s. Heimatk. Blätter Mai 1956). Von dem Diakon Salomon wurden lateinisch aufgezeichnet (in deutscher Übersetzung etwas gekürzt): „Ich Graf Gerold, zum Heil meiner Seele . . . schenkte etwas von meinem Vermögen dem Kloster des heiligen Gallus, wo der ehrwürdige Agino Bischof und Werdo Abt ist, was ich im Gau Bertholdsbaar besitze: im Dorf Tuningas (Dunningen) mit Ausnahme meines Anteils an der Kirche, ferner was mir rechtmäßig zukommt im Eburinbach (Eberbach bei Dunningen), in Sedorof (Seedorf), in Peterale (Beta), in Usingum (Isingen), in Uuildorof (Weildorf), in Talahusum (Talhausen), in Meringum (Mühlingen), in Deotingum (Dietingen), in Tulingam (Deilingen), in Toromoatium (Dormettingen), in Bisigum (Bisingen), in Hachingum (Hechingen), in Uuassingum (Wessingen). Dem Kloster übergebe ich alles, mit Feldern, Wäldern, Weiden, Wegen, Gewäs-

sern und Wasserläufen, bewegliche und unbewegliche Habe, es sei bebaut oder unbebaut . . . und zwar in der Weise, daß ich davon jährlich für meine Lebenszeit einen Zins von 20 Schillingen entrichte. Und wenn ich irgendwann von diesem Besitz zurückkaufen wollte, dann soll es mir erlaubt sein, ihn mit drei Weggeldern zurückzukaufen. Nach meinem Tod soll weder mein Kind noch mein Bruder noch irgendeiner von meinen Erben oder Nacherben die Erlaubnis haben, die Besitzungen gegen Zins zu empfangen noch zurückzukaufen, sie sollen vielmehr nach meinem Tod ohne jeden Widerspruch dem Kloster verbleiben . . . Geschehen im Dorf Nagold in aller Öffentlichkeit“. Zeugen waren neben dem Bischof Graf Berchtold, Richter Arnold usw.

Graf Gerold machte auch Schenkungen an die Klöster Reichenau und Lorsch. Nagold muß damals ein weitläufiger Königshof mit mehreren Gebäuden gewesen sein.

Die Schenkung des Grafen Berthold

Eine noch größere Schenkung an das Kloster St. Gallen machte am 29. März 793 ein Graf Berthold in 25 Dörfern, dessen Familie hauptsächlich um den Bussen begütert war. Wieder im Beisein des Bischofs Agino von Konstanz als Rektor des Klosters St. Gallen und des Abts Werdo von St. Gallen gibt Graf Peratoldus, Berthold, dem Kloster gegen eine jährliche Steuer als Lehen. Die 25 Orte, in denen die Besitzungen liegen, sind einzeln aufgeführt: „in Keltesuuis (Engelswies), und Filisninga (Vilsingen) und Hohnsteti (Heinstetten) und Ebinga (Ebingen) und wieder in Filisninga (wahrscheinlich in Winterlingen) und Lutilinga (Lautlingen) und Faffninga (Pfeffingen)

und Dagoluinga (Tailfingen) und Zillinhusir (Zillhausen) und Laufo (Laufen) und Frumara (Frommern) und Uualahsteti (Waldstetten) und Eindinga (Endingen) und Hesiliuanc (Heselnwangen) und Truhtinga (Trichtingen) und Maginhusir (?) und Nehhepurc (Neckarburg) und Teotinga (Deilingen) und Cozninga (Gößlingen) und Tormuatinga (Dormettingen) und Juhchusa (Juchhausen abg. zwischen Schömberg und Dautmergen) und Taguuinga (Täbingen) und Uuaginga (Wehingen) und Rihinbach (Reichenbach) und der Wald mit Namen Uuoluotal (Wahlental) und im Breisgau Heburiga, was immer er in dieser Markung besitzt“.

Diese Besitzungen hat Berthold dem Kloster übereignet mit demselben Rückkaufrecht wie Graf Gerold und einer jährlichen Steuer (3 Malter Brot-Korn), 3 Frischlinge, 3 Fässer Bier und ein Faß Wein). Graf Berthold hatte demnach in vielen Orten Besitzungen. Er dürfte dem alten alamannischen Herzogsgeschlecht angehört haben. Diese Art der Schenkung in Form der „Prekarie“ war damals häufig (s. oben 786). Er begibt sich wahrscheinlich in ein Lebensverhältnis, in den Schutz des mächtigen Gottshauses gegen Zugriff anderer, z. B. auch des Königs.

Das Kloster gab seinen Besitz wieder als Lehen aus. Noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts hatte es in Tailfingen Besitz, der zum Truchtelfinger Fronhof gehörte, aber anscheinend dem Kloster dann bald entfremdet wurde.

Weitere Schenkungen an das Kloster St. Gallen

In Truchtelfingen sind wahrscheinlich die Besitzungen des Klosters Reichenau an St. Gallen vertauscht worden, denn letzteres Kloster hat im 12. und 13. Jahrhundert den größten Teil des Ortes besessen und dort einen Fronhof eingerichtet (s. Heimatk. Blätter Mai 1981). Zu dieser Zeit war der St. Galler Besitz in „Kurien“ eingeteilt, die unter der obersten Verwaltung der „Cella“ von Radolfzell standen. Zur „Kurie“ Truchtelfingen gehörten 15 Mansen („mansus“) Höfe, die aber nicht alle in Truchtelfingen selbst lagen. So bezog St. Gallen noch 1320 aus Pfeffingen, wo auch eine Taverne bestand, etwa 6 lb. Pfd. Zins von etwa 39 Ortsangehörigen, darunter auch ein Mönch und zwei Nonnen. Der Hundshof in Truchtelfingen war ein St. Galler Fronhof. Der Rinderhirt des Hofes betreute eine große Viehherde. Für die Fronfahrten nach Radolfzell waren starkes Zugvieh, Pferde oder Ochsen nötig. Um 1200 mußten jährlich etwa 180 Ellen Tuch an den Hof gegeben werden. In Frommern mußten die größten Höfe 12 Ellen geben.

Um 800 hören wir von den von Graf Berthold geschenkten Besitzungen in den verschiedenen Orten verhältnismäßig wenig mehr. Auf einem Hof in Täbingen war 797 Graf Berthold persönlich anwesend, als seine Tochter Ata dem Kloster St. Gallen Besitz in Seedorf vermachte. Zu Frommern war bereits 838 der Hof so weit ausgebaut, daß sich hier die Edlen der Scherragrafschaft versammeln konnten, um die Güterschenkung eines Pabo im benachbarten Weilheim zu bezeugen. So wurde auch in Ebingen 817 eine St. Galler Urkunde ausgestellt, bei der zwei Grafen und andere Herren als Zeugen mitwirkten.

Im Jahr 790 schenkte ein Cozbert all seinen Besitz zu Priari dem Kloster (wahrscheinlich das spätere Priorberg bei Dettingen). In Rangendingen schenkte 795 ein Heriker an die dortige Peterskirche, die 795 ausdrücklich als Peterskirche erwähnt wird, deren Patron aber durch St. Gallus verdrängt wurde.

Der Besitz des Klosters St. Gallen in Hechingen (s. oben) wurde schon 789 erweitert durch Schenkungen eines Adalbertus und eines Wolffretus (UB St. Gallen Nr. 123). Um 1200 wird auch Käsental („Cassintal“) bei Margrethausen als St. Galler Lehenshof erwähnt.

842 übergeben ein gewisser Salomon und seine Mutter Meginrada dem Kloster alles, was sie in Nusplingen (bei Stetten a. k. Markt), Frunstett (Frohnstetten) und Winterfulinga (Winterlingen) hatten (Otto Eisenstuck, Beiträge zur Namensforschung S. 244 ff.)

In die Verwaltung des klösterlichen Besitzes hat man durch die Zinsregister aus der Mitte des 14. Jahrhunderts einen gewissen Einblick; allerdings ist es zu dieser Zeit mit der Herrschaft des Klosters schon schlecht bestellt. Ein großer Teil des Besitzes konnte nicht gehalten werden. In Truchtelfingen sind 6 1/2 Höfe, deren jeder auf das Fest des hl. Gallus 2 Malter Korn gibt. Die Kurie des Verwalters gibt 11 Malter Korn und 4 Malter Haber, Ebinger Meß, und 18 solidi von den Wiesen (Ernst Bizer). Im Kloster weiß man aber über die wichtigsten Dinge nicht mehr Bescheid. Nicht einmal die Verpfändung des Fronhofes in Truchtelfingen ist dort bekannt. Ein Bericht sagt in einem Nachsatz: „der Herr Graf von Zolr (-Schalksburg) sagt, daß die beiden Höfe in Flummern und in Truchtelfingen ihm von dem Herrn Abt und dem Herrn von Wartenberg schon seit Jahren für 100 Mark verpfändet seien“. Wie lange all diese Schenkungen das Kloster besaß, läßt sich in den wenigsten Fällen feststellen. Auf jeden Fall im 16. Jahrhundert war alles verloren. Weiterer nicht belegter Besitz kann für Mariazell am Zellerhorn angenommen werden, da das dortige Kirchlein den hl. Gallus als Patron besitzt.

Galluskirchen

Bald nach 800 gründete das Kloster auf eigenem Boden die Galluskirchen in Frommern und Truchtelfingen und wohl auch die Galluskapelle in Laufen, für die aber das Kloster keine Pfarrechte erwerben konnte, denn die herrschaftliche Michaelskirche in Burgfelden, zu der Laufen als Filiale gehörte, war viel zu stark. Gegen die Burgfelder Herren der Pfarrei kam St. Gallen nicht auf, so daß sogar das Widumgut Laufen in die Hände der Burg-

felder kam. Erst 1522 konnte Laufen als Pfarrei eingerichtet werden.

Die Pfarrei Frommern wird bereits 1228 erstmals durch den Leutpriester Eberhard erwähnt, der Kirchenheilige Gallus allerdings erst 1525. Doch dürfte die Galluskirche bald nach Besitznahme der Güter durch St. Gallen gestiftet worden sein. Der Kirchensatz gehörte dem Kloster. Noch 1484/85 besaßen der Abt und der Graf von Württemberg gemeinsam das Patronatsrecht.

Auch in Truchtelfingen hat St. Gallen allem Anschein nach im 9. Jahrhundert die Galluskirche gegründet und hat bis zur Reformation das Recht der Präsentation der Pfarrer ausgeübt. St. Gallus ist hier 1446 als Kirchenheiliger bezeugt. Der Zehnten stand noch um 1200 dem St. Galler Pförtner zu.

Das Pfarrdorf Zell, später Mariazell, am Zellerhorn dürfte im 9. Jahrhundert von St. Gallen angelegt worden sein. Grundherr der Äcker war die Pfarrkirche St. Gallus in Zell, deren Kirchensatz 1446-1472 württembergisch war. Auf der schon 1336 und 1354 erwähnten „Erntstaig“, die vom Zellerhorn nach Zell hinunterführte, wurde die Ernte nach dort gebracht (s. auch Heimatk. Blätter 1980 S. 264).

In dem nach der Landnahme gegründeten Schörzingen bekam das Kloster schon früh Besitz (817). In „Scerzinga“ wurde die Urkunde ausgestellt für die Schenkung in Holzheim (s. oben). Bald wurde dann mit dem mit einer Gaugerichtsstätte ausgestatteten Ort eine Galluskirche gegründet. Wie sie ausgesehen hat, ist nicht bekannt. Sie wird wahrscheinlich nicht sehr groß gewesen sein, denn 1394 zählte der Ort nur etwa 85 Einwohner und in der Nachbarschaft waren ältere Kirchen (Martinskirche in Sontheim, Peterskirche in „Altschömberg“).

Einige volkstümliche Pilznamen

Von Fritz Scheerer

Von den rund 3 000 in Mitteleuropa wachsenden höheren Pilzarten findet man in den Pilzbestimmungsbüchern viele eigenartige und merkwürdige deutsche Namen. Manche Namen sind mundartlich bedingt und haben nur eine örtliche Verbreitung, andere wieder gehen auf uralte Überlieferung zurück. Von jeher waren aber Pilze oder „Schwämme“ von vielen Menschen sehr geschätzt, da sie schmackhafte Gerichte liefern können. Einige volkstümliche Namen, die bei uns gebräuchlich sind, sollen hier behandelt werden.

Dem Hexenpilz gab man den Namen Wagenschmierer, weil er in alten Zeiten als solcher benutzt wurde. Der Butterpilz führt wegen der schmierigen Hutoberfläche den Namen Rotzer. Wegen der vielen Warzen seiner Oberhaut erhielt der Pantherpilz die Bezeichnung Krötenchwamm.

Viele Namen erklären sich einfach aus der Gestalt der Pilze, so z.B. Korallenpilz, Eierbovist, Ziegenbart, Hahnenkamm, Schirmling. Andere Pilze haben ihren Namen von der Farbe erhalten, wie z.B. der Grünling, der Eierpilz (Pfefferling), Schwefelkopf. Wieder andere sind nach der Baumart benannt, unter oder an der sie wachsen, so der Birkenpilz. Angebliche Giftigkeit führte zu Bezeichnungen wie Satanspilz, Hexenpilz, Speiteufel. Die rote Farbe macht sie verdächtig und ließ sie als Teufelsspuk erscheinen.

Der Aberglauben hat sich von jeher mit den Pilzen befaßt. Da sind die Täublinge, unter denen es scharfschmeckende Arten gibt, die aber größtenteils abgekocht nicht tödlich wirken. Dem Wort täuben liegt das mittelhochdeutsche Wort touben zugrunde, das außer betäuben auch leblos machen, sogar töten bedeutet.

Sehr geschätzte Pilze waren von jeher die Trüffel, deren Namen auf das lateinische tuber = Knolle, italienisch tarufo, niederländisch truffen zurückgeht. Morcheln sind beliebt und wohlschmeckend. Der rätselhafte Namen „morchel“ kommt vom althochdeutschen morcha und bedeutet Mohrrübe. Mit

den Morcheln werden häufig verwechselt die Lorcheln, die ganz anderer Natur sind und durch ihre Giftigkeit oft Todesfälle hervorrufen. Sie wachsen zur selben Zeit (April, Mai) im Kieferwald.

Der Pfeifferling erhielt seinen Namen vom pfeffrigen Geschmack, den er in rohem Zustand hat. Erst im 16. Jahrhundert wurde mit ihm wegen seiner starken Verbreitung der Ausdruck der Geringschätzung und Wertlosigkeit verbunden, „keinen Pfeifferling wert“. Goethe schreibt in seinem Faust: „Strich drauf, ein Spange, Kett und Ring, als wären eben Pfeifferling“.

Bekannt bei Feinschmeckern ist der Champignon. Im Französischen bedeutet dieser Ausdruck Pilze im allgemeinen. Der Name leitet sich ab von dem lateinischen Wort campus, französisch champ = das Feld. Der Name des bekannten Reizkers kommt aus dem Russischen (ryschik = der Rötliche). In einem Kräuterbuch von 1588 heißt es: „Reizke ist eine art eßbarer schwämme; sie sind von gutem Geruch, zartem fleisch und angenehmem geschmack“.

Seltsam ist der Namen eines an Bäumen oder Baumstämmen wachsenden Pilzes, des Hallimasch, der Schrecken des Forstmanns, ein schlimmer Baumzerstörer. „Masch“ entspricht dem deutschen „Masche (= flechten) und in „halli“ steckt das althochdeutsche hali = heimlich, verborgen. Somit bedeutet Hallimasch „der heimlich Flechtende“.

Diese kleine Auslese soll zeigen, daß die Namen, die den Pilzen vom Volk gegeben wurden, oft recht verschieden und merkwürdig, manchmal auch rätselhaft sind.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

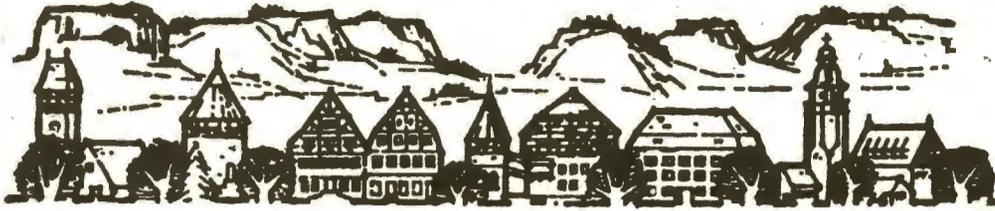
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 28

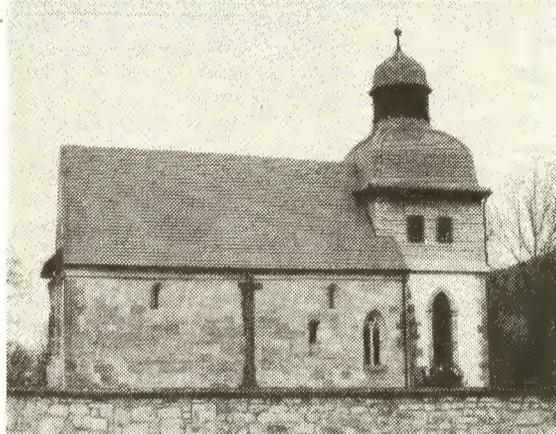
31. Oktober 1981

Nr. 10

Kostbarkeiten der Heimat

Die Plastiken der Weilerkirche zu Owingen im Eyachtal

Der Ort Oberowingen ist seit dem 15. Jahrhundert allmählich aufgegeben worden. Erhalten blieben der Friedhof und die ehemalige Pfarrkirche St. Georg, heute als „Weilerkirche“ überregional bekannt als ein Zeugnis staufischer Baukunst der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Ein vornehmes, abgetrepptes Portal mit Säulen, Schmuckbögen und



Die Weilerkirche in Owingen

Sonnen- und Sternensymbolen im Bogenfeld zielt die Westfront, und eine gute Mauertechnik lassen einen Meister seines Faches erkennen. Der Chor mit einem Chorturm und einer halbrunden Apsis wurde allerdings im 19. Jahrhundert erneuert und verändert.

Die wertvollen Plastiken des Kirchleins sind nach der Fertigstellung der neuen Dorfkirche St. Jakobus im Jahr 1973 dort diebstahlsicher untergebracht worden. Dazu gehörte eine **Pieta**, die 1961 in der Weilerkirche gestohlen, aber dann in der Schweiz wieder aufgefunden wurde. Sie stammt aus dem 15. Jahrhundert.



Pieta in Owینگen

Der Corpus Christi liegt waagrecht auf dem Schoß der Maria, wie es im 15. Jahrhundert üblich war. Die Zeit der Spätgotik wird deutlich an den reichen Gewandfalten der Gottesmutter und an ihrem mütterlichen Gesichtsausdruck. Solche Vesperbilder (Pieta, entstanden zuerst im 14. Jahrhundert als Andachtsbilder in den Dominikanerinnenklöstern, vor allem im süddeutschen Raum. Es wird das Abendgeschehen nach der Kreuzabnahme gezeigt, allerdings hier nun herausgelöst aus der vielfigurigen Beweinungsszene. Im 14. Jahrhundert ist bei dieser Darstellung der Körper Christi steil aufgerichtet. In der Zeit der Hochblüte der Mystik im 13./14. Jahrhundert haben sich die Nonnen in ihren Klöstern in solche Andachtsbilder versenkt und haben sich mit der Gottesmutter in ihrer Trauer und Verbundenheit eins gefühlt.

Ein ganz besonders wertvolles Kunstwerk aus der Weilerkirche ist die **Gruppe der trauernden Frauen mit Johannes** aus der Zeit der ausgehenden Spätgotik. Wir haben hier den sog. Parallelfaltenstil, was deutlich an den Gewandfalten, aber auch an den Kopftüchern der zurückstehenden Frauen zu erkennen ist. Die Gewänder sind so lang, daß man gar nicht in ihnen gehen könnte. Auf dem Boden ausgebreitet, bilden sie noch typisch spätgotische Faltenmotive, wie Dreieck, Tüte, Umschlag u. a. Der Gesichtsausdruck der Mitleidenden spiegelt das entsetzliche Geschehen der Kreuzigung wider. Wer sind die Frauen? Hinter der vom Schmerz gebeugten Mutter Maria stehen



Trauernde Frauen



Kreuztragender Christus



Kruzifix am Altar, ein Werk von Johann Georg Weckenmann. Fotos: Wedler

Johannes, Maria Magdalena und Maria Kleophas (Tochter des Kleophas, des zweiten Mannes der Anna) und ganz hinten Maria Alphäus (Frau des Alphäus und Mutter der

Söhne Jakobus d.J., Barnabas, Judas, Simon Zelotes und Thaddäus) und Maria Zebedäus (Frau des Zebedäus und Mutter der Söhne Jakobus d.Ä. und Johannes).

Ähnliche Gruppen trauernder Frauen sind zu sehen in der Wallfahrtskirche Weggental bei Rottenburg oder in der ehemaligen Stiftskirche in Buchau; außerdem in der Sammlung Lorenzkapelle in Rottweil die Trauernden aus Roggenbeuren und aus Eriskirch.

Auch der **kreuztragende Christus** stammt aus der Weilerkirche. Er ist ein Werk der beginnenden Renaissancezeit. Der Faltenwurf des Gewandes ist schlichter geworden, der Gesichtsausdruck abgeklärt, und trotzdem ist es dem Künstler gelungen, das Wesen der ergreifenden Situation packend zum Ausdruck zu bringen.

Einer noch jüngeren Zeit gehört das **Kruzifix** am Altar an. Es ist ein Werk des Barockplastikers Johann Georg Weckenmann, der fürstlicher Hofbildhauer war und zu den großen Holz- und Steinbildhauern des Barock zählt. Er ist in Uttenweiler ostwärts von Riedlingen geboren und hat sich in Haigerloch niederge-

lassen. Wir können Werke von ihm bewundern in Haigerloch (Schloßkirche und Annakapelle), Hechingen (Stadtkirche und St. Luzen), Sigmaringen, Hedingen, Gammertingen, Trochtelfingen, Oberndorf, Weilheim, Trillfingen, Neckarhausen und an anderen Orten. Weckenmann wirkte in der Hauptsache von 1755 - 1781, und aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammt auch das Kruzifix in Owingen. Obwohl schon die Zeit des Rokoko angebrochen war, bleibt Weckenmann, auch in seinem barocken Ausdruck, verhalten. Man entdeckt bei ihm nichts von der spielerischen Grazie. Nur das Lententuch und die Haare deuten barocken Schwung an. Der tote Christus, der seinen Kopf nach rechts geneigt hat, hängt an dem kurzen Querbalken tief nach unten, vom Künstler sicher gewollt, um das Leiden des Gemarterten dadurch zu verstärken. So wird dieses Kruzifix in seiner hochwertigen künstlerischen Gestaltung zu einem einprägsamen Bild des Erlösertodes für alle Gläubigen.

Eine Immaculata von Weckenmann und ein spätgotischer Johannes-Evangelist wurden in den 70er Jahren aus der Weilerkirche gestohlen. Kurt Wedler

man das Fest feiern ohne den Vater! Nein, das konnte man nicht! Deshalb erklärten die drei Frauen und Mütter: Wenn der Vater bis zum Konfirmationsamstag nicht entlassen und daheim ist, werden unsere Kinder nicht konfirmiert. Das teilten sie dem damaligen Pfarrer mit und zwar mit solcher Deutlichkeit, daß er nicht daran zweifeln konnte, daß es den Frauen bitterernst war.

Das war für den Herrn Pfarrer ein peinlicher, überaus schwieriger Fall. Man muß dabei wissen, daß zu diesem Zeitpunkt das Verhältnis zwischen Kirche und Nazipartei noch nicht gestört war. Jeden Sonntag mußte man es in der Predigt hören, wie froh wir sein müßten, daß der liebe Gott uns den „Führer“ geschickt und das Vaterland vor der „roten Gefahr“ gerettet habe.

Aber wenn die drei Frauen ihre Drohung wahr machten und die drei tatsächlich dem Konfirmationsgottesdienst fernblieben, hätte das im weiten Umkreis großes Aufsehen erregt, es wäre ein kirchlicher Skandal gewesen. So setzte der Pfarrer alle Hebel in Bewegung, die drei Männer vom Heuberg freizubekommen. Ob der Kreisleiter Kiener dazu mächtig genug war oder ob er sich gar noch an höhere Stellen wenden mußte, man weiß es nicht. Die Hauptsache: Schon am Donnerstag vor dem Konfirmationssonntag kamen sieben von den elf Heselwangern, darunter die drei Konfirmandenväter, vom Heuberg heim. Man erkannte sie zunächst kaum mehr, einen solch großen Bart brachten sie mit. Aber das war weiter nicht schlimm, der war schnell weggerasert. Die Gefangenen auf dem Heuberg durften sich nicht rasieren.

Wenn man sich in die Männer, die Frauen und die drei Konfirmanden hineindenkt: Ihr Fest stand im Zeichen einer ganz großen Freude. Und wenn die drei Frauen in der Kirche nicht bloß fromme Gedanken und Gefühle, sondern auch einen gewissen Stolz in sich trugen, wer will es ihnen verdenken? Waren sie doch mit einem furchtbaren, zu allem entschlossenen Feind fertig geworden, dem sich damals alles beugte. Sie hatten wohl das Recht, erhobenen Hauptes in der Kirche zu sitzen, die „Weiber von Heselwangen“: Marie Hafner, Pauline Haug und Anna Jenter. Wir dürfen sie nicht vergessen.

Die Weiber von Heselwangen

Von Hermann Häberlen

Vorbemerkung: In Nr. 6 und 7 (Juni und Juli) 1981 haben die Heimatkundlichen Blätter zwei Berichte von 1933 des damaligen Balingen Volksfreunds über das KZ Heuberg abgedruckt. Diese Berichte sollten damals einerseits der Einschüchterung der Bevölkerung und andererseits der Verharmlosung des Lebens im Lager dienen. Wie die Haft und das Leben im Lager von Insaßen selbst und deren Angehörigen erlebt wurden, darüber gibt der folgende Bericht Auskunft.

Jedermann kennt die Geschichte von den Weibern von Weinsberg. Auch ist wohl bekannt, daß die Frauen von Schorndorf einmal mit Erfolg in das politische Geschehen ihrer Stadt eingegriffen haben. Wer aber weiß, daß auch Frauen von Heselwangen sich gegen einen gefährlichen politischen Feind durchgesetzt haben und ihre Männer aus dem Konzentrationslager auf dem Heuberg befreiten? Das wissen noch ein paar alte Leute in Heselwangen, aber sonst ist es vergessen. So wird es gut sein, wenn es erzählt wird, daß diese Geschichte den ihr gebührenden Platz im Gedächtnis der Heselwanger und auch anderer Ortschaften bekommt.

Das war am 21. März 1933, also am Beginn des „Tausendjährigen Reichs“. Da erschien früh am Morgen ein Omnibus mit einigen SA-Männern in Heselwangen, um dort alle Sozialdemokraten und die paar Kommunisten, die es auch gab, zu verhaften. Einer der Verhafteten erzählt rückblickend: Er sei gerade unter seiner Kuh gesessen und habe sie gemolken, als ein SA-Mann erschienen sei und ihn gefragt habe, ob er ein Sozialdemokrat sei. „Ja, wohl, ich bin ein Sozialdemokrat“, habe er gesagt. Da habe man ihn mitgenommen, zunächst auf das Rathaus. Dort sammelte man die 11 Männer, die an diesem Morgen vor ihrem Gang ins Geschäft verhaftet wurden. Der Landjäger von Frommern, der aber kein Nazi war und mit der ganzen Geschichte nicht einverstanden war, war beim Zusammenholen der einzelnen auch beteiligt. Als alle Gesuchten beieinander waren, wurden sie in den bereitstehenden Omnibus verladen und abging's auf den Heuberg. Dort war das Konzentrationslager für die politisch Verdächtigen schon vorbereitet. Natürlich herrschte in dem kleinen Ort an diesem Tag eine sehr gedrückte Stimmung, und manch einer fürchtete, man könnte ihn auch noch holen. Die elf unmittelbar betroffenen Frauen waren zunächst ratlos und verzweifelt; die meisten Heselwanger waren entsetzt über eine solche Maßnahme. Es gab aber auch schadenfrohe Leute, die mit dieser Aktion einverstanden waren.

Nun sollte am 2. April 1933 Konfirmation sein. Zwanzig Konfirmanden waren es damals in Heselwangen, zehn Buben und zehn Mädchen. Und jetzt hatte man drei Konfirmanden den Vater weggenommen: Der Maria Hafner (Tochter des Konrad Hafner), der Anna Jenter (Tochter des Karl Jenter; aus ihr wurde später die unermüdliche, treue Leiterin der Kinder-

kirche) und dem Alfred Haug (Sohn des Johannes Haug; Alfred ist später im Krieg gefallen). Konnte man Konfirmation feiern ohne den Vater? Ein Fest feiern und dabei immer drandenken müssen, daß der Vater im Konzentrationslager eingesperrt ist. Man hatte inzwischen erfahren, daß die Gefangenen auf dem Heuberg sehr schlecht behandelt, daß sie sogar geschlagen wurden. Ein maßgebender Nazi hatte spöttisch erklärt, der Heuberg sei „natürlich kein Erholungsheim“. Man war um die Männer in großer Sorge. Und jetzt sollte

Von Ärzten und Apothekern, Kranken und Krankenhäusern im alten Ebingen

von Dr. Walter Stettner

Das darf der Sohn sagen, denn über dem Grabe und noch mehr jenseits des Grabes ist Wahrheit, darf es sagen, weil er glauben darf, wenn er, der Vater, die Selbsterhaltung nicht der Lebensrettung und Hilfe seiner Mitbürger untergeordnet hätte, in sich tragend den unüberwindlichen Trieb nach der Behausung der Not und des Jammers, der Seufzer und Wehklagen, so würden vielleicht jetzt noch die dankbaren Söhne dem alten Vater den Rest seiner Tage durch ihre Liebe versüßen und sich durch sein Dasein beglückt fühlen können. Doch er ruhet wohl, wenn auch vergessen von denen, denen er den besten Teil seiner Lebenszeit geweiht hatte, und ich kann nicht mehr als Sie bitten, als ein Freund des Verstorbenen, die Ebinger daran zu erinnern, es habe eine Zeit gegeben, in welcher ein Dr. Schäffler gelebt habe, der mit Leib und Seele, mit Rat und Tat der Stadt Ebingen sich hingeeben“ (23).

Dem ist nur noch hinzuzufügen, daß dieser Brief den Dr. Schäffler in einem ganz anderen Lichte zeigt als die Schilderung des Balingen Amtsmanns. Das gleiche ergibt sich aus einer Bemerkung des Ebinger Stadtrats vom Jahr 1816: Der verstorbene Dr. Schäffler habe eine Zulage von 50 fl. bekommen, als „Belohnung seiner vortrefflichen Dienste für das Publicum überhaupt, welche er in allen Teilen der Gesundheitspflege geleistet“ (23 a).

Dr. Ludwig Friedrich Böck

Für die freigewordene Stelle des Unteramtsarztes meldeten sich nur wenige Bewerber. Unter diesen wählte König Friedrich (der sich als absolut regierender Herrscher auch dieses Recht vorbehalten hatte) auf Vorschlag des Ministeriums des Inneren den Dr. Ludwig Friedrich Böck aus. Als sich Dr. Böck im Jahr 1826 um die Stelle des Balingen Oberamtsarztes bewarb, wurden zahlreiche Daten über seinen Werdegang zusammengestellt. Er war damals 45 Jahre alt, geboren am 16. April 1781 in Tübingen als Sohn des Professors August Friedrich Böck, der vorher Prälat und Generalsuperintendent in Alpirsbach und Hirsau gewesen war. Der Sohn bezog 1797 die Universität Tübingen und absolvierte dort zunächst die philosophischen Fächer. Von 1797-1803 widmete er sich der Medizin und wurde im Oktober 1804 zum Dr. med. promoviert. Von Ende 1804-1807 weilte er in Wien, soweit ihn nicht Reisen nach Ungarn, Mähren, Böhmen und Sachsen von der Kaiserstadt abhielten. Es ist anzunehmen, daß die Wiener Zeit im wesentlichen seiner weiteren Ausbildung gedient hat. 1807 führte sein Weg nach Paris. Dort nahm er zwei Jahre später mit höchster (württ.) Erlaubnis die Stelle eines officier de santé de la première classe in der französischen Armee an und machte als solcher den Herbstfeldzug Napoleons 1809 gegen Öster-

reich mit. Er wurde dem 3. Armeekorps als Medizinmajor beigegeben und 1810 an das Hospital der kaiserlichen Garde delegiert. Kehre aber 1811 in die Heimat zurück. Drei Jahre wirkte er als praktischer Arzt in Freudenstadt. Bei der Medizinalorganisation des Jahres 1814 wurde er zum Unteramtsarzt in Pfalzgrafenweiler ernannt. Im Prüfungszeugnis vom 26. August 1811 steht, daß der Bittsteller in der praktischen Heilkunde durch seine bisherige Übung sich ganz ordentliche Kenntnisse erworben, in den theoretischen Fächern der Arzneiwissenschaft inzwischen weitere Fortschritte gemacht habe und überhaupt eine gute Beurteilung besitze, auch dereinst zur Vernehmung eines Physikats fähig sei.

Oberamtsarzt Dr. Bronner erteilte ihm unterm 13. September 1824 das Zeugnis, daß er seine amtlichen und ärztlichen Verrichtungen in seinem Unteramtsbezirk zur vollkommenen Zufriedenheit der Bewohner und der oberen Behörden verseehe, der Stelle eines Oberamtsarztes wohl vorstehen könnte und allen dabei vorkommenden Anforderungen vollkommene Genüge zu leisten imstande sei. Das Oberamt Balingen vermerkte in einem Beibericht, es habe die Erfahrung gemacht, daß bei einigen Epidemien das Medizinalkollegium die Zufriedenheit über die Behandlungsweise des Bittstellers bezeugt habe und der in der dortigen Gegend den Ruf eines sehr guten Arztes habe. Damit sind wir den Ereignissen vorausgeeilt.

Durch königliches Dekret vom 12. März 1815 wurde der Unteramtsarzt Dr. Böck in Pfalzgrafenweiler auf die gleiche Stelle in Ebingen versetzt (siehe Dekret). Die Versetzung bedeu-

Styff

*Königreich
Württemberg*

*Departement der Innern
Section des Medicinal Wesens.*

Im Namen des Königs.

Dem Königlichen Unteramtsarzt Dr. Böck in Pfalzgrafenweiler wird hiermit eröffnet, daß der Kaiserliche Allergnädigste Befehl vom 12.ten Decr. die vorläufige Unteramtsarztstelle zu Ebingen, mit dem dem abhängenden Befehl vom 27.ten Decr. und dem Befehl vom 1.ten Jan. zur Befreiung der Armen, nebst einer Offertation allergnädigst übertragen worden ist.

Insolte einmüßig gleich auf die bereits abgelegte Offertation vorzusitzen und sich diese Stelle, wenn Sie züg zu bezeugen.

Württemberg den 15. März 1815.

*Auf besondern Allergnädigsten Befehl.
Meff.*

tete für Dr. Böck eine finanzielle Besserstellung: in Pfalzgrafenweiler hatte er eine Jahres-Besoldung von 200 fl. nebst 10 fl. für Schreibmaterialien und einer Pferderation, in Ebingen 250 fl. und die gleichen Nebeneinnahmen. Wie Dr. Schäffler war er zugleich Armenarzt, der die Armen und Hospitaliten unentgeltlich zu betreuen hatte. Die Stadt Ebingen bot überdies bessere Möglichkeiten, eine Privatpraxis aufzubauen. Die amtliche Inanspruchnahme Dr. Böcks dürfte ziemlich umfangreich gewesen sein. Nach ersten Erfahrungen rechnete er mit täglich zwei Gängen. Die Zahl der armen Familien, die wöchentlich Unterstützung erhielten und ohne Vergütung zu behandeln waren, belief sich nach Angaben des Stiftungsverwalters Rau auf 206; ob die etwa 30 Hospitaliten in dieser Zahl inbegriffen waren, ist unsicher.

Daraus, daß Dr. Böck nicht als Chirurg und Geburtshelfer ausgebildet war, entstanden für ihn und den Stiftungsrat Schwierigkeiten. Der Magistrat hätte gerne einen Unteramtsarzt gesehen, der wenigstens auch als Geburtshelfer hätte mitwirken können. Sonst war man mit Dr. Böck wohl zufrieden. In einem Stiftungsprotokoll ist die Rede von dem Vertrauen in die ganz besonderen und für die Funktion eines wirklichen Oberamtsrates qualifizierenden Kenntnisse und die Geschicklichkeit, welche der dermalige Unteramtsarzt Dr. Böck im Fache der inneren Heilkunde besitze. Aber es

scheint, daß dieses Lob das Fortloben des Dr. Böck zum Ziel hatte.

Als Fachmann für höhere Chirurgie blieb damit nur der Balingen Oberamtsarzt. Das war damals Dr. von Bronner, der 1816 im hiesigen Spital eine Operation durchführte, bei der fast alle Chirurgen beschäftigt waren.

Daß Dr. Böck nur in innerer Medizin, nicht auch in Chirurgie und Geburtshilfe ausgebildet war, hat vermutlich auch dazu geführt, daß er bei der oben berührten Ausschreibung der Stelle eines Oberamtsarztes in Balingen 1825 nicht zum Zug gekommen ist (27).

In den ersten Jahren Dr. Böcks stieg die Zahl der Kranken beträchtlich an. Das dürfte die Auswirkung unzureichender Ernährung während der berüchtigten Hungerjahre 1816/17 gewesen sein (in den Akten wird dieser Zusammenhang nicht erwähnt). Daß die Krankheitsfälle bei der ärmeren Bevölkerung im Verhältnis eher stärker stiegen als beim Durchschnitt, dürfte nicht verwundern, gerade wenn man an den Zusammenhang mit der Hungerkatastrophe denkt. Für die Armen mußte aber die Stadt Ärzte und Apotheker, sei es aus der Stadt- oder der Stiftungskasse bezahlen. Deshalb forderte man zunächst den Dr. Böck auf, die Bestrebungen um Senkung der Kosten zu unterstützen. Als das keine spürbare Wirkung tat, wandte man sich klagend an das Oberamt. Dr. Böck setzte sich gegen die Vorwürfe zur Wehr: Ein Arzt sei verpflichtet, jeden Kranken ohne Unterschied zu behandeln. Die Rechnungen der Chirurgen, die er vor der Auszahlung zu kontrollieren hatte, dürfte er nur bis zu der festgesetzten Taxe herabmindern. Von den Apothekern dürften die Originalrezepte nicht der Armenkommission ausgehändigt werden.

In all diesen Punkten bekam Dr. Böck von der Kgl. Sektion des Medizinalwesens, der höchsten Medizinalstelle des Landes, an die sich das Oberamt mit der Bitte um Stellungnahme gewandt hatte, im März 1818 Recht. Die gestiegenen Krankenkosten habe Dr. Böck einleuchtend begründet, die Rechnungen der Chirurgen könne er nur bis zur vorgeschriebenen Taxe ermäßigen. Es sei selbstverständlich, daß der Arzt, wenn es nötig sei, auch bei Armen ohne Rücksicht auf die Kosten jede Arznei verschreiben dürfe. Die Armenkommission sei nicht befugt, den Arzt deswegen zur Rede zu stellen. Wohl aber könne sie verlangen, daß der Arzt bei langwierigen und teuren Behandlungen über die Beschaffenheit der Krankheit und die Aussichten einer Heilung Auskunft gebe und daß er genaue Aufsicht über die Wundärzte und ihre Rechnungen führe.

Menschlich näher rückt uns Dr. Böck, wenn er im Jahr 1823 zweimal beim Stadtschultheißamt wegen Überschreitens der Polizeistunde angezeigt wird. Das eine Mal saß er im Wirtshaus zur Sonne zusammen mit dem Konditor Sauter, dem Stadtrat Johann Jakob Binder und dem Kaufmann Johannes Binder, das andere Mal in der „Traube“ mit dem Amtschreibereisubstituten Mayer. Zweimal bot der Polizeinspektor jeweils ab, um 10 Uhr und um 1/2 11 Uhr, aber Dr. Böck und seine Zechgenossen saßen bis um 1/2 12 im Wirtshaus, obwohl der Wirt ihnen angeblich nach 10 Uhr nichts mehr ausgeschenkt hatte. Die Zechgenossen des Arztes wurden mit je 3 fl. 15 kr. bestraft, Dr. Böck aber dem Oberamt gemeldet, da dem Stadtschultheißen über den Unteramtsarzt keine Strafbefugnis zustand.

Im Jahr 1828 bat Dr. Böck in einer Eingabe an den König, ihm Charakter und Rang eines Oberamtsarztes zu verleihen. Er sei seit 14 Jahren als Unteramtsarzt tätig und damit einer der ältesten und glaube, seinen Dienst zur Zufriedenheit der Behörden versehen zu haben. Er habe im Sigmaringischen und im Badischen eine nicht unbedeutende Praxis und treffe dort öfters mit „ausländischen“ Ärzten zusammen. Um mit diesen auch hinsichtlich der äußeren Stellung in der Gesellschaft auf gleichem Fuß zu stehen, würde er die Ernennung mit tiefstem Dank begrüßen.

Das Medizinalkollegium, das dem Innenministerium als Fachbehörde angegliedert war, nahm dazu Stellung wie folgt: Die Erteilung von Charakter- und Rangerhöhungen an ein-

zelne Medizinalpersonen kommt in Württemberg viel seltener vor als in anderen Staaten (die alte württembergische Sparsamkeit, um nicht zu sagen Knauserigkeit) und wird beinahe nie nachgesucht. Im vorliegenden Fall wird die Bitte hauptsächlich mit dem Verhältnis des Bittstellers zu auswärtigen Ärzten angeführt. Dieser Grund scheint insofern nicht ohne allen Gehalt, als wirklich die angestellten Ärzte der benachbarten kleinen Fürstentümer (Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen) und wohl auch des Großherzogtums Baden zum größten Teil entweder durch ihr Amt oder besondere Titel in der äußeren Stellung einen Vorrang vor der Würde eines Unteramtsarztes, welcher für denjenigen, der hierauf Wert legt, drückend erscheinen, besitzen, auch wohl bei einem Teil der Gesellschaft nicht ohne Einfluß auf den Wirkungskreis des Arztes selbst sein mag. Für den Zweck der bloßen Rangerhöhung möchte mehr die Auswahl anderer Titel geeignet erscheinen als solcher, welche nur die unmittelbare und wahre Bezeichnung der Funktion desjenigen sind, auf welchem sie ruhen. Und wie es sich auch mit dem von Dr. Böck für seine Bitte vorgetragenen Grund verhalten möge, so ist doch mit Gewährung seiner Bitte auch seine Stellung zu den im Rang ihm bisher gleichstehenden inländischen Ärzten verändert und ihm vor diesen ein Vorrang zugesichert, was zu der Frage führt, inwieweit das persönliche Prädikat und die bisher geleisteten Dienste dem Dr. Böck einen Anspruch auf Erhöhung seines Charakters begründet.

In dieser Hinsicht haben wir zu bemerken, daß Dr. Böck von wissenschaftlicher Seite sich bis jetzt nicht ausgezeichnet hat und daß seine Amtsführung bis jetzt so war, daß wenigstens keinerlei Veranlassung zur Anerkennung besonderer Dienste oder Exquisiter Amtsführung obwaltet. Doch ist es richtig, daß er unter der Zahl der Unteramtsärzte den Lebens- und Amtsjahren nach einer der ältesten, wenn nicht der älteste ist und daß die Belassung in seiner angeordneten Stellung in neuester Zeit größtenteils mehr von relativ äußeren Umständen als von diesseitigen Zweifeln an seiner Befähigung auf Bekleidung einer Oberamtsstelle abhängig war. Wir haben es daher ganz dem höheren Ermessen anheimzustellen, ob dieses Dienstalter und der besondere Grund, welchen Dr. Böck seinem Gesuch unterlegt, gnädigst berücksichtigt werden soll (29).

Aus späteren Akten ergibt sich, daß König Wilhelm dem Gesuch nicht entsprochen hat. Im Februar 1831 bat Dr. Böck im Alter von 50 Jahren „wegen kränklicher Umstände, zu denen vielleicht ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den kältesten Gegenden von Württemberg beigetragen hat“, ihn von der Stelle eines Unteramtsarztes in Ebingen zu entbinden, da er nicht mehr imstande sei, seinen Dienst gehörig zu versehen. Er hatte ein Jahr zuvor erstmals (!) um einen Urlaub von 14-16 Tagen nachgesucht, um wegen seiner Gesundheitsumstände inländische Bäder zu gebrauchen. Das war ihm gewährt worden. Er behielt sich vor, im Falle der Wiederherstellung seiner Gesundheit sich erneut um eine Amtsstelle bewerben zu dürfen. Aber Dr. Böck war schwer krank, er mußte es sogar ablehnen, bis zur Wiederbesetzung der Stelle die Vertretung zu übernehmen. Der Ebinger Stadtrat war mit der Entlassung einverstanden, er äußerte sich dahin, daß er „alle Ursache habe, mit Dr. Böck sowohl in Beziehung auf sein bürgerliches Verhalten als sein dienstliches Wirken vollkommen zufrieden zu sein“; er wollte nur vorbeugen, gegen „allenfallsige Ansprüche des Dr. Böck auf Pension aus den hiesigen öffentlichen Kassen bei dem bedeutenden Defizit, an welchem diese beiden Kassen (Stadtkasse und Stiftungskasse) leiden“ (30).

Die Regierung des Schwarzwaldkreises genehmigte am 2. April 1831 die Entlassung Dr. Böcks; nach Wiedergenesung sollte ihm unbenommen bleiben, als Bewerber um erledigte Stellen aufzutreten und dabei seine vieljährige Dienstleistung, die von den Behörden gebührend anerkannt worden sei, geltend zu machen. Dazu kam es aber nicht mehr:

Noch im Sommer 1831 starb Dr. Ludwig Friedrich Böck in Ulm. Die Befürchtungen der Ebinger erwiesen sich als grundlos; im Gegenteil vermachte Dr. Böck der Stadt einen Betrag von 80 fl. für eine besonders arme, kinderreiche Familie. Das führte noch zu einem Streit darüber, welche Familie dieser Spende am meisten würdig sei (31).

Dr. Christian Friedrich Haux und Dr. August Wilhelm Koch

Nach dem Ausscheiden Dr. Böcks wurden Stadt- und Stiftungsrat Ebinger aufgefordert, sich wegen Wiederbesetzung der Unteramtsarzt stelle und wegen der einem künftigen Inhaber der Stelle aus den hiesigen öffentlichen Kassen zu leistenden Gehaltsbeitrags zu beraten (die Zeiten des absolut regierenden Königs Friedrich waren vorbei, mit König Wilhelm war 1819 eine neue Verfassung ausgehandelt worden). Die hiesigen Kollegien waren sich darin einig, daß wieder ein Unteramtsarzt aufgestellt werden und dieser zugleich als Armenarzt fungieren, d. h. den Hausarmen und den im Hospital und im Krankenhaus befindlichen Personen unentgeltlich Hilfe leisten sollte. Die Jahresbesoldung von 260 fl. wäre auch dem neuen Arzt zu bewilligen; die Pflanzenerwartung erwartete man wie beim Oberamtsarzt als Beitrag der Amtsversammlung.

Ihr wurde ferner der Wunsch übermittelt, „daß ein in jeder Beziehung tüchtiger Arzt aufgestellt und bei der stattfindenden Wahl besonders auf einen Mann abgehoben werde, der (nebeher der inneren Medizin) auch in der höheren Chirurgie und Geburtshilfe bewandert sei“. Zur Wahl wurde von Ebinger der Amtsversammlung als dem gesetzlichen Wahlprimat der aus Ebinger stammende Dr. Haux, Unteramtsarzt in Mössingen, empfohlen. Diesem Wunsche entsprechend wurde schließlich am 8. Juli 1831 Dr. Christian Friedrich Haux mit allen Stimmen der Amtsversammlung zum Nachfolger des Dr. Böck gewählt (32).

Durch die Notwendigkeit, mehrere Instanzen (Stadttrat, Stiftungsrat, Amtsversammlung, Oberamt, Kreisregierung des Schwarzwaldkreises) zu beteiligen, hatte sich die Bestellung des neuen Unteramtsarztes verzögert. Mittlerweile ließ sich hier der Lizentiat der Medizin August Wilhelm Koch nieder. Er stammte aus Dürrwangen, war der Sohn des Amtssubstituten Immanuel Koch und schloß während seiner Ebinger Zeit am 14. August 1834 in Rottenburg die Ehe mit Mathilde Sophie Heinrike Fleischmann, der Tochter des Pfarrers in Mössingen. Die Regierung des Schwarzwaldkreises überließ es den Ortsvorstehern des Unteramtsbezirks, dem Koch die Besorgung der Armen zu übertragen und damit den Balingen Oberamtsarzt, der vorübergehend damit betraut war, von dieser Pflicht zu entbinden.

Nach der Wahl des Dr. Haux zum Unteramtsarzt praktizierte Dr. Koch einige Jahre hier als freier Arzt. Er ist als solcher anscheinend rasch in die Ebinger Gesellschaft integriert worden. Das dürfen wir aus zwei Strafverfügungen wegen Überschreitens der Polizeistunde herleiten. An einem Abend im Januar 1834 saß er in guter Gesellschaft, darunter Helfer (= 2. Pfarrer) Zais, der Medizinstudent Palm und Buchdrucker Göbel, noch bis Mitternacht in der Traubenwirtschaft und wurde dafür wie die anderen „Sünder“ mit 1 fl. bestraft. Im Sommer 1835 wurde er nach der Polizeistunde im Wirtshaus zum Anker getroffen zusammen mit dem Wirt Krimmel und dem Schullehrer Hiller, seinen Verwandten, und ihren Frauen. Diesmal wehrte sich Dr. Koch gegen Bestrafung. Im Anker gebe es kein Nebenzimmer, daher hätten sie sich in der Wirtsstube mit ihren Frauen an einen besonderen Tisch gesetzt, seien da fröhlich und vergnügt gewesen und hätten die Polizeistunde übersehen (33).

Im Sommer 1835 bat Dr. Koch Stadt- und Stiftungsrat um Verwilligung einer festen Summe für unentgeltliche Besorgung der Armen. Dazu schrieb er: „Im Frühjahr 1831 trat ich als praktischer Arzt auf, zu einer Zeit, wo sich in der hiesigen volkreichen Stadt kein

anderer Arzt befand und der Kranke wöchentlich zweimal von einem drei Stunden von hier entfernten Arzt Hilfe hatte. Während dieser Zeit habe ich mir das Zutrauen armer und reicher Kranker gewonnen. Der Gemeinde muß wohl auch daran gelegen sein, einen Arzt, der seit 4 ½ Jahren mit den Familien- und Lokalkrankheiten vertraut ist, eher beizubehalten, als den häufigen Wechsel praktischer Ärzte zu erfahren. Es wird wohl auch dem Stadt- und Stiftungsrat nicht unbekannt sein, mit welchen Beschwerden und Aufopferungen ein Arzt zu kämpfen hat“.

Der Stiftungsrat beschloß darauf am 9. Juli 1835, dem Dr. Koch ein jährliches Gehalt von 15 fl. aus der Stiftungskasse und ebensoviel aus der Stadtkasse zu verwilligen. Dafür sollte er auch künftig die Armen unentgeltlich behandeln, wenn sie sich ihm anvertrauten. Der Bürgerausschuß stimmte diesem Beschluß zu, ein Beweis dafür, daß Koch in gutem Ansehen bei der Bürgerschaft stand. Aber das gemeinsame Oberamt erklärte in einem Schreiben vom 17. September, für die Stiftungen bestehe zu dieser Zahlung keine Verbindlichkeit, da die Bewohner der Stadt und besonders die Armen durch einen öffentlich angestellten Arzt, dessen sich die Armen bedienen müßten, vollkommen beraten seien. Die Stiftungen litten an einem Defizit. Daher werde dem Stadt- und Bürgerausschuß anheimgegeben, den ganzen Betrag auf die Stadtkasse zu übernehmen. Nun entschied der Stiftungsrat, seinen Beschluß zu widerrufen und dem Dr. Koch lediglich aus der Stadtkasse und vorläufig auf ein Jahr 15 fl. zu bewilligen (34).

Da schrieb Dr. Koch im Oktober 1835 an das Stadtschultheißenamt, er sehe sich veranlaßt, für die im stiftungsrätlichen Beschluß vom 9. Juli bewilligte Summe gerühret zu danken, wolle dagegen auf den späteren Beschluß seine vollkommene Resignation umso mehr aussprechen, als es nie seine Absicht gewesen sei, der Gemeinde mit gering bezahlten Bemühungen zur Last zu fallen (35). Vermutlich ist Dr. Koch nach Stuttgart gezogen, denn dort hat

sich 1844 der hiesige Schmied Andreas Allgauer bei einem Dr. Koch 100 fl. geliehen, die er zwei Jahre später zurückbezahlt hat; der Geldgeber war wohl der einstige Ebinger Doktor (36). Dr. Christian Friedrich Haux, im Dezember 1789 als Sohn des Färbers Johann Georg Haux hier geboren, hatte 1816 die Universität Tübingen bezogen und war im September 1820 zum Dr. med. promoviert worden. Er hatte die Prüfung in der höheren Chirurgie vor dem Medizinalkollegium in Stuttgart und die in Geburtshilfe bei der Fakultät in Tübingen bestanden. Als Unterarzt war er beim Stuttgarter Infanterieregiment Nr. 7, dann als Oberarzt bei verschiedenen Regimentern tätig. 1823 verehelichte er sich mit Juliane Barbara Roth, einer Försterstochter aus dem badischen Kandern. 1825 zum Unterarzt in Mössingen bestellt, folgte er 1831 dem Ruf auf die gleiche Stellung in Ebinger. Hier wurde er bei der ausgesprochenen Vorliebe der alten Ebinger für Landsleute gewiß mit offenen Armen empfangen. Dr. Haux war Inhaber der Goldenen Militärmedaille – ohne Zweifel für tapferen Einsatz in den Napoleonischen Kriegen – und bezog als solcher einen gesetzmäßigen Medaillegehalt von jährlich 115 fl., der ihm nach einer Entscheidung des Kgl. Geheimenrats vom Jahr 1832 unabhängig von seinem Zivildienstgehalt lebenslänglich ungeschmälert zu belassen war. Vielleicht hat ihm der Medaillegehalt überhaupt erst ermöglicht, im Alter von 27 Jahren noch ein Studium zu ergreifen. Ferner besaß Dr. Haux die chirurgische Preismedaille. Aufgabe der Amtsärzte war es, Berichte, Gutachten u. ä. zu erstellen und gesundheitspolizeiliche Aufträge zu erfüllen, besonders bei Epidemien. Außerdem hatten sie die Tätigkeit der Apotheker, Chirurgen und Hebammen zu überwachen und zu beurteilen. Dr. Haux wurde ferner wie seine Vorgänger von der Stadt als Armenarzt angestellt und war als solcher verpflichtet, den Hausarmen und den im Hospital und im Krankenhaus Untergebrachten unentgeltlich ärztliche Hilfe zu leisten (38).

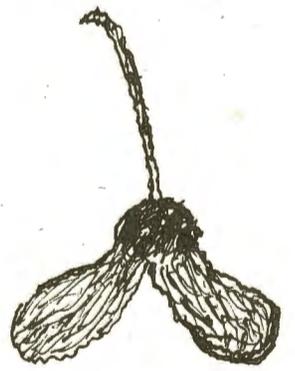
Fortsetzung folgt



Geschwänzte Frucht der Waldrebe



Samen mit Flugschirm: Espe



Schraubenvlieger: Spitzhorn

Samenverbreitung durch Wind

Das gewöhnlichste Beförderungsmittel für Pflanzensamen ist im allgemeinen der Wind. Er dient vor allem als tragende Kraft für die Flugfrüchte. Zu diesen gehören die winzigen Staubfrüchte (Bärlappsporen, Orchideensamen). Deren Flugfähigkeit kann durch sackartige Umhüllungen erhöht werden. Sie werden dadurch zu Blasenfliegern.

Bei andern wird die Flugfähigkeit durch Flügelanhänge erhöht. Diese können die Frucht als Saum ringförmig umgeben, so bei den Scheibenfrüchten der Ulme und des Schildampfers sowie des Silberblattes, des Enzians, der Glockenblume. Bei andern Flugfrüchten liegt der Schwerpunkt außerhalb des Flügels, so bei den geschwänzten der Waldrebe und namentlich bei Schirmfliegern, zu denen die Früchte vieler Korbblütler (Löwenzahn, Disteln usw.) sowie die Samen der Pappel- und Weidenarten, des Weidenröschens, Woll- und Federgräser gehören (bis 10 km weit). Nicht so weit kommen die Schraubenvlieger, die vom erhöhten Standpunkt der Bäume aus verbreitet werden (Fichte 300 m, Tanne 90 m, Hagbuche 70 m, Esche 25 m usw.). In all diesen

Fällen ist ein seitlicher Flügel angebracht, so daß sich die Frucht in rasendem Wirbel um sich selber drehen kann und dabei nur langsam zu Boden schwebt. Beim Spitzhorn lösen sich die beiden symmetrischen Fruchthälften einzeln vom Stiel und bilden zwei selbstständige Flügelfrüchte. Auch zum Fortschleudern kann der Wind benützt werden. Dies ist im allgemeinen bei den Kapselrüchten der Fall (Glockenblume, Türkenbund, Eisenhut, Schlüsselblume usw.).

Kein Wunder ist nun, daß sich die Windfrüchtler, voran die besonders flugtüchtigen Arten, am Wegrand, in der Dachrinne, auf Mauern, auf dem Ackerfeld und auf der Wiese ansiedeln. Die Flugeinrichtungen, die in der Natur vorkommen, haben auch technischen Flug- und Schwebeeinrichtungen als Vorbild gedient.

Fritz Scheerer

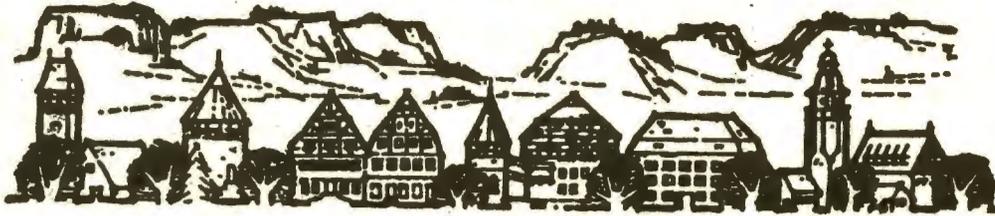
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 28

28. November 1981

Nr. 11

Balinger Bruderschaften

Von Fritz Scheerer

Am Ende des Mittelalters dienten Bruderschaften der Förderung des religiösen Lebens. In ihnen hatten sich Teile der Gemeinde zusammengeschlossen, um über die kirchlichen Einrichtungen und Gottesdienste hinaus ein frommes Leben im Alltag und im Beruf zu führen. In Balingen wird 1372 erstmals eine Bruderschaft erwähnt, jedoch ohne genaueren Namen und ohne bestimmte Einzelheiten. 1467 wird in Geislingen eine Zechbruderschaft von den Bubenhofen gestiftet, die bald eine große Blüte durch ihren geselligen Charakter erreichte und bis 150 Mitglieder zählte, auch vom Adel und von Auswärtigen. Diese Bruderschaft war aber gering dotiert, so daß sie 1777 aufgehoben wurde und ihre Einkünfte an den Heiligen flossen. Längeren Bestand hatten dagegen die Balinger Bruderschaften, wenn sie auch zeitenweise ruhten (s. auch HBl. v. März 1955, Wilh. Foth: „Balinger Bruderschaften in der Vergangenheit“).

In den Städten waren die Namen der Bruderschaften verschieden. So findet man z. B. Dreifaltigkeitsbruderschaften oder solche, die sich nach einem Heiligen nannten. Häufig wurde Märtyrer Sankt Sebastian als Patron gewählt, der als Soldat in einer römischen Legion wegen seines Bekenntnisses zum christlichen Glauben von Bogenschützen mit Pfeilen tot geschossen und im Mittelalter dann hoch verehrt wurde. In den oft wiederkehrenden Pestzeiten stieg er in der Anschauung des Volkes als Patron gegen die Pest zu den bekanntesten und meist verehrten Heiligen auf.

Die Sebastiansbruderschaft

In der 1412 erstmals genannten Nikolauskapelle, sehr wahrscheinlich an der Stelle der heutigen Balinger Stadtkirche, stiftete Graf Eberhard III. von Württemberg einen Altar zu Ehren des Heiligen Sebastian, Barbara und Brigitta. Dieser Altar wird 1440 und 1453 als Sebastians- und Fabiansaltar bezeichnet, von 1468 an heißt er lediglich Sebastiansaltar, denn an Sebastian des Jahres 1468 erlebte das württembergische Amtsstädtchen Balingen einen eigenartigen Festtag: Der Pfarrer der Stadtgemeinde, Hans von Nagold, „Meister der sieben gefreyten Künste“, hatte zur Gründung einer Bruderschaft zu Ehren des heiligen Märtyrers Sebastian eingeladen. Hatte doch in den vorausgegangenen Jahren (1463/65) die Beulenpest in Balingen und im ganzen Land viele Opfer gefordert. In diesen schweren Zeiten nahm das Volk seine Zuflucht zu dem heiligen Blutzengen Sebastian, er wurde zum Pestheiligen. Zum Dank für die glückliche Errettung gelobte man den Bau von Kapellen und Kirchen zu seinen Ehren, die Errichtung von Bildern und Statuen, von eigenen Bruderschaften, die ganz die Verehrung des Heiligen zur Aufgabe hatten. (s. Anmerkung 1: 1925 von Pfarrer Pfeffer: Jahresrechnungen gefunden.) Nach dem Dankgottesdienst gründete Hans von Nagold die Sebastiansbruderschaft. Er wurde ihr erster Pfleger. Ihm zur Seite standen Nebenpfleger Kirchherr Werner Koch von Erzingen und Schulmeister Niklaus Loner von Balingen. Noch im Gründungsjahr brachte es die Bruderschaft auf einen Mitgliederstand von 86 Personen (60 Männer und 26 Frauen). Zu den ersten Mitgliedern gehörten die Geistlichen der Stadt und der benachbarten Orte, (2 u. 3), die Honoratioren der Stadt, Obervogt Hans Brendlin, Keller (Finanzbeamter) Thoman Loner, Bürgermeister Konrad Buck, der Baumeister Hans Baur, der Stadtschreiber Hildebrand Schäffler und alle Stände (4 u. 5). Die Mitgliedsbeiträge entrichteten die Mitglieder an die Pfleger. Die Geistlichen zahlten 8 Denare oder Pfennige, die Laienmitglieder 2

Schillinge, die Frauen 8 Heller (etwa 6 1/2 Denare) als Jahresbeitrag. Das Eintrittsgeld betrug 2 Schilling. Jedes Jahr wurde an Fabian und Sebastian ein Bruderschaftsfest gefeiert. Die Pfleger legten der Versammlung Rechnung ab, nachdem zuvor von Schultheiß, Bürgermeister und Richtern geprüft worden war. An die Stelle der alten Pfleger wurden meist 2 - 3 neue gewählt (6). Am Bruderschaftstag wurde auch eine besondere Zeche gehalten, für die z. B. 1506 aus der Bruderschaftskasse 7 Schilling, 1508 6 Schilling 4 Heller aufgewendet wurden. Dann wurden in jedem Quartal („zu Wihinächten“, zu Fasten, Pfingsten und im Herbst) besondere Gottesdienste, sogenannte Jahrzeiten für die lebenden und verstorbenen Mitglieder gehalten.

Für die Bruderschaftsbücher, Rechnungen und Gelder wurde eine eigene Truhe angeschafft, ein sog. „Trögle“ (7) (befindet sich im Heimatmuseum). Die Satzungen wurden dem Bischof in Konstanz vorgelegt und um Bestätigung gebeten. Für die Bruderschaftsfeste wurde ein Bildwerk des hl. Sebastian angeschafft, das von einem Künstler geschnitten war. 1469 wurde auch eine Fahne erworben. Die Bedeutung der Bruderschaft wuchs, so daß vorübergehend Sebastian als Kirchenpatron für die Maria geweihte Friedhofkirche betrachtet wurde. Den Chor dieser alten Kirche ließ die Bruderschaft mit Wandbildern aus dem Leben des hl. Sebastian schmücken, von denen anläßlich der Kirchenrestaurierung in den Jahren 1911/12 Reste zum Vorschein kamen. In der 1443 begonnenen Stadtkirche wurde im südlichen Seitenschiff eine Kapelle dem hl. Sebastian geweiht. Sie trägt heute noch in ihrem Schlußstein das Brustbild des Heiligen und statt der Konsolen an den Gewölbeansätzen die Armbrustschützen (s. oben).

Für die Mitglieder der Bruderschaft wurde ein Abzeichen geschaffen. Vom Goldschmied ließ man kleine silberne Bilder des hl. Sebastian anfertigen sowie kleine silberne Pfeile, „Sträl“ oder „Straul“ genannt (s. Strahl in den Wörtern Lichtstrahl, Wasserstrahl, Bannstrahl), die an silbernen Ketten, von ärmeren Mitgliedern, an einer seidenen Schnur um den Hals getragen wurden. Die kleinen silbernen Bilder wurden 1485 „Bastion“ genannt, für den der neu aufgenommenen Bruder Hans Schwarz 12 Schilling an die Kasse zu zahlen hatte. Das Bild dürfte den an einen Baumstamm gebundenen von Pfeilen durchbohrten Heiligen dargestellt haben. 1502 zahlte Auberlin Wagner für seinen „Sträl“ (Silberpfeil) die beträchtliche Summe von 11 Schilling. Im selben Jahr übergaben einzelne Mitglieder, wie Kaplan Martin Götz, Eberhard Rieber, Ulrich Gebhard, Peter Gäbelin, Michel Aich-

halder, Bernhard Kolb von Frommern und Ludi Keßler ihre Bruderschaftszeichen, um sie in der Bruderschaftslade zu verwahren. Wilhelm Mätzler bezahlte 1503 neben 17 Schilling Eintrittsgeld 6 Schilling für den Silberpfeil. Sehr wahrscheinlich waren die Abzeichen nach künstlerischer Qualität und nach Gewicht verschieden und daher verschieden bewertet. In der Bruderschaftsrechnung von 1509 ist vermerkt, daß 11 Pfeile und Bastione neben einem Ring und 2 ledigen Ketten in der Lade liegen. Eine Kette ließ sich der Geistliche Peter Täscher bei seinem Eintritt 11 Schilling kosten.

Aus den Mitgliedsbeiträgen, die 1525 insgesamt 16 Gulden betragen, und den Schenkungen konnte ein Bruderschaftsvermögen angelegt werden. 1472 vermachte der Bruderschaft z. B. Lorenz von Kobelenz (wohl ein Steinmetz am Kirchenbau) 4 Pfund weniger 5 Heller rheinisches Geld und 30 Schilling Heller (1577: 1 Pfund = 20 Schillinge = 240 Pfennige, 1 Schilling = 12 Pfennige. Zur Kaufkraft des Geldes: 2 Schilling konnten an einem Vormittag bei Waldarbeit verdient werden), 1514 Junker Werner von Rosenfeld seine Zeichen als besonders priesterliches „Kleinat“ (Kleinod), von dem Goldschmied ausgearbeitet, samt Kette. So konnte ein Bruderschaftsvermögen geschaffen werden, das gegen Verpfändung von Gütern zu einem Jahreszins von etwa 5 Prozent an Brüder ausgeliehen wurde. Die Zinsen gingen in Form von Dinkel und Haber ein, für die im Fruchtkasten ein besonderer Platz hergerichtet war.

Nach 60jährigem Bestehen ging die Bruderschaft in den Neuerungen und Stürmen der Reformation 1528 ein. In diesem Jahr wurde noch ein Mitglied (Hans Wingartner) aufgenommen. Er zahlte nur noch 4 Batzen (1 Batzen = 4 Kreuzer) in die Kasse und erhielt als Zeichen einen Pfeil. Die Jahresrechnungen sind noch, wenn auch mit Lücken, vorhanden. In den Mitgliederlisten sind die ältesten Balinger Geschlechter verzeichnet. Sie stellen eine bedeutsame Geschichtsquelle der an Urkunden durch die vielen Brände so arm gewordenen Stadt dar.

Die Bruderschaften

Der Gedanke und der Sinn der Bruderschaften war aber mit dem Jahr 1528 nicht erloschen. 1569 werden Bruderschaften der Weber, Schneider, Schuhmacher, Zimmerleute und Gerber erwähnt. 1673 an St. Pauli Bekehrung bildete sich eine neue Bruderschaft, die alle Berufe zusammenfaßte. (s. auch HBl. März 1955). Als Gründer der Bruderschaft sind verzeichnet Hans Melchior Huotter, Mattheis Luppold, Sailer, Michael Merkle, Apotheker, Hans Werner, Hans Ruoff, Sailer, Michael Bosch, Glaser, Hans Michael Marquardt, Barbier, Baltas Mebold, Sailer, Ernfried Herb, Sailer, Hans Melchior Werner, Michael Eisele, Färber, Ludwig Beck, Barbier, Hans Jac. Bihler, Messerschmied, Andr. Daubmann, Goldschmied, Hans Melchior Rausch, Caspar Zolling, Barbier, Hans Konrad Steinhard, Glaser, Mattheis Luppold, Sailer, Hans Jak. Stehle, Färber, Hans Walter Werner, Hieronymus Ziegler, Barbier, Hans Georg Alber, Schreiner, Hans Georg Strobel, Hafner, Hans Georg Scholder, Gerber. Die Mitglieder verpflichteten sich, die verstorbenen Mitglieder zu Grabe zu geleiten und 8 Träger zu stellen, am Anfang auch das Bahrtuch, um, wie auch die seit dem Jahr 1895 bestehende Sterbekasse den Zweck hatte, „den Mitgliedern oder deren Angehörigen“

gen die Sorge für ein anständiges Begräbnis (durch Auszahlung eines Sterbegeldes von 20 bis 25 Mark) zu erleichtern“. Das Vermögen des Vereins belief sich am Anfang des Jahres 1895 auf 1500 Mark. Alljährlich fand am Pfingstmontag in der Versammlung die Rechnungslegung statt. Am Stiftungstag wurde ursprünglich eine Bratwurst gegeben. Am 30. Januar 1921 wurde der Antrag gestellt, die Bruderschaft aufzulösen. Gegen 5 Stimmen wurde dieser Antrag angenommen. Schon während des 1. Weltkrieges war die Mitgliederzahl sehr stark zusammengeschrumpft. Der letzte „Oberbruder“ war Kirchenpfleger Maute.

Mit der Auflösung war eine lange, bis in das Mittelalter zurückreichende Tradition abgebrochen. In sozialen, caritativen Einrichtungen lebt aber der in den Bruderschaften wirkende Gedanke weiter, und in der einstigen Kapellenreihe der Evang. Stadtkirche wird die Erinnerung an den Heiligen der Bruderschaft wach gehalten.

Die Sebastian-Kapelle der Stadtkirche

Die Seitenschiffe der Stadtkirche enthielten durch Heranziehung der Strebepfeiler, die nach außen nur eine dreikantige Lisene bilden, eine Kapellenreihe. Auf der südlichen Flucht der Seitenkapellen zeigen die Schlußsteine von Ost nach West St. Gallus mit Bär, St. Sebastian, auf den von Gewölbeansätzen 4 Armbrustschützen ihre Pfeile richten, das Balingener Wappen, St. Katharina und 2 Steinmetzzeichen „F“ und „A“. Der vierte Schlußstein fehlt. Die Konsole bildet dort ein wappenhaltender Engel. Zwischen den Streben bilden sich nischenartige rechteckige Räume, die im ausgehenden Mittelalter die Altäre aufnehmen mußten. An der Stadtkirche bestanden mehrere Kaplaneien und Altarstiftungen, die alle je einen Altar hatten, die bestimmt auch kostbare Bildwerke und gold- und farbenglühende Tafeln hatten, da zur Zeit der Erbauung der Kirche die Familie Weiß durch drei Generationen in Balingen eine bedeutende Malerwerkstatt besaß (s. HBl. Januar 1980).

Die Sebastiansbruderschaft erhielt immer wieder reiche Schenkungen wie die des Bau-

meisters Lorenz von Koblenz (siehe oben). Sebastian genoß sowohl als Patron der Schützengilde als auch in der religiösen Bruderschaft eine hohe Verehrung. In den oft wiederkehrenden Pestzeiten stieg er in der Anschauung als Patron gegen die Pest zu den bedeutendsten und am meisten verehrten Heiligen auf.

Nach dem Urbar von 1543 über die Pfründen besaß die Sebastianskaplanei Wiesen in Balingen, „Wyhhain“ (Weilheim), „Walstetten“ (Waldstetten) und Edingen. Ein Lehen in Weilheim trug 8 Schilling und je ein Malter Vesen und Haber, 2 Hühner und 60 Eier vom „Haimgarthen“ (Heimgarten), „uf Vogelsang“, „Ösch in der Ow (Au)“ und „an der Heppenruck“. Ein Weilheimer Hof gehörte 1430 dem Balingener Bürger Wurer und wurde von dessen Erben 1440 hälftig an die Sebastians- und Fabianskaplanei verkauft. Nach der Reformation kam der Hof an das Balingener Spital. Über alle Pfründen übte Württemberg das Patronatsrecht aus.

Anm. 1: 1925 wurden von Pfarrer Pfeffer, Lautlingen, die Jahresrechnungen 5 Faszikel aufgefunden (im Stadtarchiv Balingen). 2. 1468 waren Mitglied Hans Jakob Schemer, Kirchherr zu Weilheim und Hans Mestli, Kirchherr zu Engstlatt. 3. 1468 waren Meister Claus Hablützel, Meister Armbruster und Meister Zimmermann Mitglied. 4. 1468 war Martin Götz „ain Caplan uf Sant Sebastian-Altar zu Balingen“. 5. 1476 zählte die Bruderschaft 57 Mitglieder, darunter 7 Geistliche, 12 Frauen. 6. 1472 sind neue Pfleger eingesetzt worden: Meister Johannes der Kirchherr zu Balingen, Herr Joh. Hiltlen, Hainrich Löw und Herr Byter (Beuter). 7. Unter den Ausgaben wird 1469 aufgeführt: „36 Schilling um Wachs, 15 Heller von Kerzen zu machen, 3½ Sch. von Trögli gemacht und 14 an dilen dazu, 5 Sch. um gleich und schloß“. 8. 1504 schuldet (sol) Meister Hans Mäler (Maler) 17 Sch. für Sträl und Einschriebgeld. 1521: „Joseph Mäler sol 6 Sch. 8 H. verfallen auf Martini usw. 1523 sind Joseph Mäler und Claus Scherer neue Pfleger. Bis 1525 finden sich Einträge über die Malerfamilie Weiß.“

Eisen von der Alb

Von Rudolf Linder, Albstadt-Tailfingen

Vor etwas mehr als 100 Jahren gab es im Bereich der Südwestalb einen Industriezweig, der inzwischen ausgestorben ist: die eisenschaffende Industrie. Gegründet durch die Initiative der damaligen Landesfürsten und auf der Grundlage der vorhandenen heimischen Rohstoffquellen von Eisenerz (Bohnerz und Brauneisenstein) und Holz (Holzkohle) bestanden insgesamt 10 Hüttenwerke, 5 Hammerwerke und eine große Anzahl von Bohnerzgruben (siehe Karte). Im jetzigen Kreisgebiet rauchten damals zwar keine Hochöfen, doch wurde an mehreren Orten Bohnerz gewonnen.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,

So wurde im vorigen Jahrhundert mit nationaler Begeisterung gesungen. Doch diese Aussage ist irreführend, denn Eisen wächst nicht, höchstens das Eisenerz. Im Weißjuragebiet ist es in Form von Bohnerz, im Braunjuragebiet ist es in der Gestalt von Brauneisenstein „gewachsen“.

Bekanntlich werden die Weißjurakalke unter Einfluß von kohlesäurehaltigem Wasser aufgelöst. Als fester Rückstand verbleibt neben Kieselsäure unreiner Ton (= Lehm). Die gelbe bis braune Farbe des Lehms rührt von den darin enthaltenen oxydierten Eisenverbindungen (Schwefeleisen oder kohlesäures Eisen) her. Da der Eisengehalt des Kalks 0,1-0,5% beträgt, hat man berechnet, daß für die Entstehung von 1 m Bohnerzletten 6 m Verwitterungslehm erforderlich ist, der wiederum aus 100-200 m aufgelöstem Kalk gebildet wird. Dieser Vorgang begann vor etwa 140 Millionen Jahren mit der Trockenlegung Süddeutschlands.

Der Lehm wurde in Lehmwannen zusammengeschwemmt. Dort zog sich der Eisengehalt zu Kügelchen zusammen, die im Laufe der Zeit immer größer wurden (= Konkretion). Das Wachstum dieses Bohnerzes ging bei wärmerem Klima schneller vonstatten. Es bildeten sich Lettenerze mit schalenförmigem

Bau, die bis zu faustdicken Kugeln anwachsen. Die Farbe der Bohnerze ist gelbbraun bis schwarz, der Eisengehalt beträgt 28-44%. Neben Lettenerzen unterscheidet man noch Felsenerze, die sich in den Spalten des Jurakalkes befinden. Sie bestehen zum Teil aus eingeschwemmten Lettenerzen. Die Felsenerze sind hochwertiger und reicher als die Lettenerze. ¼-½ des Erzgrundes besteht aus Bohnerz, das man in Spalten (= waagrechte Bohnerzschlotten) von z. T. 200 m Länge bis zu 30 m Tiefe abbaute. Teilweise war dazu Stollenbau vonnöten, was ein Abstützen mittels Sprießholz erforderlich machte.

Gründung von Eisenhütten

Die Gründung der Hütten- und Hammerwerke erfolgte nicht auf privatwirtschaftlicher Basis, sie kam vielmehr durch die Initiative der Landesherren zustande. Nach dem Dreißigjährigen Krieg versuchten sie, ihre nicht gerade rosigen Staatsfinanzen durch die Errichtung von Hüttenwerken aufzubessern. Aus einem 1838 geführten Prozeß zwischen der Gemeinde Emmingen ab Egg und dem Fürsten von Fürstenberg geht hervor, daß die Erzgräber freies Schürfrecht hatten, jedoch verpflichtet waren, die Bohnerze bei den Hütten des Landesherrn abzuliefern.

Der Standort der Hüttenwerke war abhängig

von großen Wäldern, in denen Holzkohle erzeugt wurde, und von den Erzvorkommen. Für die Hammerwerke (Ludwigstal, Bärental, Bronnen, Thiergarten, Lauchenthal) war zusätzlich Wasserkraft standortbestimmend. Drei von ihnen lagen an der Donau (bei der damals die Versickerung noch nicht so fortgeschritten war wie heute) und zwei an Nebenflüssen der Donau.

Im fürstenbergischen Gebiet gab es Hüttenwerke in Blumberg (1662), Ippingen, Bachzimmern (1710) und Thiergarten (1670-1863). Die Schmelze im Kriegertal (1688) mußte 1810 aufgegeben werden, da die Wälder abgeholzt waren. Die Erzschrüfer von Emmingen ab Egg sollten nun nach Bachzimmern liefern, schmuggelten aber zum Teil das Erz in das nähere württembergische Ludwigstal. Die dabei angewandten Tricks sind in einem Erzschrügerlied überliefert.

Auch der württembergische Landesherr Eberhard Ludwig (1677-1733) konnte Nebeneinnahmen gut gebrauchen (Grävenitz!) und gründete 1696 das nach ihm benannte Ludwigstal bei Tuttlingen (heute Schwäbische Hüttenwerke GmbH, zur Hälfte im Besitz des Landes Baden-Württemberg) und 1698 die Eisenschmelze in Talheim, die bis 1723 bestand. Im württembergischen Kernland gab es schon vorher Eisenhütten in Königsbronn, Heidenheim und Friedrichstal bei Freudenstadt. Die Bewohner der südlichen Landesteile bezogen vorher das Eisen aus dem Fürstenbergischen, was geringere Transportkosten verursachte.

Auch Vorder-Österreich hatte zwei Hüttenwerke: in der Grafschaft Oberhohenberg in Harras bei Wehingen (1679) mit Hammer in Bärental (an der Landesgrenze, wo die Bära am stärksten war) und in der Grafschaft Nellenburg in Zizenhausen bei Stockach. Nachdem unter Napoleon Oberhohenberg an Württemberg gekommen war, wurde im Jahre 1823 das Schmelzwerk Harras, mit Ludwigstal vereinigt und 1832 aufgehoben.

Fürst Meinrad II. von Hohenzollern-Sigmaringen gründete 1707 die Eisenhütte Lauchenthal. Diese entwickelte sich im 19. Jahrhundert unter dem Bergverwalter, Haller zu einem modernen Betrieb, der heute noch besteht (Fürstlich Hohenzollerische Eisenhütte Lauchenthal). Wie im Ludwigstal wird heute dort nur noch Eisen gegossen, aber nicht mehr erzeugt.

Selbst in der kleinen Herrschaft Enzberg (Mühlheim/Donau) gab es einen Hochofen mit Hammerwerk in Bronnen.

Bohnerzgewinnung im Kreisgebiet

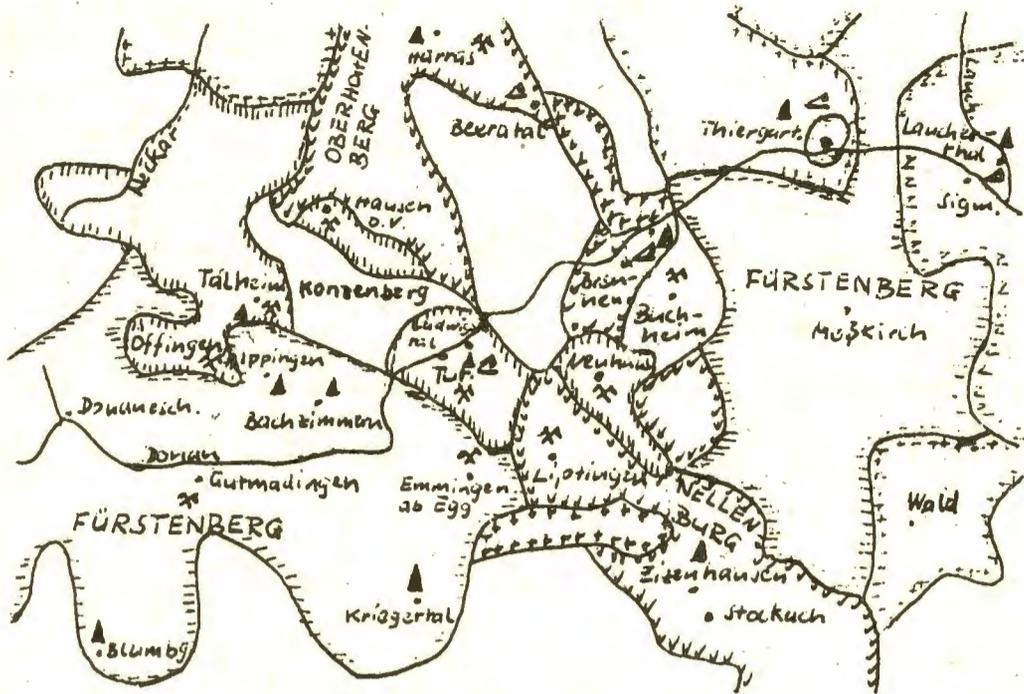
Da ein großer Teil des Kreises im Bereich des Weißjura liegt, ist es nicht verwunderlich, daß früher in vielen Kreisgemeinden Bohnerz gefördert wurde. 1775 wurde in Obernheim, Oberdigisheim und Tieringen nach Bohnerz gegraben und an das am nächsten gelegene Werk Harras geliefert.

Seit etwa 1780 wurde in Truchteltingen auf den Fluren Raiden, Böllen, Hörnle und Meneisteig sowie in Tailfingen in Richtung Hausen und im Waldstetter Tal Bohnerz abgebaut, das in Ludwigstal verhüttet wurde. Als dort 1861 der Hochofenbetrieb eingestellt wurde, kam das Erz nach Friedrichstal bei Freudenstadt. Auch Ebingen, Winterlingen, Lautlingen und Nusplingen sandten das Erz nach Ludwigstal (Nusplingen ursprünglich nach Harras, da es zur Grafschaft Oberhohenberg gehörte).

In Lautlingen gab es 1824 laut Gewerbeliste einen Erzgräber und -wäscher, 1829 deren 19. Zwischen 1840 und 1844 gruben Lautlinger Erzgräber auch auf Truchteltinger Markung. Aus dem Truchteltinger Gemeinderatsprotokoll geht hervor, daß sie um Sprießholz für die Erzgrube auf dem Hörnle (beim Schafhaus) nachsuchten. Der Gemeinderat beschloß: „Es ist diesen Leuten solch Sprießholz auf dem Hörnle aus der Gemeindewaldung abzugeben. Die Erzlöcher aber müssen die Erzgräber wieder einebnen.“ (Dr. Bitzer: Tailfinger Heimatbuch, S. 35.)

Auch in Winterlingen wurde seit dem 18. Jahrhundert nach Erz geschürft, das im Winter mit Ochsenfuhrwerken hauptsächlich nach Ludwigstal gefahren wurde. Ende 18. Jahr-

Eisenindustrie an der oberen Donau im 18. Jahrhundert



≡ Fürstenberg ||||| Württemberg WV Vorderösterreich ZZZ Hohenzollern
 + geistl. Gebiete * Bergwerk ▲ Hochofen △ Hammerwerk

hundert bis 1863 befanden sich Erzgruben in Bitz, deren Erze zu Verhüttung nach Thiergarten kamen.

Mitte des 19. Jahrhunderts war Onstmettingen die bedeutendste Abbaugemeinde. Dort befand sich sogar ein staatlicher Aufseher über die Erzgruben. Bohnerz wurde gefunden im Kohlwinkel, am Gockeler, im Bernloch, im Dettling und am Brunnenbühl. Zwischen 1861 und 1862 bezog Ludwigstal durchschnittlich jährlich 3913 Kübel (1 Kübel = 240 Pfund) Bohnerz. (Zum Vergleich: Ebingen und Nusplingen 1855/56 1234 Kübel, Lautlingen 1857/58 1760 Kübel, Winterlingen 1857/58 681 Kübel). Das Erz wurde in Onstmettingen ursprünglich dort gewaschen, wo 1840 die Dorfmühle erstellt wurde; kurz danach wurde am Rand des oberen Dorfes ein Schlemm- und Pochwerk errichtet.

Eisengewinnung

Die Erfindung der Eisenherstellung war für die Entwicklung der Kultur von so grundlegender Bedeutung, daß man das dritte vorgeschichtliche Zeitalter Eisenzeit nennt. Auch auf der Schwäbischen Alb kommen aus dieser Zeit vereinzelt Schlacken zum Vorschein.

Damit wir uns ein Bild von der Eisenproduktion um 1700 machen können, soll die Talheimer Schmelze skizziert werden (Quelle: Bergat Dr. Reinert, Die Talheimer Schmelze in Tuttlinger Heimatblätter). Diese bestand aus dem Hochofen, dem Schuppen für die Holzkohlevorräte (man verwendete tannene und buchene Kohlen), der Erzwäsche und der Erzpoche, in der das Erz zerkleinert wurde. Die Belegschaft bestand aus durchschnittlich sieben Arbeitern, darunter Gastknappen aus Tirol, die im sogenannten Laborantenhaus wohnten. Sie betrieben das Hüttenwerk und bauten auch das Erz ab, das aus dem Braunjura gewonnen wurde. In den ersten vier Wochen des Schmelzbetriebes erzeugten sie 565 Zentner Roheisen, später etwas mehr. Die Wochenleistung eines Laboranten betrug also rund 20 Zentner.

Um eine Tonne Holzkohlenroheisen herzustellen, benötigte man etwa 3 t Erz und 0,7-1,3 t Holzkohle. Da die Ausbeute in der Köhlerei 20 Gewichtsprozente beträgt, brauchte man zur Herstellung von 1 t Holzkohle 5 t Holz. Rechnet man vereinfachenderweise bei Fichtenholz mit einem Gewicht von 0,5 g/ccm, so erforderte die Produktion von 1 t Eisen 10 Festmeter Fichtenholz. Um 10 Festmeter Fichtenholz zu gewinnen, mußten bei einem 100jährigen Bestand etwa 2 Ar Wald abgeholzt werden.

Trotz des verhältnismäßig geringen Ausstoßes an Eisen (ein moderner Hochofen erzeugt in 24 Stunden etwa 1000 t Roheisen) war der Bedarf an Holzkohle so groß, daß die Talheimer Waldungen nicht ausreichten. Es mußte noch Holz aus St. Georgen im Schwarzwald nach Talheim gebracht werden, das streckenweise auf der Brigach bis nach Villingen gefloßt wurde.

Nach 20-30 Wochen mußte ein Hochofen abgetragen und wieder frisch aufgebaut, zubereitet und in Brand gesetzt werden. Zur Kühlung des Ofens war Wasser notwendig, denn der Schmelzpunkt des reinen Eisens liegt bei 1528° C. (Ein neuzeitlicher Hochofen hat eine Lebensdauer von 10-15 Jahren, der Kühlwasserverbrauch beträgt bei einem Ofen mit 600 t Tageserzeugung ungefähr 10 cbm/Minute; das ist der Wasserverbrauch einer mittleren Stadt).

Wirtschaftliche Bedeutung

Das Bohnerzschürfen wurde selten hauptberuflich (vergleiche Lautlingen), zum größten Teil jedoch im Nebenerwerb von den Bauern in der arbeitsarmen Zeit betrieben. In Onstmettingen betrug um 1855 die jährlichen Einnahmen etwa 2000 Gulden. Der Gegenwert von einem Kübel Bohnerz entsprach etwa einem Laib Brot, der damals 30 Kreuzer kostete. Es wäre interessant zu wissen, wie lange man dafür mühsam arbeiten mußte.

Da zur Eisenproduktion auch eine große Menge Holzkohle notwendig war, haben manche Einwohner ihren Lebensunterhalt als Holzfäller oder Köhler bestritten. Auch der Transport der Rohstoffe brachte zusätzliche Einnahmen.

Auf dem Rückweg wurde sicher Eisen befördert, das in den Kreisgemeinden weiterverarbeitet wurde. So stand um 1850 in Onstmettingen das Nagelschmiedgewerbe in voller Blüte, und der um 1800 von Bitzer Schmieden hergestellte Bitzer Pflug, der über den Bezirk hinaus eine Rolle spielte, dürfte wohl aus heimischem Eisen gefertigt worden sein. Höchstens mittelbaren Einfluß hatten die Hüttenwerke auf das Messerschmiedgewerbe. Die Hüttenwerke unserer Gegend stellten keinen Stahl her, konnten aber, durch ihre Verbindung mit anderen Hütten, die Lieferung von Stahl vermitteln.

Durch den riesigen Holzkohlenverbrauch fielen große Mengen von Rinde an. Die Rinde wurde deshalb billig, und in manchen Städten mehrten sich die Rotgerber. (Ebingen 1699: 5; 1719: 12; 1733: 14; 1788: 20; 1825: 22). Auch die auf der Lederherstellung aufbauende Schuhproduktion dürfte starke indirekte Impulse von der Eisenproduktion erhalten haben.

Das Ende

Mit der Erfindung der Eisenbahn war eine neue Zeit angebrochen. Für das Maschinenzeitalter waren ungeheure Mengen von Eisen erforderlich. Die Roheisenproduktion der Welt betrug 1776 etwa 0,2 Mio Tonnen, 1865 etwa 10 Mio Tonnen - also in knapp 100 Jahren eine Steigerung um das 50fache! Der Ausbau der Eisenbahnnetze verbilligte den Transport der Erze und des Eisens. Man verhüttete vor allem im Ruhrgebiet reichere und billigere Erze mit dem dort erzeugten Steinkohlenkoks. Um 1860 sanken die Preise für Erze und Eisen so stark, daß sich der mühselige Abbau von Bohnerz nicht mehr lohnte. 1861 wurde der Hochofenbetrieb in Ludwigstal eingestellt, zwei Jahre später wurde auch die Schmelze in Thiergarten aufgegeben. Interessant ist, daß man noch einmal im Dritten Reich in der Talheimer Gegend nach abbauwürdigem Erz suchte, allerdings ohne Erfolg.

Erinnerungen

Die etwa 200jährige Geschichte des 'Eisenzeitalters' in unserem Raum ist nicht ohne geschichtliche Relikte geblieben. Namen wie 'Zur Eisengrube' (Straße in Bitz), 'Hammer' (Gasthaus in Thiergarten), 'Schmelze' (Bezeichnung für Harras), 'Schmelzäcker' (Felder, die zum Eisenwerk Talheim gehört haben) erinnern an diese Zeit. Bei den ehemaligen Schmelzen findet man heute noch Schlacken, und nicht selten kann man im Gelände nicht ganz eingeebnete Erzgruben erkennen.

Östlich von Veringenstadt (Breitenberg) wurde im ehemaligen Abbaugelände ein Freilichtmuseum geschaffen, das besuchenswert ist. Man sieht dort verlassene Erzgruben, eine Förderanlage, eine Erzbenne, mit der früher das Erz befördert worden ist, und einen Kohlenmeiler.

Dem Eingehen der Eisenindustrie in unserem Raum dürfen wir nicht nachtrauern! Der große Bedarf an Holzkohle hätte sicher zu einer starken Verringerung unserer schönen Fichten- und Buchenwälder geführt.

Von Ärzten und Apothekern, Kranken und Krankenhäusern im alten Ebingen

von Dr. Walter Stettner

Fortsetzung

Gelegentlich mußte Dr. Haux als Unteramtsarzt auf Anordnung des Stadtschultheißenamts Leute untersuchen, die bei „Händeln“ Verletzungen davongetragen hatten. Zwei Fälle aus dem Jahr 1842 sind überliefert. Beim einen lautet der Befund: In der Nähe des hinteren oberen Winkels des linken Seitenwandbeins eine einen starken halben Zoll lange, auf die Knochenhaut dringende Wunde,

und auf dem vorderen Teil des linken Seitenwandbeins ungefähr zwei Zoll von der genannten Wunde entfernt eine ähnliche, an Länge und Tiefe gleichkommende Verwundung der Kopfschwarte. Diagnose: Daß die Wunden, durch fremde Einwirkung entstanden, keine absolute Arbeitsunfähigkeit oder sonstige Krankheit zur Folge haben und ohne bleibenden Nachteil bei einiger Schonung in wenigen Tagen heilen.

Den anderen Fall beschreibt Dr. Haux so: Im Gesicht und am Hals, namentlich auf der linken Seite 14 teil mehr, teils weniger lange gekratzte Streifen, wovon mehrere mit einer Blutkruste bedeckt, wovon die zwei stärksten bedeckten auf der linken Wange gegen die Nase hin sich befinden. Diese Hautverletzungen sind durch Fingernägel fremder Hände bewirkt worden, haben aber weder Krankheit noch Arbeitsunfähigkeit noch einen bleibenden Schaden zur Folge. Zu diesem Fall ist vermerkt, daß sich die beiden Kontrahenten wieder versöhnten und die Klage zurückgenommen wurde. Der „Kratzer“ übernahm die Untersuchungskosten (1 fl. 30 kr.) (39). Im Mai 1848 erschien Dr. Haux (wie auch einige weitere Bürger) trotz wiederholter öffentlicher und spezieller Aufforderungen nicht vor der Wahlkommission zur Stadtratswahl; er mußte das mit 30 Kr. büßen (40). Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß der alte, königstreue Soldat die revolutionären Umtriebe des Jahres 1848 verabscheute; oder sah er gar sein Medaillengeld in Gefahr? Im Jahr 1850 erkrankte Dr. Haux schwer. Er bat deshalb um Enthebung von seinem Amt als Unteramtsarzt. Diese Bitte wurde ihm im August 1850 vom König gewährt. Im Februar 1852 ist Dr. Haux gestorben. Er hatte es gegen Ende seiner Dienstzeit zu einigem Wohlstand gebracht. Im Jahr 1846 konnte er der Stadt ein Darlehen von 1500 fl. gewähren, das mit 4 % zu verzinsen war (41).

Dr. Tobias Christian Schneckenburger und Dr. Carl Georg Ludwig Palm

Nach dem Rücktritt des Dr. Haux tauchte die Frage auf, ob man nicht die Unteramtsarztstelle streichen könne. Die Debatte darüber wurde mit großer Härte, ja Erbitterung geführt, weil parteipolitische Überlegungen mitspielten. Im entscheidenden Stiftungsrat waren die beiden gleichberechtigten Vorsitzenden, Stadtpfarrer Hochstetter und Stadtschultheiß Glanz, gegensätzlicher Meinung. Der Stadtpfarrer war für die Aufhebung der Stelle und hatte dabei die Mehrheit des Stiftungsrats hinter sich; der Stadtschultheiß, ein rabiater Liberaler, wollte die Stelle beibehalten und wurde darin vom Bürgerausschuß unterstützt. Er suchte die Befugnisse des Stiftungsrats einzugrenzen und die eigentliche Entscheidung der Amtsversammlung zuzuschieben; er boykottierte die Sitzungen des Stiftungsrats. Einig war man sich nur darin, daß man auf jeden Fall einen Armenarzt benötigte. Es praktizierten damals hier zwei jüngere Ärzte, Dr. Schneckenburger und Dr. Palm. Der erste war nur in innerer Medizin ausgebildet, Dr. Palm auch in höherer Chirurgie und Geburtshilfe. Dieser setzte sich entschieden für die liberale Sache ein, er war eine zeitlang Vorstand des Märzvereins. Aber, wie es scheint, waren er und Dr. Schneckenburger verträgliche Naturen; sie arbeiteten noch 20 Jahre nebeneinander, ohne daß wir von Streitigkeiten oder Eifersüchteleien hören.

Im März 1850 beschloß zunächst der Stiftungsrat, die Stelle eines städtischen Armenarztes von der des Unteramtsarztes zu trennen und vorläufig den beiden hiesigen Ärzten Dr. Schneckenburger und Dr. Palm die Stellvertretung mit dem seitherigen Gehalt des Stadtarmenarztes zu übertragen. Der Oberamtsarzt in Balingen erhob gegen die Aufhebung der Unteramtsarztstelle Bedenken, die aber vom Oberamt zurückgewiesen wurden. Im Juli 1850 beschloß die Amtsversammlung Balingen nach dem Vorgang des Stiftungsrats mit großer Stimmenmehrheit, die Stelle eines Unteramtsarztes nicht wieder zu besetzen. Auch die Regierung „wußte gegen die Aufhebung des Unteramtsarzdistrikts nichts zu erinnern“ und überließ es den Ebinger Kollegien, wegen Regulierung der ärztlichen Versorgung der Armen und der Krankenanstalten einen definitiven Beschluß zu fassen. Im Stiftungsrat stellte nun der Stadtschultheiß den Antrag, bei der endgültigen Aufstellung des Armenarztes auf einen Mann Rücksicht zu nehmen, der neben der Inneren Medizin auch die höhere Chirurgie und Geburtshilfe verstehe; er habe dann die Behandlung der Armen in beiden Beziehungen unentgeltlich zu besorgen.

der Stiftungsrat hielt es aber für ein Unrecht, den Dr. Schneckenburger auszuschließen. Vor der entscheidenden Abstimmung teilte Stadtpfarrer Hochstetter den beiden Ärzten die geplante Regelung mit und erhielt deren Zustimmung.

Der Stiftungsrat beschloß dann: 1) Für die innerliche ärztliche Behandlung der hiesigen Ortsarmen einschließlich der im Hospital und Krankenhaus befindlichen Ortsangehörigen wird eine jährliche Aversalsumme von 226 fl. aus der Stiftungskasse bezahlt. Für die höheren chirurgischen und geburtshilflichen Fälle, zu deren Behandlung die besoldeten Wundärzte 2. Klasse nicht befähigt sind, wird eine jährliche Vergütung von 34 fl. festgesetzt. 2) Zu den Zahlungsunfähigen, die unentgeltliche ärztliche Hilfe anzusprechen haben, sind nicht bloß diejenigen zu rechnen, die in der Armentabelle aufgeführt sind oder gar keine Mittel haben, sondern auch diejenigen, denen bei Erwerbslosigkeit, in welche die Familie durch Krankheit versetzt worden ist, die Bezahlung äußerst schwerfallen würde. 3) Als Armenärzte werden die beiden hier befindlichen und verbürgerten Ärzte Palm und Schneckenburger in der Art aufgestellt, daß jeder derselben von dem für innere ärztliche Behandlungen ausgesetzten Gehalt die Hälfte, Palm dagegen für die höheren chirurgischen und geburtshilflichen Fälle, deren Behandlung ihm allein übertragen wird, den ganzen Gehalt von 34 fl. zu beziehen haben soll. 4) Bei den Kranken im Spital und Krankenhaus soll zwischen den beiden Ärzten ein jährlicher Turnus stattfinden. Armen Kranken außerhalb dieser Anstalten bleibt es überlassen, an welchen der beiden Ärzte sie sich wenden wollen. 5) Bei Verhinderung eines Arztes wird ihn der andere vertreten (42). Mit dieser Regelung erklärten sich hinsichtlich der Behandlung innerer Krankheiten beide Ärzte einverstanden; dagegen schien dem Dr. Palm die Vergütung für die Behandlung der chirurgischen Fälle ungenügend. Der Stiftungsrat trug dem Rechnung: Die Behandlung der chirurgischen Fälle sollte einzeln verrechnet und vergütet werden. Für das Kalenderjahr 1851 wurde die Behandlung Kranker im Spital dem Dr. Schneckenburger übertragen, die der Kranken im Krankenhaus dem Dr. Palm (43). 1852 setzten sich in der Amtsversammlung die Vertreter Winterlingens und Onstmettings für die Wiederherstellung eines Unteramtsbezirks Ebingen ein, da sie einen besonders weiten Weg nach Balingen zum Oberamtsarzt hatten, jedoch ohne Erfolg. Es ist nun an der Zeit, die beiden jungen Ärzte vorzustellen. Dr. Tobias Chr. Schneckenburger war 1812 in Thalheim im Oberamt Tuttlingen als Sohn des Kaufmanns Tobias Schneckenburger geboren; sein Bruder war der Dichter Max Schneckenburger, dessen bekanntestes Lied einst die „Wacht am Rhein“ war. 1837 erstand er vor dem Medizinalkollegium die Staatsprüfung in innerer Medizin und war damit ermächtigt, eine Praxis der inneren Heilkunde zu führen. Auch zum Impfen war er legitimiert, impfte aber nicht. Im Amts- und Intelligenzblatt für das Oberamt Balingen (dem Vorläufer des Albboten) machte er am 13. Januar 1839 seine Niederlassung hier bekannt und bot seine Dienste dem Publikum an. Arme und unbemittelte Kranke wollte er mit Vergnügen unentgeltlich behandeln. Er nahm Wohnung bei Herrn Stadtrat Schmid im Müller Rehfußschen Haus parterre. Ein gutes Jahr später lud er Freunde und Bekannte der Stadt und Umgebung auf Dienstag, 5. Mai 1840 zur Copulation und „zu der im Gasthof zum Mohren dahier vor sich gehenden Hochzeit“ mit Christiane Sauter, der Tochter des Konditors Johann Martin Sauter, ein. Nach der Eheschließung machte das junge Paar anscheinend eine Hochzeitsreise, denn am 20. Mai gab er folgende Anzeige auf: „Von meiner Reise wieder zurückgekehrt, benachrichtige ich das Publikum, daß ich meine alte Wohnung im Müller Rehfußschen Hause auf dem sog. Kirchgraben wieder bezogen habe, und biete meine Dienste als Arzt wiederholt an mit der Bemerkung, daß ich das mir geschenkte Zutrauen in Beziehung auf meiner Behandlung sich anvertrauenden Kranken stets auf die gewissenhafteste Art rechtfertigen werde

und jeder Zeit bereit bin, armen und unbemittelten Kranken unentgeltlich Hilfeleistung angedeihen zu lassen“.

Vermutlich hatte auch Dr. Schneckenburger wie sein Bruder eine dichterische oder wenigstens eine literarische Ader: Er war es wohl, der am 18. Dezember 1840 zur Bildung einer Lesegesellschaft einlud, die von mehreren Seiten gewünscht wurde. Jedenfalls war er es, der auf 3. Januar 1842 die halbjährliche Rechnungsabhör der Plenarversammlung der Lesegesellschaft ankündigte und der auf 3. Dezember 1842 ins Lokal der Gesellschaft einlud zur Beratung darüber, in welcher Ausdehnung die Gesellschaft für das nächste Jahr fortbestehen solle. Er gab auch am 20. März 43 das Ende der Gesellschaft durch Stimmenmehrheit der Mitglieder nach dreijährigem Bestehen bekannt, wobei er „im Auftrag der Gesellschaft sämtliche bisherigen Mitglieder auf nächsten Samstag abends 6 Uhr zu einem guten Gänsebraten in das Gesellschaftslokal ein(lud), um noch einigermaßen einen Genuß von der Sache zu haben“ (44).

Mit seinem ursprünglichen Wirt, dem Kaufmann Schmid, muß es bald zum Bruch gekommen sein, denn schon im Februar 1840 strengte er eine Verleumdungsklage gegen Schmid beim Stadtschultheißenamt an (45). Die gegenseitige Abneigung beider muß noch etliche Jahre vorgehalten haben: Im Herbst 1845 ging Dr. Schneckenburger eines Abends um 10 Uhr mit dem jungen Johann Adam Kauffmann vom Wirtshaus zum Mohren nach Hause. Man hatte vorher davon gesprochen, bei wem die Kosten der Abschrift des von Professor Robert von Mohl verfaßten Briefes, der die Wahl eines Abgeordneten für den Bezirk Balingen betraf, eingezogen werden sollten. Auch Kauffmann war gefragt worden, ob er etwas leiden wolle. Im Gespräch über Herrn Mohl bezweifelte Kauffmann, daß Mohl einen europäischen Ruf habe. Da bemerkte der Doktor, jetzt spreche ein anderer aus ihm, nämlich sein Onkel, der Kaufmann Schmid. Dagegen verwahrte sich Kauffmann energisch, was Dr. Schneckenburger zu einer abschätzigen Bemerkung veranlaßte. Kauffmann klagte zunächst vor dem Stadtschultheißenamt, nahm dann aber seine Klage zurück und versöhnte sich mit dem Doktor (46).

Im Juli 1844 stellte Dr. Schneckenburger bei der Frau des Zeugfabrikanten Johannes Kauffmann zur Traube eine narkotische Vergiftung fest, die von der Arznei herrührte, die ihr der Medikaster Emele in Ringingen gegeben hatte. Der Rest dieser Arznei wurde vom Stadtschultheißenamt durch den Amtsboten an das Oberamtsgericht eingeschickt (47). Gelegentlich hatte auch ein Doktor Pech mit seinen Kunden. 1849 ist ein Fall aktenkundig geworden, wo ein Patient die Arztrechnung von 2 fl. nicht bezahlen konnte. Dr. Schneckenburger reichte eine Schuldklage ein, aber das Gericht kam zu dem Ergebnis, daß bei dem Schuldner wegen seiner Mittellosigkeit nichts zu holen sei, der Arzt ging leer aus (48). Im Oktober 1876 ist Dr. Schneckenburger hier gestorben. Carl Georg Ludwig Palm war als Sohn des hiesigen Apothekers Johann Ludwig Palm am 1. Februar 1812 geboren worden. Er wurde schon nach einer neuen Prüfungsverordnung von 1839 examiniert, nach der zwei Prüfungen vorgeschrieben waren. Beide Male, 1839 und 1840 wurde sowohl in innerer Medizin als auch in höherer Wundarzneikunde und Geburtshilfe geprüft. Palm verbrachte die Zeit zwischen den beiden Prüfungen an den Tübinger Kliniken; bei der 2. Prüfung erhielt er in „Medizin“ die Note IIb mit Annäherung an IIa, in höherer Chirurgie die Note IIb.

Fortsetzung folgt

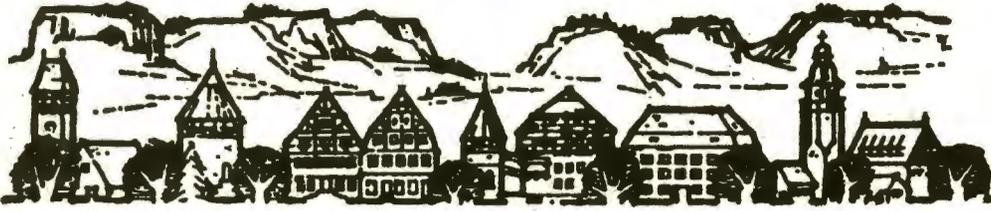
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

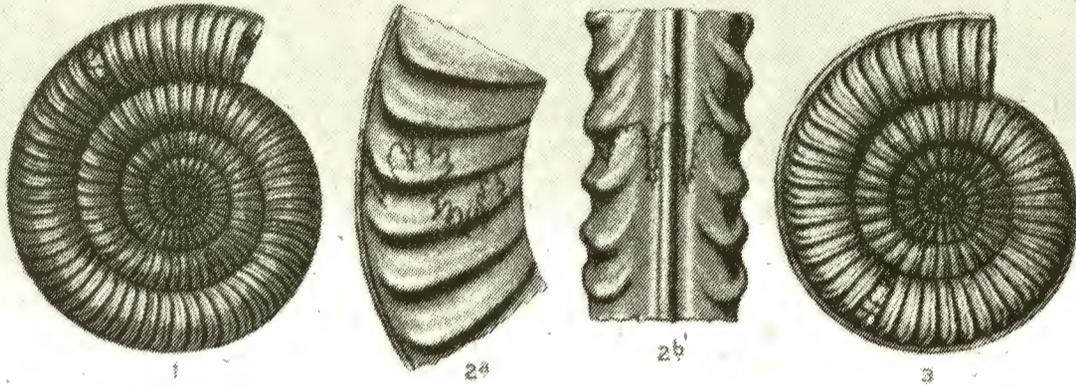


Balingen

Jahrgang 28

31. Dezember 1981

Nr. 12



Von Fossilfunden unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

Unsere Gegend ist reich an Fossilien, an Denkmalen des sich über viele Jahrtausende erstreckenden Lebens. Es sind zweifelhafteste Versteinerungen der Ammonshörner, der Belemniten, der Muscheln, des Ichthyosaurus oder eines Mammutzahnes.

Die grauen, starren, leblosen Versteinerungen mögen manchmal zunächst wenig zu sagen haben, aber bald wird man von der Vielzahl der Wunder der Formen gefangen genommen sein. Es sind Ammoniten mit eleganter dünner Scheibe bis zum dickkugelig aufgeblähten Gehäuse, mit den aus Streifenbündeln, aus Sichel- und Gabelrippen, Knoten, Dornen und Stacheln bestehenden prächtigen Verzierungen und der köstlichen Zeichnung der Lobenlinien (Abb. 1: ein Beispiel aus E. Fraas „Der Petrefaktensammler“: 1. *Ammonites spiratissimus*, 2. *Bucklandi*, 3. *geometricus*). Wer könnte sich dem Eindruck der blumenhaften Seelilienkelche mit ihren vielen geschmeidigen ins endlose gegliederten Armen entziehen? (s. Heimatk. Blätter Juni 1981). Wer könnte sich der Wirkung der reizvollen Ornamente eines Cidaritengehäuses verschließen? (Abb. 2: Seeigel). Wunderschön sind die Sterne der Korallenstöcke. Die Drachengestalten der Meeres-, Land- und Flugechsen, die gewal-



Seeigel

tigen Säugerriesen der Eiszeit, Höhlenbär, Höhlenlöwe, Auerochs, Mammut usw. bewegen unsere Gedanken. Alle diese Fossilien haben vor Jahrtausenden, sogar vor Jahrtausenden gelebt: „Die Fossilien-Skelette sind eine Schrift, an deren Wahrheit sich nicht rütteln läßt“. Und sie haben hier bei uns gelebt!

Wo uns im Heimtmuseum die toten Gerippe aus Vitrinen und von den Wänden herab gespenstisch ansehen, da tobten vor über 140 Millionen Jahren die sturmgepeitschten Wogen des Jurameeres, durchfurcht von beutegierigen Saurierscharen, da breitete sich unter tropischem Himmel einst ein Meer aus, und in der blauen Flut standen die lockeren Kelche buntfarbener Korallen, ließen Seelilien ihre flimmernden Arme spielen (Abb. 3: „Leben im Jurameer“, nach Georg Wagner). Eine Schöpfung tut sich unserem Geiste auf, von einer zeitlichen Ausdehnung, gegen welche sich die Menschheitsgeschichte wie das letzte Einzelbild in einem unermeßlich langen Film mit einer Fülle von Gestalten ausnimmt.

Die Fossilien in ihrer Vielfalt und ihren mannigfachen Gestalten wurden in der Vergangenheit verschieden gedeutet. In seiner Geschichte vom Wunderbad Boll aus dem Jahr 1598 gibt Johann Bauhinus eine Abbildung des sogenannten Seegrasschiefers aus dem Boller Jura und der Zeichner sah statt der sich überkreuzenden Pflanzenstreifen nackte Menschengestalten. Noch um 1700 gab der württembergische Hofprediger Hiemer Beschreibung und Abbildung des Schwäbischen Medusenhauptes, einer fossilen Seelinie aus dem Liasschiefer. Er erklärte sie als durch die Sintflut aus dem Ozean zu uns hereingeschwemmt.

Das Werden der Versteinerungen

Wie kommt es nun, daß in den Versteinerungen von Pflanzen und Tieren, die vor Jahrtausenden lebten, etwas erhalten bleiben konnte? Was erhalten blieb, sind bei Tieren in der Hauptsache diejenigen Teile, die schon zu deren Lebzeiten aus mineralischer, d. h. unverweslicher Substanz bestanden, also bei den Wirbeltieren die Knochen, bei Weichtieren die Kalkschalen, von Korallen und Schwämmen das aus Kalk oder Kiesel bestehende Stützgerüst usw. Doch es können auch diese Harteile der Tiere nach ihrem Tode der Zerstörung

verfallen, wenn sie an der freien Luft liegen bleiben. Der Kalk kann aufgelöst, die Leimsubstanz der Knochen zerstört werden, so daß schließlich nichts mehr übrig bleibt. Sie bleiben aber erhalten, wenn sie von den atmosphärischen Einflüssen abgeschlossen werden. Dies geschieht, wenn die Leichen oder die Knochen und Schalen der Weichtiere in die Ablagerungen der Gewässer geraten. Die dort zur Ablagerung kommenden Abfälle schützen dann die Knochen und Schalen. Bei der Erhärtung der betreffenden Ablagerung können sie schließlich ein Bestandteil fester Gesteine werden.

Nun weist unsere Gegend dadurch Ablagerungssteine auf (Muschelkalk, Keuper, Jura, Tertiär), die im Laufe von Jahrtausenden ihre ursprünglich waagrechte Lage verloren haben und heute gegen Südosten, gegen die Donau hin fallen, so daß auf verhältnismäßig beschränktem Raum viele Schichten an der Oberfläche zutage treten und uns die in ihnen enthaltenen Fossilien darbieten.

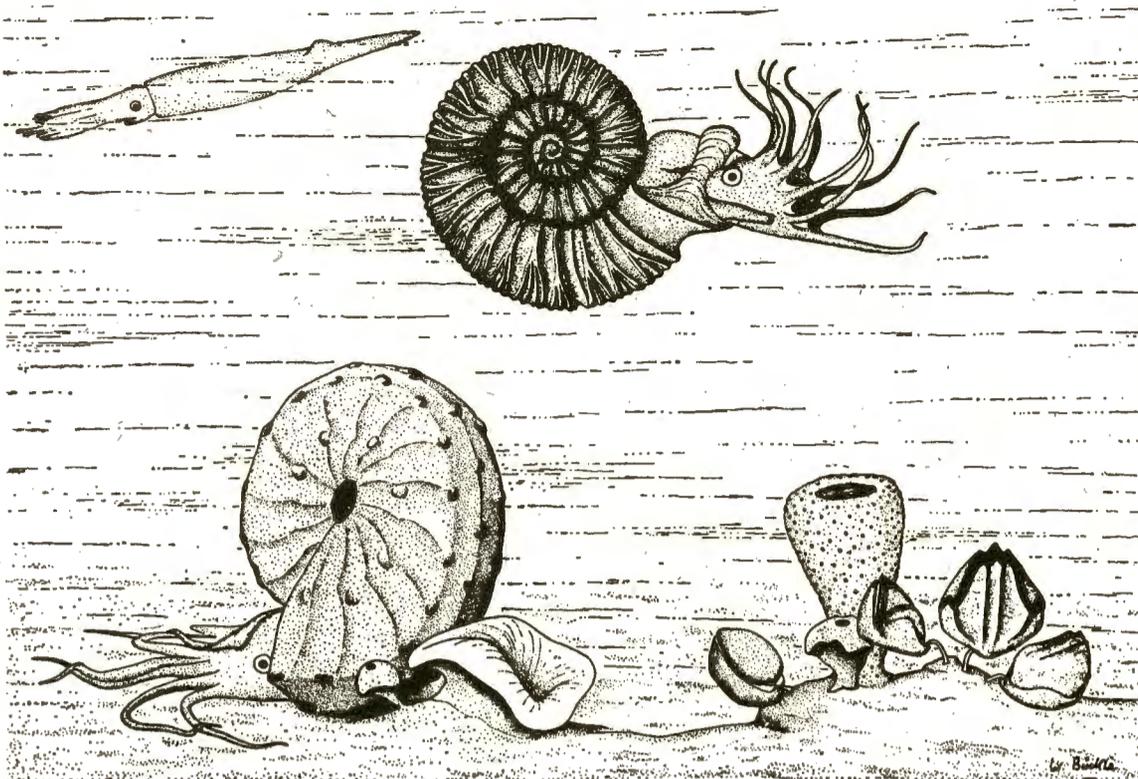
Fossilien Sammler

Im schwäbischen Land kann das Sammeln von Fossilien fast als eine Nationalleidenschaft bezeichnet werden. In kaum einem anderen Land wird man wie in Württemberg so viele begeisterte Fossilien Sammler und Liebhaber aus allen Ständen, vom Pfarrer, Lehrer, Kaufmann bis zum Steinbrucharbeiter beisammen finden (s. Heimatk. Blätter Juni 1977). Bis aufs Jahr 1546 (Aricola) gehen erste Meldungen über das Petrefaktensammeln zurück. Das Interesse für die Versteinerungen wurde aufs glücklichste gepflegt und befruchtet durch die Vertreter der Wissenschaft am Naturalienkabinett Stuttgart und an der Universität Tübingen, allen voran durch Quentstedt, Oscar und Eberhard Frass, und aus den Reihen der Nichtfachgeologen gingen Führer hervor wie Pfarrer Dr. Theodor Engel. Zwei dieser hervorragenden Kenner und Erforscher der Geologie unserer Heimat waren zeitweise als Pfarrer in unserem Laufen tätig. Oscar Fraas (1824–1897) war von 1850 bis 1854 Vikar in Laufen, Theodor Engel (1842–1933) heiratete 1870 in Laufen und erhielt bis zu seinem Wegzug 1872 wertvolle Anregungen für seine weitere Arbeit.

Die Liebe zu den Fossilien war bei Oscar Fraas väterliches Erbe. Er war der Sohn des Balinger Dekans Christoph Friedrich Fraas, der in dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein eifriger Sammler von Fossilien der Balinger Gegend war. Er war am 12. März 1791 in Neipperg geboren und starb am 5. Mai 1861 in Stuttgart (s. Bild). Der Balinger Dekan teilte dem Fossilien Sammler und -händler P. H. Mohr „Notizen über den Jura seiner Umgebung“ mit, denn er hatte eine bedeutende Fossilien Sammlung von den Bergen um Balingen zusammengebracht.

Unsere Fossilien

Bekannt sind die ausgezeichneten Fossilien, wie Farne, Schachtelhalme und Nadelhölzer der Lettenkohlsandsteine und aus dem Schilfsandstein des Keupers. Von dem Saurier, dem Krokodil *Myriosuchus*, aus dem Stubensandsteinbruch im Kühlen Grund liegen Fundstücke im Balinger Heimtmuseum. Die im Knollenmergel liegenden großen Dinosaurierskelette von Trossingen erregten schon vor dem 1. Weltkrieg Aufsehen. An dem vom Trosselbach freigelegten Hang konnte Ober-



Leben im Jurameer nach Georg Wagner

lehrer Munz, Trossingen, Knochenreste beobachten und konnte Professor Fraas für die Landessammlung Stuttgart dort ein wunderbar vollständiges Skelett von Plateosaurus trossingensis gewinnen. Später wurden hier eine ganze Reihe von Skeletten gehoben. Auch unweit Tübingen wurden Knochenreste der Landbewohner gefunden.

Sind im Keuper die Fossilien im großen und ganzen doch Seltenheiten, so genießt der Schwäbische Jura den besten Ruf für seinen Petrefaktenreichtum. Quenstedt hat allein in seinen „Ammoniten des Schwäbischen Jura“ 2585 Exemplare davon abgebildet und so aller Welt bekanntgemacht. Am bekanntesten geworden ist aber Holzmaden bei Kirchheim/Teck. Es gibt heute kein besonderes naturgeschichtliches Museum, das nicht seinen Ichthyosaurus und Seelilien von Holzmaden hätte. Hier wurden Fleinsplatten des Posidonien-schiefers zu Ofenplatten abgebaut, und in den darüber liegenden Schiefen wurde man auf die seltsamsten Funde aufmerksam. Oscar Fraas schildert in anschaulicher Weise in „Vor der Sinflut“ wie es beim Surierfang zugeht: „In den Schiefen, die in offenen 15-20 Fuß tiefen Gruben ausgebeutet werden, liegt durchschnittlich auf einer Quadratrute ein „Tierle“, wie der Arbeiter die Saurier nennt. Da liegen sie in ihren vieltausendjährigen Steinsärgen, vom Schiefer dicht umhüllt, nur die rohen Umrisse erkennt man, wie bei den in Leinwand gewickelten Mumien. Man sieht den Kopf durchblicken, die Wirbelsäule, die Lage der Extremitäten, die ganze Länge des

Tieres, und raschen Blicks erkennt aus dieser Form schon der Arbeiter, ob es ein Tier mit Flossen ist (Ichthyosaurus) oder mit Pratzten (Teleosaurus). . . „Ihre Präparation hat Dr. h. c. Bernhard Hauff zu unerreichter Vollkommenheit gebracht. Einzigartig paläontologische Schätze, wie die herrlichen Plestosaurier, Flugsaurier, Ichthyosaurier und Seelilien sind in Sammlungen der ganzen Welt, vor allem aber in die Tübinger Universitätsammlung gekommen. Der Reichtum ist hier besonders groß. Am Grund des Meerbeckens, auf den die Tiere niedersinken, muß alles Leben erstarben sein. Auch die Sammlung des Portlandzementwerks Dotternhausen kann sich sehen lassen.

Noch einmal müssen bei uns ähnlich günstige Verhältnisse für die Erhaltung wesentlicher Reste vorzeitig höheren Lebens geherrscht haben: Zur Zeit der Entstehung der Nusplinger Plattenkalke des Oberen Weißen Jura. Schon zu Zeiten Quenstedts konnten Bruchstücke geschwänzter und ungeschwänzter Flugsaurier im Nusplinger Plattenbruch freigelegt werden. Die Küste des Jurameers war so weit herangerückt, daß hier Landpflanzen und luftbewohnende Saurier den Meereskrokodilen, „den sehr zahlreichen Fischen und Krebsen, sowie niederen Salzwasserbewohnern aller Art beigesellt wurden. Auf den glatten Tafelflächen sind feine Einzelheiten wie Flughäute oder Fühler und Füße größerer Krebse ausgezeichnet überliefert. Selten schöne Einblicke in jene Zeit des späten Jura sind uns vergönnt, von dem hohen Wert der zahlreichen Museumsstücke ganz zu schweigen“ (Hennig). Die Nusplinger Vorkommen genießen Weltruf. Mehrfach wurden hier Grabungen durchgeführt (1899 Firma Schütz, Bonn).

Die Universitäten Tübingen, Paris, Freiburg u. a. können als Ausbeute eine größere Zahl der stattlichen Squatinen (Rochen), vollständige Skelette von Flugsauriern und Meeressauriern (Geosaurus) verzeichnen.

Zur selben Zeit lebten auch die Korallen im tropischen Jurameer, deren verkieselte, aus sternförmig angeordneten Kalkblättern bestehende Sockel durch ihre Schönheit auffallen.

Wichtige Funde aus der Tertiärzeit wurden bei Frohnstetten gemacht. Fossile Zähne, Kiefer und Knochen von seltenen Raubtieren, von Paarhufern und Unpaarhufern kamen in einer 12 m tiefen Grube, in der Bohnerze abgebaut wurden, zum Vorschein. Im Laufe von ein paar Jahren wurden nach dem Zeugnis von Quenstedt über 100 000 Zähne dieser Tiere gesammelt, neben noch zahlreicheren Knochenstücken. Die fremde Welt der Frühtertiärzeit (mittleres Eozän) entsteht vor unseren Augen aus dem Vorzeitgrab wieder auf. Auch aus der mittleren Tertiärzeit sind Funde zwischen Winterlingen und Harthausen auf der Scher bekannt. Haiische hinterließen ihre Zähne. Turmförmige Schnecken (Chitharellen), Austern und Meereiheln (Balanen) beweisen, daß ein Meer von Süden her auf die Alb heraufgegriffen hat. Hier rollte die Brandung auf der Null-Meter-isohypse.

Bei Stetten am kalten Markt hat auch noch der letzte Abschnitt des Tertiärs, das untere Pliozän, Spuren hinterlassen, in großen Zähnen eines Rüsselträgers, Dinotherium giganteum, bei dem die „Stoßzähne“ im Unterkiefer abwärts wuchsen. Hier wurden auch Funde des Raubtieres Amphicyon diaphorus gemacht.

Aus dem Diluvium ist ein Mammutzahn im Balingen Heimatmuseum, der 1934 beim Straßenbau zwischen Stockenhausen und Zillhausen gefunden wurde. Der Urelfant (Elephas primigenius) von 4 m Höhe, mit einem dichten rotbraunen Wollhaarpelz bekleidet, und mit ungeheuren Stoßzähnen bewehrt, muß durch unsere Gegend getrotet sein, in der nur Gräser, Flechten und Moose, kümmerliche Sträucher und wenige Blütenpflanzen den Boden bedeckten. Die Landschaft ähnelte dem heutigen nördlichsten Sibirien. Hier zogen auch die Herden der Rentiere.

Nicht zuletzt müssen wir noch der zahlreichen Höhlen unserer Schwäbischen Alb gedenken, die Reste eiszeitlicher Tiere geliefert haben, allen voran die Bärenhöhle bei Erpfingen, in der aus den eingeschwemmten 225 Zähnen 23 Arten von ausgestorbenen Säugetieren festgestellt werden konnten: Verwandte der Hasen, vom Biber, Südelefant, Maus, Hund, Bär, Hirsch, Elch usw. Im Jungdiluvium wurde die Höhle vom Höhlenbären aufgesucht, der wahrscheinlich die Höhle als Winterlager benutzt haben wird. Die Fossilienfunde, auf denen unser Wissen vom Leben in der Vorzeit begründet ist, sind sorgfältig aufzubewahren. Die natürlichen Aufbewahrungsstätten für diese zum Teil unersetzlichen Dokumente sind unsere Museen. Sofortige Meldung eines Fundes an die zuständigen Stellen tut daher stets Not, denn die nicht nur ästhetisch reizvollen und die Phantasie anregenden Gebilde stellen wichtige Dokumente zur Geschichte der Erde und des Lebens dar.



Dekan Christoph Friedrich Fraas

Von Ärzten und Apothekern, Kranken und Krankenhäusern im alten Ebingen

von Dr. Walter Stettner

Fortsetzung

Am 12. Juni 1840 ließ Dr. Palm im „Wöchentlichen Amts- und Intelligenzblatt“ folgende „Anzeige und Empfehlung“ erscheinen: „Nachdem ich zur Ausübung der internen Heilkunde, Wundarzneikunst und Geburtshilfe ermächtigt bin, habe ich mich entschlossen, meinen bleibenden Aufenthalt hier zu nehmen, und biete deshalb dem hiesigen und

auswärtigen verehrl. Publikum meine Dienste als Arzt ergebenst an mit der Versicherung, daß es mein eifrigstes Bestreben sein wird, das mir geschenkte Zutrauen zu rechtfertigen. Armen Kranken werde ich auch meine Hilfe gerne unentgeltlich angedeihen lassen. C. Palm prakt. Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer, im Hause des Herrn Mechanicus Sautter“.

So waren seit 1840 drei Ärzte hier tätig,

sicher zum Wohl der Kranken. Das Einkommen der beiden jungen Ärzte wird da nicht gerade üppig gewesen sein. Ausgerechnet im selben Jahr 1840 ließ sich auch noch in der Person des Gottlieb Haux ein weiterer Wundarzt und Geburtshelfer (jedoch 2. Klasse) nieder. Der hiesige Chirurg Landenberger wurde nebst drei weiteren Kollegen in den Ausschuß der Chirurgen des Oberamts Balingen gewählt.

Im Jahr 1853 verfügte der Stadtrat Sparmaßnahmen im Gesundheitswesen. Zwei Chirurgenstellen für die Versorgung der Armen wurden gestrichen, die Vergütung für die beiden Ärzte von bisher 226 fl. auf 210 fl. herabgesetzt. Es war dies eine Zeit großer wirtschaftlicher Not, während der Hunderte von Ebingern ausgewandert sind. Daher erhoben auch die Ärzte keinen Widerspruch. Nur für die höhere chirurgische Armenpraxis wurde eine feste Vergütung von 40 fl. eingeführt.

Das wurde nun gut fünfzehn Jahre so gehalten. Aber was in er schlimmen Notzeit begründete Notmaßnahme war, das mußte später bei wieder besserer Wirtschaftslage nicht auf die Dauer so bleiben. Im Jahr 1868 verlangte Dr. Palm eine spürbare Aufbesserung seiner Vergütung. Mit einer vorgeschlagenen Erhöhung des Honorars um je 25 fl. für beide Ärzte wollte sich Dr. Palm nicht mehr abspeisen lassen. Ein neuer Vorschlag des Stiftungsrats bot beiden Ärzten eine Zulage von 50 fl. Trotzdem legte Dr. Palm im Jahr 1869 seine Armenarztstelle nieder.

Dr. Ernst Karl Palm und andere

Nun fragten die beiden Kollegen „den zur Ausübung der inneren Heilkunde und der höheren Chirurgie ebenfalls befähigten, gegenwärtig hier befindlichen Sohn des Dr. Palm“, Dr. Ernst Karl Palm, ob er nicht geneigt wäre, als Armenarzt an die Stelle seines Vaters zu treten. Nach zweijährigem Hin und Her erklärte sich Dr. Palm der jüngere bereit, „die Stadtarmen, Hospitaliten und die im Krankenhaus untergebrachten Dienstboten und Stadtarmen, sowie diejenigen fremden unbemittelten Personen, für welche eine Verpflichtung öffentlicher Kassen zur Zahlung der Kurkosten besteht, bei innerlichen Krankheiten in Gemeinschaft mit Dr. Schneckenburger gegen den von 105 auf 155 fl. erhöhten Jahresgehalt von der Stiftungspflege und alle höheren chirurgischen Fälle gegen die bestehende Taxe zu behandeln“. Dieser Vorschlag wurde angenommen (51).

Die nächsten Jahre brachten einen häufigen Wechsel unter den Ärzten; Dr. Palm der ältere, der sich ganz ins Privatleben zurückgezogen hatte, starb im Mai 1874. Von seinen vier Kindern blieben zwei Söhne und eine Tochter hier. Palms langjähriger Kollege Dr. Schneckenburger verschied im Oktober 1876. Eine seiner Töchter hatte 1874 den Mechaniker und Eichmeister Louis Armbruster geheiratet, der bald darauf die Waagenfabrik August Sauter übernahm. Die junge Frau starb jedoch schon ein Jahr nach der Eheschließung.

Die Praxis des Dr. Palm mitsamt der Armenpraxis, wie schon erwähnt, sein Sohn Ernst Karl Palm hier geboren. Er hatte im Mai 1868 die Prüfung für innere Medizin, Wundarznei und Geburtshilfe abgelegt. 1875 heiratete er Juliane Margarethe Ott, die Tochter des hiesigen Kaufmanns Gottlieb Ott. Aus dieser Ehe sind zwei Töchter hervorgegangen, die den älteren Ebingern noch in Erinnerung sind: die ledig gebliebene Hedwig Margarethe Palm, die 1970 starb, und ihre Schwester Julie Bertha, die spätere Frau des Malers und Kaufmanns Ernst Hartje, 1971 gestorben.

Kurz vor Dr. Schneckenburgers Tod hatte sich hier der Arzt, Wund- und Hebarzt Dr. Knapp niedergelassen. Ihn bestellte nun im November 1876 der Stiftungsrat in Übereinstimmung mit dem Bürgerausschuß als zweiten Armenarzt mit einem Gehalt von jährlich 266 Mark (das sind die 155 fl., umgerechnet auf die 1875 eingeführte Markwährung) und mit der Bestimmung, daß der Betrag für die Behandlung der Armen und Dienstboten bei innerlichen Krankheiten gereicht werde. Für die Anstellungsweise, für die Verpflichtung des Armenarztes und das Verhältnis zum an-

deren Armenarzt Dr. Palm sollte der Stiftungsbeschuß vom Jahr 1857 aufrecht bleiben; für höhere chirurgische und geburtshilfliche Verrichtungen, zu denen auch Dr. Knapp berechtigt war, durfte die bestehende Taxe angerechnet werden. Aber ehe Dr. Knapp sich hier richtig eingearbeitet hatte, erreichte ihn im Juli 1877 ein Ruf auf die Distrikarztstelle in Herrenberg. So mußte er seine hiesige Armenarztstelle niederlegen.

Der Gemeinderat beschloß darauf, „die Armenarztstelle nicht zur Bewerbung auszusprechen, dagegen eine öffentliche Ankündigung zu erlassen des Inhalts, daß durch den Wegzug des Dr. Knapp ein Arzt Gelegenheit habe, sich hier niederzulassen und die Armenstelle zu erwerben“ (den Unterschied zwischen beiden Verfahren zu ermitteln ist wohl Sache eines Juristen).

Die „Ankündigung hat offenbar keine rasche Wirkung erzielt. Erst Anfang des Jahres 1880 ließ sich wieder ein Arzt hier nieder, Dr. Friedrich Schweizer, Sohn des Schulmeisters Jakob Schweizer in Tübingen, Jahrgang 1850, seit Februar 1873 mit einer Entringer Gastwirthstochter verheiratet. Er erklärte sich bereit, in die von seinem Kollegen Dr. Palm seither allein ausgeübte Armenpraxis gegen Gewährung der Hälfte des ausgesetzten Wartegeldes einzutreten. So stellte ihn die Ortsarmenbehörde ab 1. April 1880 als zweiten Armenarzt an. Aber vermutlich konnte er sich gegen Dr. Palm nicht beim Publikum durchsetzen. Schon im Frühjahr 1881 zeigte er der Ortsarmenbehörde an, daß er eine Stelle in Trossingen angenommen habe (wo er vermutlich der einzige Arzt war), in den nächsten Tagen dahin abziehen werde und daher seine Armenarztstelle niederlege. Dr. Palm war dann offenbar einige Jahre der einzige Arzt für die stark gewachsene Bevölkerung. Als Armenarzt bezog er die volle Vergütung für die Besorgung der Armen von 532 Mark.

Im April 1889 zeigte der Arzt Dr. Christian Binder dem Gemeinderat an, daß er sich hier zur Ausübung einer Praxis niedergelassen habe. Er lebe selbständig auf eigene Rechnung und möchte in die Rechte und Pflichten eines Bürgers eintreten. Das wurde ihm als Sohn eines zur Nutzung berechtigten Bürgers zuerkannt.

Dr. Binder, aus alter, angesehener Familie stammend, war am Neujahrstag 1856 als Sohn des Strumpffabrikanten Johann Gottlieb Binder und der Emma Therese Palm geboren. Er heiratete am 23. November 1895 Emilie Schmid, eine Tochter des Kommerzienrats Gottlieb Schmid, der zusammen mit seinem Schwiegervater die Trikotwarenfabrik Linder und Schmid gegründet hatte. Dr. Binder wurde später wie sein Kollege Dr. Palm mit dem Titel eines Sanitätsrates geehrt.

Dr. Binder war bereit, neben Dr. Palm auch als Armenarzt tätig zu werden, womit dieser einverstanden war. Er erhielt die Hälfte des bisherigen Wartegeldes, Dr. Palm behielt die andere Hälfte. Den Armen der Stadt und den an der Krankenpflegeversicherung Beteiligten sollte freigestellt sein, welchen von beiden Ärzten sie zuziehen wollten; die ärztlichen Verrichtungen im Krankenhaus aber wären von nur einem Arzt in halbjährlichem Wechsel vorzunehmen.

Den letzten Punkt des Beschlusses hielten die beiden Ärzte nicht für zweckmäßig, sie fürchteten, er könne leicht zu Unerträglichkeiten führen. Es sei am zweckmäßigsten, den Kranken im Spital ebenso wie denen in der Stadt freie Wahl zwischen den beiden Ärzten zu gestatten und nur einen Arzt den Kranken bis zu seiner Wiedergenesung behandeln zu lassen. Dem entsprechend änderte die Ortsarmenbehörde ihren Beschluß.

Anfang des Jahres 1892 erwies es sich als wünschenswert, die Anstellungsbedingungen für die beiden Armenärzte neu zu fassen. Sie lauteten nach dem Beschluß vom 20. April 1892 so: 1) Die Anstellung und Belohnung der Armenärzte ist seitens der Ortsarmenbehörde stets widerruflich, während die Armenärzte eine Kündigungsfrist von drei Monaten einzuhalten haben. 2) Um ihren Gehalt haben die Armenärzte die hiesigen Stadtarmen, die Spitaliten, die Mitglieder der Krankenpflegeversi-

cherung, die auf Rechnung von Armenverbänden hier in Verpflegung befindlichen Kranken und arme Gefangene innerlich und äußerlich, auch in geburtshilflichen Fällen, unentgeltlich zu behandeln, auch ebenso unentgeltlich den Gesundheitszustand solcher hiesigen und fremden Personen zu untersuchen, bei denen die Ortspolizei diese Untersuchung anordnet, eventuell ein Gutachten hierüber auszustellen. 3) Für höhere chirurgische und geburtshilfliche Verrichtungen dürfen Armenärzte die niedrigste bestehende Taxe anrechnen. 4) Den nach 2) und 3) zu behandelnden Kranken steht die Wahl des Arztes frei. 5) Zu den Stadtarmen sind nicht bloß diejenigen zu rechnen, die in der Armentabelle aufgeführt sind oder gar keine Mittel haben, sondern auch diejenigen, denen bei der Erwerbslosigkeit, in welche die Familie durch die Krankheit versetzt worden ist, in Vergleichung mit ihrem Vermögensstand und ihren sonstigen Hilfsquellen, sowie mit dem Betrag der in Frage stehenden Kosten die Bezahlung schwer fallen würde. In Anstandsfällen hat die Ortsarmenbehörde zu erkennen. 6) Die im Krankenhaus verpflegten Kranken der Ortskranken-, Betriebskassen und eingeschriebenen Hilfskassen, die durch besondere Genehmigung der Ortsarmenbehörde in das Krankenhaus kommenden Kranken (nämlich solche, die auf eigene Rechnung aufgenommen werden wollen, die von anderswoher gegen besondere und volle Vergütung hier untergebracht werden usw.) fallen nicht in das Dienstverhältnis der Armenärzte. 7) In Krankheitsfällen oder sonstigen Verhinderungsfällen des einen Arztes obliegt dem anderen die Behandlung der von dem verhinderten Arzt übernommenen Kranken ohne besondere Vergütung. 8) Der Gehalt für die Armenärzte beträgt dormalen (zusammen) 532 Mark.

Erst im Juli 1900 wurde das Wartegeld der beiden Armenärzte auf ihr Gesuch hin auf jährlich je 350 Mark erhöht (58). Und das war noch lange nicht üppig, wie wir heute sofort einsehen. Aber Sparsamkeit war früher eine Haupttugend der Ebingen und der meisten Deutschen. Dafür noch ein Beispiel.

Der Ortsarmenbehörde fiel im August 1891 auf, daß in vielen Fällen den Armen teure Getränke wie Arzneiwein, Malaga, Cognac, Tokayer usw. als Medikamente verordnet worden sind, wodurch die Rechnungen für die Armenpflege eine ungewöhnliche Höhe erreichen . . . Bei Patienten, welche auf Rechnung öffentlicher Kassen leben, sollten sich die Herren Armenärzte auf das Notwendigste beschränken und namentlich die angeführten Getränke, wenn in dieser Richtung etwas verabreicht werden muß, durch wohlfeilere Mittel zu ersetzen suchen.

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts traten in Nachbargemeinden die ersten approbierten Ärzte auf. Nach Winterlingen kam 1891 ein Dr. Arthur Höpfner aus Jena, der als Orts- und Armenarzt gegen ein Salär von 500 Mark jährlich die Angehörigen der Ortskranken- und Fabrikkasse unentgeltlich zu behandeln hatte. Ihm folgte schon im nächsten Jahr Dr. Max Wolbach aus Ulm.

Für Tailfingen kann ich als ersten Arzt Dr. Karl Korth aus Grabow nachweisen, der seit 1893 als Ortsarmen- und Kassenarzt die dortigen Mitglieder der Bezirkskranken- und Fabrikkasse M. Conzelmann für ein Jahresgehalt von 800 Mark betreute. Sein Nachfolger wurde 1898 Dr. Reinhold Hoffmann aus Ludwigsburg (60).

In Ebingen hat sich die Zahl der Ärzte, die zugleich Armenärzte waren, erhöht: Genügten im Jahr 1900 noch zwei Doktoren zur Versorgung der Stadt mit ihren 9000 Einwohnern, so zählte man 1914 immerhin schon fünf: Dr. Friedrich (Fritz) Bauer, Dr. Emil Bauer, Dr. Christian Binder, Dr. Theodor Eyrich und Dr. Daniel Groz (Sanitätsrat Dr. Palm war kurz zuvor gestorben). Diese fünf waren als Armenärzte verpflichtet, „sämtliche von der Ortsarmenbehörde Ebingen als arm anerkannten Kranken des Stadtbezirks Ebingen, von denen sie in Anspruch genommen werden, ohne Rücksicht auf den Unterstützungswohnsitz und die Staatsangehörigkeit ärztlich zu behandeln. Die Armenärzte werden sich der Armen

mit der selben Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt annehmen, wie sie die Ärzte in ihrer Privatpraxis ihren Kranken zuzuwenden bestrebt sind . . . Den Armen des Stadtbezirks Ebingen steht die freie Wahl unter den bestellten Armenärzten zu . . . Die Einzelleistungen der Armenärzte werden nach der jeweiligen neuesten württembergischen Medizinaltaxe honoriert. Die Armenärzte gewähren darauf 10% Rabatt. Die Ausbezahlung erfolgt durch die hiesige Armenpflege . . ." (61).

Die Zahl der unversicherten Armen, die der Armenpflege zur Last fielen, dürfte in dem Maß zurückgegangen sein, wie die gesetzliche Krankenversicherung immer breitere Kreise der Bevölkerung erfaßt hat.

Im ersten wie im zweiten Weltkrieg waren im ev. Vereinshaus und im Marienheim Reservelazarette eingerichtet, die meistens von den hier ansässigen Ärzten geleitet wurden. Schon vor 1914 wurde öfters die Frage erörtert, ob nicht auch in Ebingen für das Krankenhaus ein oder mehrere Krankenhausärzte angestellt werden sollten wie bei den meisten Krankenhäusern im Lande (62). Nach dem Krieg strebte vor allem die hiesige Ortskrankenkasse (AOK) eine solche Regelung an. Laut einer Denkschrift vom August 1919 glaubte sie, das sei für die Kranken besser als die freie Arztwahl. „Wenn jeder Arzt in jedes Zimmer komme und sich seine Patienten erst aussuchen müsse, sei es nur zu begreiflich, das Dutzende von Beschwerden einlaufen . . . Nicht minder schwierig sei es für das Personal, das in einem und demselben Saal verschiedene Verordnungen- und Behandlungsweisen zu besorgen habe“. Zu dem ließen sich durch Einstellung von Krankenhausärzten Kosten bei der Krankenkasse sparen. Erforderlich sei wohl eine Zweiteilung in eine Abteilung für innere Krankheit und eine für Chirurgie (63).

Die Eingabe der AOK, die auch von sechs Betriebskrankenkassen unterstützt wurde, leitete der Stadtschultheiß als Vorsitzender der Ortsarmenbehörde an den Vorstand des hiesigen Ärztevereins, Dr. Emil Baur, weiter. Dieser redete der Beibehaltung der bisherigen Regelung das Wort. Seitdem die Krankenkassen bestünden, sei im hiesigen Krankenhaus freie Arztwahl und Bezahlung nach der einzelnen Leistung üblich gewesen. Sowohl von den Ärzten wie von den Patienten sei diese Art der Versorgung der Kranken als beste anerkannt. Es falle natürlich den sechs oder noch mehr Ärzten nicht ein, die Patienten von Kollegen anzusehen. Beschwerden irgendwelcher Art seien dem Ärzteverein nicht bekannt, ebenso wenig Reibereien unter Kollegen wegen Patienten. Daß durch Anstellung von Krankenhausärzten die Kosten gesenkt werden könnten, bezweifelten die Ärzte. Dagegen empfahlen sie „die Überweisung des Krankenhausbetriebs an einen dem Gemeinderat gegenüber verantwortlichen Hausarzt“. Stiftungs- und Armenpfleger Hengstberger meinte, um den Wünschen der AOK nachzukommen, müßten wohl zwei Krankenhausärzte angestellt werden. Dem Dienstältesten von ihnen wäre die Krankenhausaufsicht zu übertragen. Die Behandlung von Privatpatienten im Krankenhaus könne, soweit Raum vorhanden, zugelassen werden und zwar bis zu sechs Betten (bei insgesamt dreißig), jedoch hätten die Kassen- und sonstigen behördlich eingewiesenen Kranken den Vorzug (eine bemerkenswerte Einstellung für das Jahr 1919: noch war das Krankenhaus in erster Linie eine Einrichtung für die Armen). Die beiden Krankenhausärzte sollten als Jahresbesoldung je 1200 M erhalten, dazu der Dienstälteste für die Aufsicht über das Haus und Behandlung der Spitalinsassen weitere 400 M. Die AOK schlug als Internisten Dr. Eyrich vor, der zugleich städtischer Vertrauens- und Armenarzt war, für die Chirurgie Dr. Emil Baur, auf dessen Betreiben ein Operationssaal eingerichtet und am 1. März 1919 eröffnet worden war. Jedem der beiden Ärzte wurden 15 Betten zugewiesen, davon drei für Privatpatienten. Als Stellvertreter für beide Abteilungen wurde Dr. Groz vorgeschlagen.

Die Armendeputation beschloß am Ende, die Neuordnung auf 1. Oktober in Kraft treten zu lassen und entsprechende Verträge mit den

beiden Ärzten abzuschließen (64). Die Krankenhausordnung von 1881 wurde durch eine neue (doch immer sehr obrigkeitliche) ersetzt (65).

Eine Anfrage der Württembergischen Regierung, wo im Lande für junge Ärzte Stellen in Krankenhäusern vorhanden oder zu schaffen wären, beantwortete Stadtschultheiß Spanagel im Oktober 1919 so: Das hiesige Krankenhaus kommt für die Errichtung einer Assistentenstelle nicht in Betracht, da das Gebäude wegen der beschränkten Raumverhältnisse (die eigentliche Zweckbestimmung des Gebäudes ist die Unterbringung Ortsarmer) nur über eine geringe Zahl von Krankbetten verfügt, so daß sich jährlich im ganzen höchstens 5 - 6 000 Verpflegungstage ergeben. Zur Zeit üben hier sechs Ärzte ihre Praxis aus, die den bestehenden Anforderungen vollauf genügen (66).

Die beiden vornehmlich auf Betreiben der AOK angestellten Krankenhausärzte kündigten auf 1. Juli 1920 ihre Mitarbeit auf. Ein junger Arzt aus Tübingen zog seine Bewerbung um die Stelle eines Krankenhausarztes zurück. Armenpfleger Hengstberger erfuhr bei einer Vorsprache beim Geschäftsführer des Eßlinger Delegiertenverbandes, daß bei Anstellung eines neu zuziehenden Arztes diesem vom Verband der württ. Ärzte und den hiesigen Ärzten seine Tätigkeit erschwert würde, er dürfte auch kaum auf eine nennenswerte Privatpraxis rechnen, so daß die Stadt einen hohen Festgehalt aussetzen müßte. Da sich kein neuer Bewerber um die Krankenhausarztstelle meldete, war man genötigt, wieder zum Prinzip der freien Arztwahl zurückzukehren und alle Ärzte im Krankenhaus zuzulassen (67).

Der im Hochinflationjahr 1923 begonnene Neubau des Krankenhauses ging im Frühjahr 1924 seiner Vollendung entgegen. Damit tauchte erneut die Frage auf, ob die Kranken durch eigens dafür angestellte Krankenhausärzte oder, wie bisher, durch alle hiesigen Ärzte mit freier Arztwahl versorgt werden sollten (68). Jetzt war auch noch zu bedenken, daß sich inzwischen weitere Fachärzte, vor allem der Gynäkologe Dr. Pape, niedergelas-

sen hatten. Wollte man die freie Arztwahl nicht beibehalten, so wäre die Stadt genötigt gewesen, mindestens drei Krankenhausärzte anzustellen. Dafür fand sich wenig Begeisterung. Man beschloß daher, die freie Arztwahl beizubehalten, aber einen Arzt als Chefarzt im Nebenamt mit der Aufsicht zu betrauen. Im Juli 1924 kam ein „Vertrag und Dienstanweisung der Stadtgemeinde Ebingen, vertreten durch die Ortsarmenbehörde, und der am Krankenhaus tätigen hiesigen Ärzteschaft“ zustande (69). Danach bedurften die Ärzte der Zulassung, die für die schon hier tätigen sieben Ärzte Dr. Baur, Dr. Richard Beck, Sanitätsrat Dr. Binder, Dr. Eyrich, Dr. Groz, Dr. Pape und Dr. Wegenast gegeben war. Für die ärztliche Leitung des Krankenhauses wurde von der Ortsarmenbehörde Dr. Emil Baur nebenamtlich und privatrechtlich angestellt. Jeder Arzt behandelte die von ihm mit Zustimmung der Krankenhausverwaltung ins Krankenhaus eingewiesenen Kranken selbständig. Der leitende Arzt war für den hygienischen Zustand des Krankenhauses, für das ärztliche Instrumentarium und insbesondere die Operationseinrichtung samt Instrumenten verantwortlich. Er bezog dafür von der Krankenhausverwaltung einen Jahresgehalt vom 600 M.

Zum Schluß dieses Kapitels möchte ich eine wahrscheinlich unvollständige Zusammenstellung der Ärzte geben, die in Ebingen tätig waren, soweit sie noch im letzten Jahrhundert geboren sind. Bei einigen kann ich Würdigungen beifügen, die in der Presse erschienen sind. Sanitätsrat Dr. Karl Palm, Jahrgang 1842, gestorben 22. 2. 1912. „Fast mitten aus dem Beruf heraus, den der Verstorbene mit großer Treue ausübte, hat ihn der Tod abberufen. 45 Jahre lang war er als praktischer Arzt in Ebingen tätig und zahlreiche Familien sind sehr betrübt, als sie ihren lieben Hausarzt verloren haben. Herr Palm war ein Muster von Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit, und es gibt sicher keine Person in Ebingen, welche nicht mit Wehmut des Dahingegangenen gedenkt. Politisch zählte Herr Palm zur Volkspartei, welche ihrem langjährigen treuen Mitglied ein dankbares Gedenken bewahren wird.“

Fortsetzung folgt

Inhaltsverzeichnis 1981

	Seite
Die Apostelbilder von Bitz (Fritz Scheerer)	289/290
Von alten Bitzer Kirchen (Dr. Walter Stettner)	290/291
Das alte Schindelmachergewerbe (Fritz Scheerer)	291/292
Oberhohenberg und sein Übergang an Württemberg (Fritz Scheerer)	291/292
Kaiser von China erhält 1793 Planetarium von P. H. Hahn (Alfred Munz)	293/294
Das ehemalige Kloster Bernstein (Fritz Scheerer)	294/295
Das Degerfeld bei Ebingen, ein großes Gräberfeld der Frühen Eisenzeit (H. Breeg gest.)	295/296
Zwei bedeutende mittelalterliche Seelgerätestiftungen (Fritz Scheerer)	296, 300
Bogenfelder der Kirchenportale (Kurt Wedler)	297/298
Die Mutterkirche Tübingens: Gößlingen (Fritz Scheerer)	298/299
Der kallenbergische Schwur von 1617 in Nusplingen (Georg Miller)	299/300, 302/303
Die Plastiken der Geislinger St.-Ulrichs-Kirche (Kurt Wedler)	301-303
Das reichsritterschaftliche Geislingen (Fritz Scheerer)	303/304
Von unseren Fronhöfen (Fritz Scheerer)	304, 307/308, 312
Alpine Hochgebirgspflanzen auf unseren Bergen (Fritz Scheerer)	305/306
Kirchenstühle zeigen die Rangordnung an (Eugen Gröner)	306/307
Ehemalige Fronhöfe des einstigen Kreises Balingen (Dr. Wilhelm Foth)	308
Wie Rosenfeld O/A Sulz 1848 Postort wurde (Rudolf Töpfer)	309/310, 316
Der Balingen Volksfreund berichtete über das KZ Heuberg	311, 316

Von der Tierwelt des Posidonienschleifers (Fritz Scheerer)	311/312
Im Barockjahr 1981 (Kurt Wedler)	313/314
Volkskundliches im Balingen Heimatmuseum (Fritz Scheerer)	314/315
Biozentrische Landschaftsdeutung (Rudolf Kerndter)	315/316, 319
Von den Kapellen unserer engeren Heimat (Fritz Scherer)	317/318
Das Kloster St. Gallen als Grundherr in unserer Gegend (Fritz Scheerer)	318, 323/324
Lehrer aus Schömburg im 19. Jahrhundert (Alfons Besenfelder)	318-320
Sonnige Wacholderheiden um Ebingen (Dr. Karl-Eugen Maulbetsch)	320
Von Ärzten und Apotheken, Kranken und Krankenhäusern im alten Ebingen (Dr. Walter Stettner)	321-323, 326-328, 331-332, 334-336
Die Weiler-Kirche (Kurt Wedler)	325/326
Die Weiber von Heselwangen (Hermann Häberlen)	326
Balingen Bruderschaften (Fritz Scheerer)	329/330
Eisen von der Alb (Rudolf Linder)	330/331
Von Fossilfunden unserer Gegend (Fritz Scheerer)	333-334
Kriechende Weide (300), Die Zwerg- oder Steinmispel (304), Die Beinwell (308), Die Akelei (312), Der Schneeball (316), Einige volkstümliche Pilznamen (324), Samenverbreitung durch Wind (328, Fritz Scheerer).	

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.